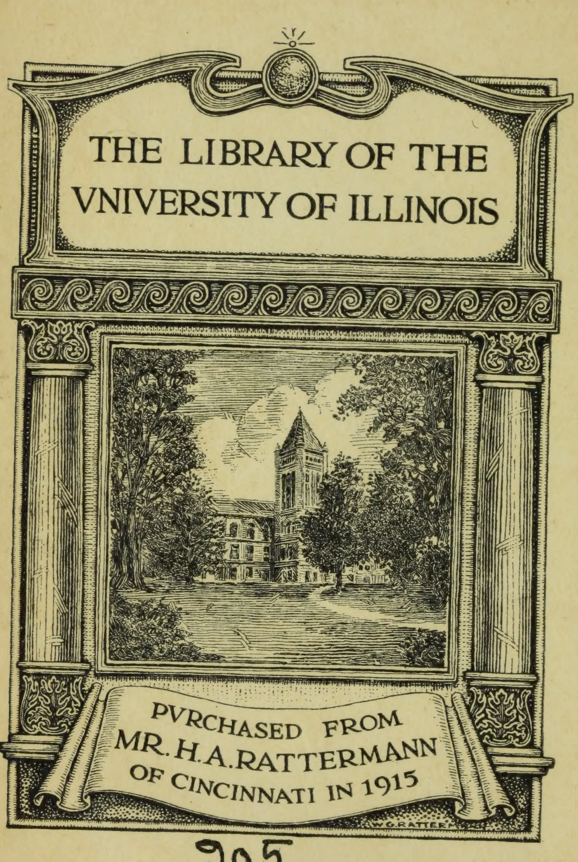
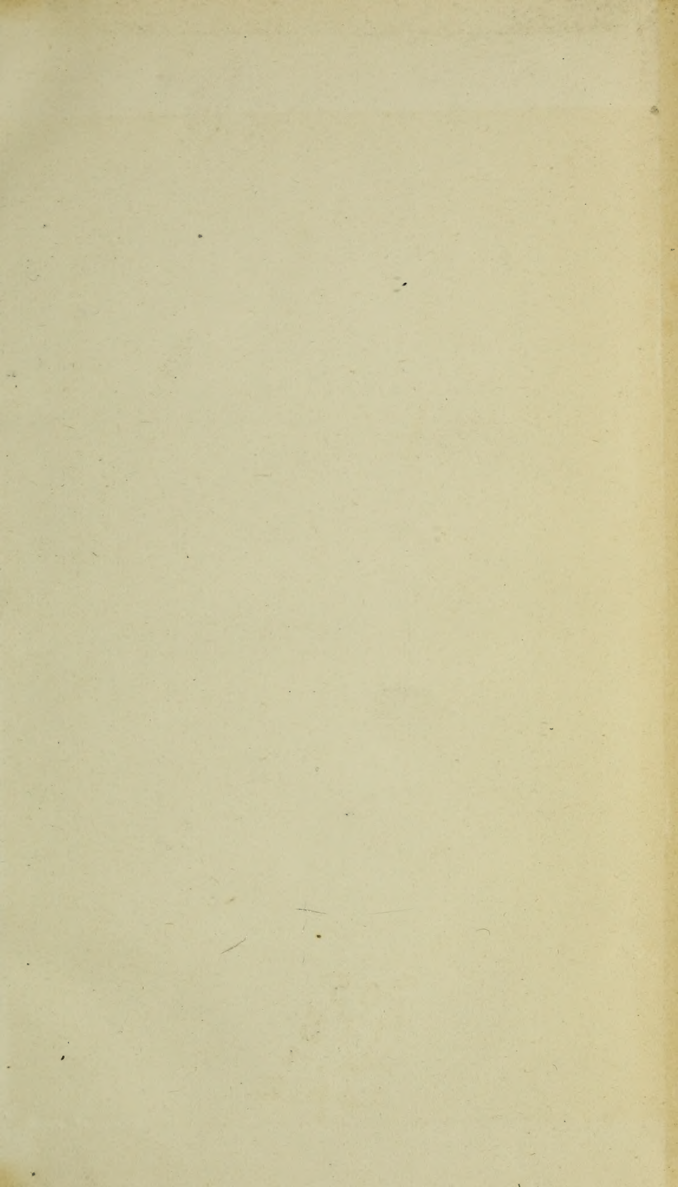
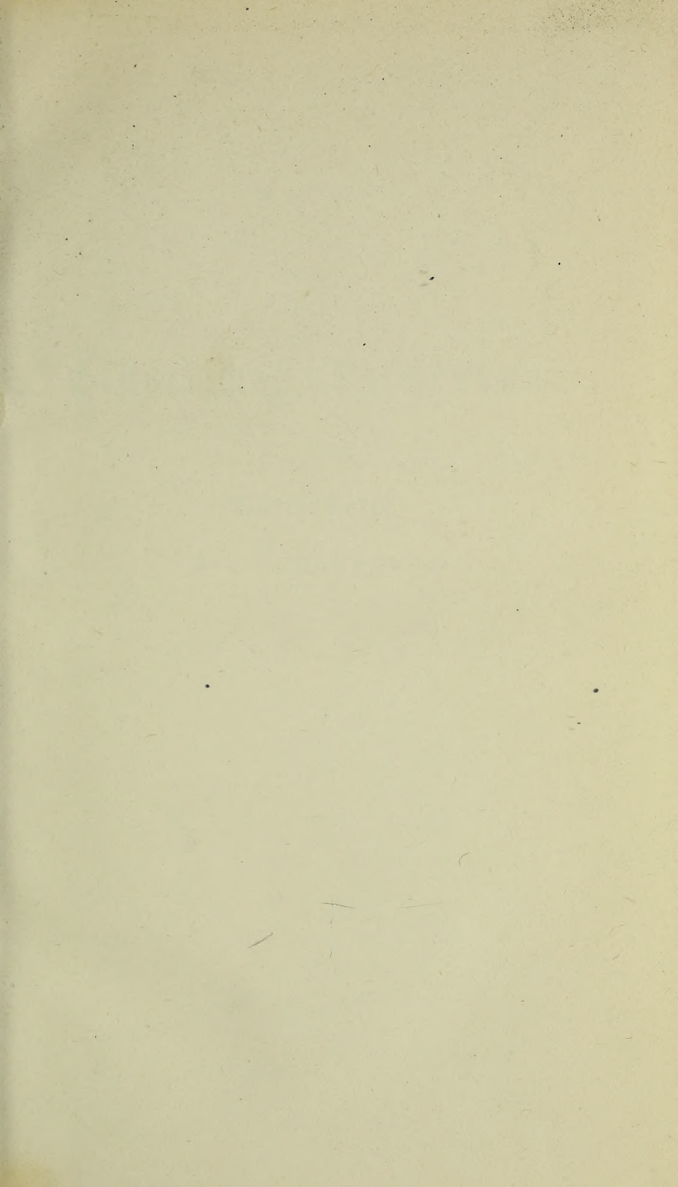
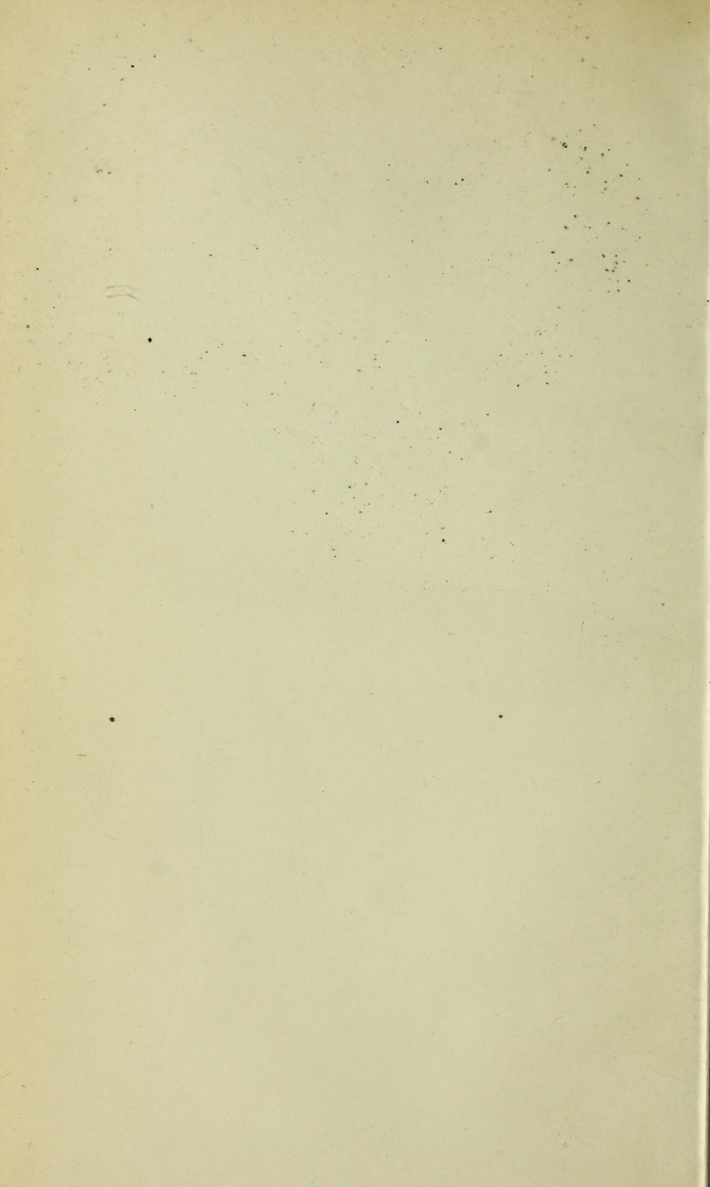



THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS
PVRCHASED FROM
MR. H. A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915









Historisches Taschenbuch.

Vierte Folge.

Erster Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierte Folge.

Erster Jahrgang.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Inhalt.



Die Mönchsrepublik des Berges Athos.

Geschildert nach einem den bedeutendern Klöstern dieses Berges im Jahre 1858 abgestatteten Besuche

von

Karl Nathanaël Pischon,

königl. preußischem Gesandtschaftsprediger zu Konstantinopel.



Die längst gehegte Absicht, den Berg Athos zu besuchen und die in ihrer Art einzige Vereinigung von Mönchsklöstern aus eigener Anschauung kennen zu lernen, die sich daselbst durch so viele Jahrhunderte als stärkstes Bollwerk der griechisch-orthodoxen Kirche erhalten hat, verwirklichte sich mir während des Septembermonats 1858 auf unerwartete Weise. Herr Buchhändler Heinrich Brockhaus aus Leipzig, der um jene Zeit, von Aegypten, Palästina und Syrien zurückkehrend, einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Konstantinopel nahm, sprach gegen mich den Wunsch aus, die Klöster des Athos in Begleitung eines der Landessprachen und Landessitten kundigen Reisegefährten kennen zu lernen. So kam ich mit ihm, denselben Wunsch hegend, überein, die Reise nicht länger aufzuschieben und den interessanten Ausflug während eines mir in meiner Amtsführung bewilligten Urlaubs gemeinsam mit dem Genannten zu unternehmen.

Ein französisches Dampfschiff führte uns nach Salonichi, von wo wir uns vorgenommen hatten, zu Lande über die Chalkidike und die Sidirokapsia nach der Halbinsel des Athos vorzudringen.

Die große Unsicherheit, die während der Verwaltung des damaligen Paschas in der ganzen Provinz Selanik

herrschte und von welcher eine Reihe blutiger Thaten, ganz in der Nähe der Hauptstadt ausgeübt, ein abschreckendes Zeugniß gaben, bewog uns jedoch den Seeweg vorzuziehen.

Auf einem kleinen dreiruderigen Fahrzeug (Πέραμα) umsegelten wir in erquickender Tagesfrische und mondhellen Nächten die jetzt fast gänzlich verödeten Halbinseln Pallene, heutzutage Kassandra, und Torone, heute Nikitas genannt. Die herrliche Fernsicht auf die thessalischen Randgebirge Olymp, Ossa und Pelion entschädigte das Auge für die Einförmigkeit der Küstenlandschaft, an der wir vorüberfuhren. Hier und da anlandend, entdeckten wir an einigen Stellen Reste von Hafenanlagen, jedoch nur im kleinsten Maßstabe und nicht mit Sicherheit auf die Zeiten des griechischen Alterthums zurückzuführen. Die einzigen lebenden Wesen, denen wir bei diesem Anlanden begegneten, waren einige Hirten und Bauern, die uns erzählten, daß sie zu den auf diesen Halbinseln belegenen Gütern (Μετόχια) der Athosklöster gehörten. Von Früchten und andern Lebensmitteln war bei ihnen nichts zu erhandeln, da sie behaupteten, selbst nur das Nöthigste für ihren Bedarf zu besitzen. Doch ließen sich unsere Schiffer nicht abhalten, den Weingärten, welche sie hier und da fanden, wie dies im Orient allgemein üblich ist, auch ohne Erlaubniß zuzusprechen. Uns Seefahrern wurde dabei die Zeit nicht lang, denn wir kürzten sie durch mancherlei ernstes und heiteres Gespräch und durch Lectüre, worunter die unsterblichen Gesänge des Dichters der „Odyssee" uns recht in die geeignetste Stimmung versetzten, den Zauber des Archipelagus mit seinen ältesten Bewunderern wiederzugenießen.

Am Abend des zweiten Tages ruderten wir an den durchklüfteten Felsenklippen vorüber, in welche die Halbinsel Torone ziemlich steil gegen Süden abfällt und am folgenden Morgen begrüßten wir bei aufsteigender Sonne die maje-

lätische Kuppe des Athosgebirges, das bald von Nebeln enthüllt in seiner ganzen, ungefähr sechs deutsche Meilen messenden Ausdehnung vor unsern Blicken lag. Das Segment der westlichen Küste dieser Halbinsel, dessen wir zuerst ansichtig wurden, ist unmittelbar am Ufersaum mit einer Reihe von Klöstern besetzt, die sich von fern nur wie kleine weiße Pünktchen, aufgetragen auf der schwarzen sich hinter ihnen erhebenden Bergwand, dem Auge darstellten. Je näher wir herankamen, desto rascher wuchsen diese weißen Mauern, Thürme und Zinnen der Klosterburgen empor, und als wir endlich an dem kleinen Molo des Landungsplatzes Daphne anlegten, ragte der mächtige Bau des auf hohen Felsen, mehr als 1000 Fuß über dem Wasserspiegel belegenen Klosters Xeropotamu (Ξεροποτάμου) in überraschender Großartigkeit vor uns in die Lüfte.

I.

Rundschau über den Berg und seine Bewohner.

Es kann nicht meine Absicht sein, die Leser durch eine sich am Faden meines Tagebuchs langsam abspinnende Erzählung zu ermüden, sondern ich will die Ergebnisse und Erlebnisse unsers Aufenthalts, auf dem Mönchsberge, Beschautes und Erkundetes im knappern Rahmen einiger Gemälde zusammenfassen, aus denen das Wesentlichste und Wissenswürdigste über den gegenwärtigen Zustand der Athosklöster und über das Leben auf dem Berge im allgemeinen sich darstellen wird.

Es ist während unsers Jahrhunderts gerade von deutschen Schriftstellern, namentlich Fallmerayer, Grisebach und Zachariä über die Natur des Berges und seine Bewohner viel Treffendes bereits veröffentlicht worden. Was die Schilderung der Vegetation und der mineralogischen Schätze

dieser Hochwarte des Aegäischen Meeres anbetrifft, hat Grisebach das Beste geleistet. Die historischen Forschungen von Fallmerayer über die Ursprünge der Mönchsrepublik sind mit ebensoviel Gelehrsamkeit als Scharfsinn ausgeführt. Bei den gründlichen Studien, welche diese Fachgelehrten in den bezeichneten Beziehungen auf dem Athos machten, ist einem jeden, der sich hierin unterrichten will, nur anzurathen, sich an die „Fragmente aus dem Orient" und an die „Reise durch Rumelien" selbst zu wenden. Mein Hauptaugenmerk wird sein, die gegenwärtige Verfassung der Mönchsrepublik mit möglichster Genauigkeit zu schildern und nachzuweisen, in welcher Beziehung dieser Mönchsstaat in seinen verschiedenen Ständen und Gliedern zu der orthodoxen Kirche des Morgenlandes und zu der Außenwelt im allgemeinen steht.

Vergegenwärtigen wir uns denn zuerst die geographische und ethnographische Beschaffenheit der merkwürdigen Halbinsel, welche bei den Alten und in der Gelehrtenwelt den Namen des Athos, in der modernen Welt den des „heiligen Berges", neugriechisch ἅγιον ὄρος (daraus verstümmelt türkisch: aineros), oder italienisch: Monte santo führt. Das Athosgebirge erstreckt sich, wie wir schon sagten, in einer Längenausdehnung von ungefähr sechs deutschen Meilen zwischen dem Golf, der nach dem Berge selbst den Namen führt, und der offenen Meerbucht von Hierisso von Norden nach Süden in den Archipelagus. Die Natur hat durch eine schroffe Felswand, die Megali Wigla (Μεγάλη Βίγλα) oder hohe Warte, das Gebirgsland dieser Halbinsel von der Fläche der Chalkidike abgeschnitten. Hierdurch wurde es möglich, daß Xerxes den bekannten Versuch machen konnte, die gefährliche Umschiffung des Athosvorgebirges, an dem die erste gegen Griechenland geschickte Flotte zerschellt war, dadurch zu vermeiden, daß er einen Kanal direct aus der Bucht von

Hierisso in den Golf des Montesanto oder um die classischen Ausdrücke zu gebrauchen, aus der Bucht von Akanthus in den Singitischen Meerbusen leiten ließ. Fallmerayer hat nachgewiesen, daß, wenn auch von diesem Kanal gegenwärtig keine Spuren mehr sichtbar seien, doch die Gegend selbst in dem Namen Provlika (slawisch: der Durchstich) noch das Andenken an sein Vorhandengewesensein bewahrt. Von der Megali Wigla aus erhebt sich das Gebirge in einer durchschnittlichen Kammhöhe von 1 — 2000 Fuß, anfangs von zahlreichen und breiten Querthälern durchsetzt, deren üppiger Graswuchs den englischen Reisenden Curzon an die schönen Rasenteppiche englischer Villen erinnerte. Das Gebirge zieht zunächst von Nordwest nach Südost, wendet sich aber etwa zwei Meilen südlich von der Megali Wigla genau nach Süden. Hier, in der Mitte der Halbinsel, ist es von den Küsten des Meeres bis zur Höhe des Kammes mit der üppigsten und herrlichsten Waldvegetation bedeckt. Platanen, Buchen und Eichen, Cypressen und namentlich die wol nirgends so mächtig und herrlich sich entwickelnde Kastanie, bilden ein Waldesdickicht, dessen geheimnißvolle Ruhe und majestätisches Schweigen niemals durch die Axt des Zimmermanns entweiht wird. Die Abhänge sind mit der wilden Arbutuskirsche, mit Myrtengesträuch und wilden Rosen bedeckt. Riesige Schlingpflanzen und saftige Epheuranken winden sich von Stamm zu Stamm in dieser freien Wildniß. Der Mensch, der hier nichts dazu gethan hat, die Natur ihres Zaubers zu berauben, hat vielmehr manche unentbehrliche und nutzbringende Pflanze zu denen gesellt, welche die Erde selbst schon in so reicher und verschwenderischer Fülle gedeihen ließ; besonders in der Nähe der Klöster finden wir Pflanzungen von Oelbäumen, Maulbeerbäumen, Mastixsträuchern und Weingärten, die sorgsam gehegt und gepflegt werden, dazwischen

mächtige Cypressen, welche durch ihr dunkles, ernstes Grün den wundervollsten Contrast zu den üppigen Blättern des Laubwaldes bilden. Weiter gegen Süden wächst das Gebirge zu einer durchschnittlichen Höhe zwischen 2 — 3000 Fuß, bis es in seiner südlichsten Spitze plötzlich zu einer Höhe von über 6000 Fuß in dem eigentlichen Kegel, oder der sogenannten Pyramide des Athos aufsteigt. Es ist kaum ein Berg am ganzen Archipelagus zu finden, der einen so mächtigen Eindruck auf den Beschauer macht wie dieser Athoskegel, so plötzlich steigt er auf, so hoch überragt er alle ihn umgebenden Gebirge. Auf seinem Gipfel selbst im Sommer nie ganz von Schnee und Eis entblößt, ist er auf seinen Abhängen im Südosten von der reichsten und freundlichsten Waldscenerie umgürtet. Im Süden und Südwesten dagegen fallen die Berggrate viel schroffer ab. Tannen und Fichten bilden hier den Hauptbestand der Waldung; Gießbäche, welche die großartigsten, natürlichen Cascaden bilden, durchrauschen die Abgründe, und selbst der schmale Steg, der hier von einer Niederlassung der Ansiedler zur andern führt, wird oft durch die niederrollenden Felsblöcke oder durch die Baumstämme, welche vom Blitz getroffen und entlaubt, wie gewaltige, aber bezwungene Riesen daliegen, dem Wanderer versperrt. Die Geschichte des Alterthums meldet, daß Dinokrates von Alexandria den Ptolemäern, welche Alexander's des Großen Gedächtniß durch ein Denkmal ohne Gleichen ehren wollten, den Vorschlag machte, dem Athoskegel das Profil Alexander's des Großen zu geben. So unausführbar dieses Project auch war, so zeigt es doch, wie der Athos damals schon als Mittelpunkt des griechischen Lebens betrachtet wurde, sodaß er für die geeignetste Stelle erachtet werden konnte, dem größten Sohne Griechenlands ein unvergängliches Denkmal zu stellen. Schriftsteller des Alterthums und der christlichen Zeit berichten

gleichmäßig davon, daß die Höhe dieses Bergkegels der Schauplatz uralter Götterverehrung gewesen sei und die umwohnenden Völkerschaften von jeher hier einen Ort der Anbetung und Verehrung für den Höchsten unter den Göttern heilig hielten. Eine Sage, auf die wir später zurückkommen werden, schildert die Umwandlung dieses heidnischen Wallfahrtsorts und Gebirgsheiligthums in eine christliche Weihestätte durch die Ankunft eines von Engeln getragenen, wunderthätigen Marienbildes. So verdient diese Gebirgsspitze in jedem Sinne den Namen, welchen ihr Fallmerayer beilegt, nämlich den des Thrazischen Loreto.

Versetzen wir uns auf den Theil des Berggipfels, auf welchem das Kirchlein der Verklärung Christi (Μεταμόρφωσις) hoch über schwindelnden Abgründen und in einer Region, welche den größten Theil des Jahres über mit Schnee und Eis bedeckt ist, erbaut steht! Hier sammeln sich am Tage der Verklärung, dem 6. August alten Stils, jährlich die Abgesendeten aus allen Theilen des Berges und von allen Klöstern, die zu der Mönchsrepublik gehören. Die Steige, die zum Gipfel führen, sind an diesem Tage von Wallfahrern bedeckt, die aus allen Gegenden der orientalischen Kirche herbeikommen, um an dem Feste (Πανήγυρις) theilzunehmen. Bei dieser Gelegenheit lassen sich's auch die bejahrtesten Greise (man findet deren unter diesen Mönchen über neunzigjährige) nicht nehmen, die Anstrengungen der Bergreise zu theilen, wenn das Los der Abordnung auf sie fällt. Die Feier der Liturgie wird jährlich abwechselnd von den Priestern eines andern Klosters vollzogen. Die der Feierlichkeit beiwohnenden Pilgrime nehmen besonders Bedacht, bei dieser Gelegenheit von den weißen und rothen Immortellen, die auf dem Kegel wachsen, zu pflücken. Aus diesen werden später Sträußchen oder Kränzchen gewunden, die als besonders theuere Reliquien mit in die Heimat ge=

nommen werden. In der That verdienen sie es durch die Zierlichkeit ihres Aussehens und empfehlen sich zu Andenken wegen der unverwelklichen Natur dieser Strohblume.

Doch sehen wir einmal ab von dem Feste, das hier gefeiert wird, und lassen den Blick von dieser Höhe auf das umliegende und unvergleichliche Panorama von Land und Meer fallen. Der ganze nördliche Theil des Archipelagus erschließt sich von hier aus dem Auge; die Küstenlandschaften von Macedonien und der Chalkidike treten unmittelbar an den Unterbau des Athos heran. Die Inseln Thasos, Samothrake, Lemnos und weiter östlich Imbros stehen dem Auge offen, sodaß sie mit einem Blick überschaut werden können. Die Küsten des Thrazischen Chersonnesus und der Ebene von Troas begrenzen im Osten, die von Thessalien, Euböa und der kleinen, oberhalb Euböa liegenden, Inselgruppe im Westen und Süden den Horizont. Den nächsten Einblick und Ausblick gewinnt man aber von diesem Standpunkte über den Kamm des Athosgebirges selbst und in viele der auf beiden Seiten zum Meer abfallenden Abhänge und Schluchten. Sind auch manche Klöster des Berges durch vorspringende Felsen oder Seitenkämme des Gebirges verdeckt, so ist doch eine außerordentlich große Zahl von Kirchen und einzelnen Wohnstätten, die im hellsten Weiß ihres Kalkgewandes durch die grüne Waldumgebung durchschimmern, sichtbar. Von allen Kapellen des Berges erschallt an allen Festtagen, in gleichmäßigen Zwischenräumen Glockengeläute, das zur gottesdienstlichen Feier ruft. Hört man diese Glockenstimmen von allen Seiten in die Höhe klingen, so muß es wol für die Versammlung, die in der Kirche der Verklärung anbetet, die erhebendste Weihe sein, welche auf Erden ein Gottesdienst haben kann. Unwillkürlich mögen da manchem von den Pilgrimen die Worte einfallen, welche Petrus auf dem Verklärungsberge

zum Herrn sprach: „Hier ist es gut sein, hier laßt uns Hütten bauen.“

Die großen Klosterniederlassungen des Athos, welche größtentheils von der Bergspitze sichtbar werden, sind zusammen zwanzig an der Zahl und wir wollen sie jetzt, um dem Leser einen deutlichen Ueberblick über den Berg und seine Bewohner zu geben, im einzelnen aufführen und im wesentlichen charakterisiren. Jeder der beiden Abhänge des Berges hat eine gleich große Anzahl, also zehn Hauptklöster aufzuweisen, die aber untereinander an Größe, Merkwürdigkeit der ihnen enthaltenen Reliquien und Bibliotheksschätze, Reichthum der Einkünfte und Zahl der Insassen sehr verschieden sind.

Auf der Westküste des Berges erhebt sich an dem nördlichsten Punkte des Hagion-Oros-Golfes oder des Singitischen Meerbusens, gegenüber von der kleinen Insel, die jetzt den Namen Maliani führt, das Kloster Zografu (Ζωγράφου), so genannt nach einem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes, das von dem Evangelisten Lucas herrühren soll. Dies Kloster wurde durch den Kaiser Leo Sophus im Anfang des 10. Jahrhunderts gegründet, im 14. Jahrhundert zerstört und im 16. (1502) durch den Hospodaren Stephan von der Moldau und Bulgarei wieder aufgebaut. Dies Kloster wird ausschließlich von slawisch-bulgarischen Mönchen bewohnt. Was die Zerstörung anbetrifft, welche es im 14. Jahrhundert zu erdulden hatte, so wurde es von derselben mit mehreren andern Klöstern der West- und Ostseite (z. B. dem Kloster Xeropotamos, Kutlumusi und Iviron) zugleich betroffen. Die Tradition des Berges schreibt die Schuld „dem Papst von Rom“ (Πάπας τῆς Ῥώμης) zu. Das kann offenbar nur bedeuten, daß der Abendländischen Kirche angehörige Freibeuter, vielleicht venetianische oder catalonische (denn die Catalonier hausten wäh-

rend des 14. Jahrhunderts als Seeräuber und Eroberer in verschiedenen Theilen des Archipelagus und Griechenlands), ihre Angriffe gegen die hier gelegenen Klöster der orthodoxen Kirche richteten, mehrere von ihnen einnahmen und sie ihrer großen Schätze beraubten.

Weiter südwärts folgen unfern voneinander gelegen die Klöster Kastamonitu (Κασταμονίτου), Dochiaru (Δοχειάρου) und Xenophu (Ξενόφου), die sämmtlich an der Meeresküste liegen. Das erstgenannte wurde durch den Kaiser Manuel Paläologus am Ende des 14. Jahrhunderts gestiftet und ist eines der kleinsten und unbedeutendsten. Das zweite gründete der Kaiser Nicephorus Botoniates gegen Ende des 11. Jahrhunderts und der Wojwode Alexander von der Moldau stellte es im Jahre 1578 wieder her und vergrößerte es bedeutend. Von dem Kloster Xenophu ist die Gründungszeit mir ebenso unbekannt, wie der Heilige, nach dem es den Namen führt. Geschichtlich fest steht nur, daß mehrere ungarische und bessarabische Große, nämlich Danzulas Bornikus und Badulus, zwei Brüder, der Banus Barbulus und der Wojwode Matthäus Bessarabas es im 16. und 17. Jahrhundert vergrößerten und verschönerten.

Einen viel berühmtern Stifter und Wohlthäter als die bisher genannten hat das folgende Kloster an der Westküste, nämlich das Kloster Rossikon (Ῥωσσικόν) aufzuweisen. Es wurde nämlich durch den Knäs Lazarus den Heiligen von Serbien gestiftet, der in der Schlacht von Kossowo 1389 Krone und Leben verlor, während er den Märtyrertod fand. Hergestellt und erweitert wurde das Kloster im vorigen Jahrhundert durch Peter's des Großen Gemahlin, die Kaiserin Katharina I. von Rußland. Es wird gegenwärtig von 130 Mönchen bewohnt, die meistens der russischen Nation angehören. Der jetzige Abt Porphyrius, ein geborener Russe, der in Europa seine Studien gemacht hat, spricht

mehrere Sprachen mit Geläufigkeit und ist überhaupt wol der gebildetste Geistliche auf dem Berge.

Das Kloster Xeropotamu [1]), an dessen Hafenplatz wir zuerst anlandeten, ist eines der ältesten und geschichtlich interessantesten, wenngleich die Ansprüche, die es darauf macht, von der heiligen Pulcheria, der Schwester des Arkadius, gegründet zu sein, nur als Fabel betrachtet werden können. Nach glaubhaften Documenten ist es im Jahre 920 durch den Kaiser Romanus I. Lekapenus gegründet und vier Jahrhunderte später, nachdem es durch Seeräuber verwüstet worden, durch den Kaiser Andronikus II. 1320 wieder aufgebaut worden. Später machte sich der Wojwode Alexander von der Walachei um 1600 sehr verdient um das Kloster, aus welchen Zeiten der große Landbesitz herrührt, welchen Xeropotamu bis auf heute in den Donaufürstenthümern innehat. Ebenso stark wie früher durch den „Papst von Rom" wurde dieses Kloster während der griechischen Revolution in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts von den türkischen Soldaten gebrandschatzt, welche 3000 Mann stark auf dem Berge einrückten und die Mönche den ganzen Grimm entgelten ließen, den sie als Miturheber des Aufstandes in den Augen der Türken zu verschulden schienen. Fortgesetzte Mishandlungen preßten von ihnen seit Jahrhunderten verborgene Kostbarkeiten heraus, ja der ewige Ruf: „Para wer keschisch" (Gib Geld, Mönch), zwang sie, Anleihen nach außen zu machen, an denen sie zum Theil noch jetzt abzuzahlen haben. Doch sind die Gebäude jetzt völlig wiederhergestellt, Kirche und Refectorium mit neuen Bildern geschmückt und ein sichtlicher Wohlstand ist in der ganzen Einrichtung und im Leben der Bewohner dieses Klosters vorhanden. Die lebensgroßen Bilder des Arkadius, der Pulcheria und des Mönchs Paulus sind im Klosterhofe angebracht; daneben am Glockenthurm ein aus Holz geschnitzter, schwarzer Bogenschütze, als

Erinnerungszeichen an die unliebsame schwarze Besatzung, von der das Kloster so viel dulden mußte.

Mehrere Stunden südlich von Xeropotamu liegt in der kühnsten und romantischsten Lage, die man sich denken kann, auf einer ganz isolirten und gegen 2000 Fuß hohen Felsklippe das Kloster Simopetra (Σιμοπέτρα), gegründet durch einen Einsiedler, den heiligen Simon, nach welchem es den Namen des Simonfelsens trägt. Dieser Simon soll im 13. oder 14. Jahrhundert durch serbische Fürsten nach dem Athos gesendet worden sein. Seine nähern Lebensumstände sind aber unbekannt. Es muß eine große Beharrlichkeit dazu gehört haben, diesen Bau, kühn wie ein Adlernest über den steilsten Abgründen, aufzurichten. Die Felsklippe ist auf ihrer ganzen Oberfläche von dem Klostergebäude eingenommen. Um hinüber zu gelangen, mußte ein Bogengang, der mehrere Stockwerke übereinander zeigt, über den Abgrund geschlagen werden. Dieser Bogengang, massiv aus Steinen aufgeführt, leitet zugleich das Gebirgswasser zur Klippe über. Da der Raum schmal und eng ist, so mußten die Gebäude in vielen Stockwerken übereinander aufgeführt werden. Um diese Stockwerke laufen rings gestützte Galerien, welche frei über die unendliche Tiefe ragen. Die Klostergärten mußten wegen eigenthümlicher Lage der Mönchsansiedelung mühsam in schmalen Terrassen an dem Bette des Baches angelegt werden, welcher unter dem erwähnten Bogengang durchfließt. Sie werden aufs fleißigste bestellt und liefern allerlei Arten von Salat und nützlichen Küchenkräutern. In harten Wintern ist dieses Kloster vom menschlichen Verkehr völlig abgeschieden und das Heulen des Sturms, der an den alten Hölzern der Galerie rüttelt, soll selbst den von Wind und Wetter abgehärteten Bewohnern dieser Einöde manchmal Furcht einflößen, sodaß sie ihre Gebete um Beistand desto brünstiger zur Panagia (Mutter Gottes) richten.

Am Südwestende des Berges liegen in nächster Nähe voneinander, nur durch einzelne Felsvorsprünge getrennt, an kleinen Einschnitten der großen Meerbucht, die Klöster Gregoriu (Γρηγορίου), Dionyssiu (Διονυσσίου) und Paulu (Παύλου). Von ihnen ist Gregoriu ganz unbedeutend, das kleinste unter den Klöstern des Athos. Curzon weiß von ihm nur zu erzählen, daß man daselbst die vortrefflichsten Feigen zu essen bekäme. Die Kirche ist dem heiligen Nikolaus geweiht, wonach auch das Kloster häufig Nikolauskloster genannt wird. Viel wichtiger sind die beiden folgenden. Dionyssiu wurde durch Alexius Komnenus, Kaiser von Trapezunt, um 1380 gestiftet. Seine Gründung ist durch die von Fallmerayer abgeschriebene und im Besitz des Klosters erhaltene Goldbulle mit dem Bildniß des Alexius und seiner Gemahlin Theodora verbrieft. Dieses Kloster genießt des Rufs einer besonders streng ascetischen Zucht, und sein gegenwärtiger Abt Eulogios aus Kirk-Kilissi ist ganz der Mann sie aufrecht zu erhalten. Er nahm uns Reisende keineswegs freundlich auf, indem er frei heraussagte, er und seine Mönche seien nach dem Athos gegangen, um nichts mehr mit der Welt zu thun zu haben, und so begreife er nicht, warum die Fremden immer wieder kämen, sie in ihrer Ruhe und Klosterzucht zu stören. Dinge, an denen die Welt Gefallen habe, wären bei ihnen nicht zu finden. Ich suchte ihm vergeblich begreiflich zu machen, daß Alterthümer, Goldbullen u. dergl. auch für Europäer, die keine Mönche wären, ihre Wichtigkeit hätten. Erst als ich ihn an Hrn. Fallmerayer (Κύριος Φίλιππος) erinnerte wurde er etwas freundlicher, gedachte der alten Zeiten, wo dieser Gelehrte die Klöster besucht und ließ mich dann in die Bibliothek führen, um mich selbst zu überzeugen, daß nichts Wichtiges darin wäre. Die Einsicht in die Gol-

dene Bulle aber verweigerte er standhaft, angeblich, weil sie schon zu sehr zerlesen sei und zu zerfallen drohe.

Paulu ist in mehr als einer Beziehung ein völliger Gegensatz gegen Dionyssiu. Dieses Kloster wurde durch einen Mönch Paulus aus Serbien im 14. Jahrhundert gestiftet und später um 1700 durch den Hospodaren der Walachei Konstantin Brankowan wiederhergestellt und mit vielen Gütern beschenkt. Die letzten Paläologen, namentlich Johann der Jüngere, verliehen diesem Kloster mehrere liegende Gründe auf der Chalkidike und den nahe belegenen Inseln. Das Kloster beherbergt gegenwärtig eine Anzahl von etwa 100 Mönchen, die sämmtlich von den Jonischen Inseln herstammen und daher meistens unter englischem Schutze stehen. Diese Berührung mit dem ketzerischen Westen scheint auf die Mönche des Paulusklosters nicht ohne Einwirkung geblieben zu sein. Man wirft ihnen Freidenkerei und Nachlässigkeit in Erfüllung der Mönchspflichten vor. Meinestheils kann ich nur versichern, daß ich in diesem Kloster die freundlichste Aufnahme fand. Der alte Abt Sophronius that sich viel auf sein gebrochenes Italienisch zu gute und einige von den Mönchen sprachen verschiedene europäische Sprachen mit ziemlicher Geläufigkeit. Die Bibliothek, obgleich nur klein, war im besten Zustande und mehrere Goldbullen aus der Paläologen Zeit wurden mir ohne alle Schwierigkeiten zur Durchsicht auf mein Zimmer gegeben. Die Gebäude des Klosters, das, wie die meisten auf der Westseite, ziemlich eng zusammen gebaut ist, sind gut erhalten, und der Abt Sophronius zeigte mit Stolz die neue und geschmackvolle Kirche, die er inmitten des Klosterhofs mit dem Aufwande von einer Million Piastern errichtet hatte. Die Bewohner dieses Klosters sind, da häufige Reibungen zwischen den die Mehrzahl bildenden Mönchen von den Jonischen Inseln und denen aus der Türkei vorfielen, zu dem Beschlusse gekommen,

daß hinfort nur Inselgriechen bei ihnen als Klosterbrüder Aufnahme finden. Die Lage und äußere Erscheinung dieses Klosters sind äußerst malerisch. Die 70—80 Fuß hohen Mauern, welche die ganze Anlage umschließen, werden von einem hohen mittelalterlichen Thurme überragt. Die Wälle sind mit Zinnen gekrönt, kurz das Ganze macht völlig den Eindruck einer wohlerhaltenen Burg aus dem Mittelalter.

Paulu ist das letzte unter den Klöstern der Westseite nach Süden. Der Abhang des Gebirges fällt hier so steil ins Meer, daß für die Anlage eines größern Klosters kein Raum weiter südlich übrig blieb. In zwei schroff und steil emporragenden Graten läuft das Gebirge ins Meer aus. Die Vegetation dieses Südabhanges trägt selbst einen düstern Charakter. Steineichen und Nadelhölzer wechseln miteinander ab, bis zu den Höhenregionen, wo Eichen und Fichten verkrüppeln und die großen, gigantischen Felsmassen nur noch einen reichlichen Schmuck von überwucherndem Moose und Flechtengewächsen tragen. In dieser wildesten Gegend des Mönchsbergs haben die Einsiedler ihre im Walde zerstreuten Hütten aufgeschlagen, denen die Abgeschiedenheit des Klosterlebens noch nicht einsam genug und die Strenge der gewöhnlichen Enthaltsamkeit noch zu nachgiebig gegen die Begierden des Fleisches erschien; aber auch unter diesen Helden der Entsagung gibt es noch gar verschiedene Stufen in der unbedingten Liebe zur Einsamkeit und Abhärtung des Lebens. Der größere Theil unter diesen Einsiedlern hat sich selbst um gewisse Mittelpunkte im Walddistrict gesammelt, um welche her ihre Hütten errichtet sind. Man nennt diese Niederlassungen von Eremiten, diese Sammelplätze für die strengste Gebetzucht und Fastenübung Skitis (Σκήτια) oder Asketeria (Ἀσκητήρια). Unter diesen Skitis, deren es sonst noch mehrere andere auf dem Berge

gibt, sind die angesehensten die drei auf der Südseite gelegenen, Neaskiti (Νέα σκήτη, Neuer Bußort), Hagia Anna (Ἁγία Ἄννα) und Kerasia (Κεράσια, Kirschhain). Die erstgenannte ist von dem Kloster Paulu aus gegründet, während die andern beiden Colonien des Klosters Lawra sind; doch ist es einem jeden Athosmönche gestattet, in diese Skitis einzutreten, von welchem Mutterkloster er kommen mag. Hat man die große Felsspalte, in welcher das Kloster Paulu liegt und die durch einen in tausend Katarakten vom Gebirgsgipfel niederbrausenden Gebirgsbach belebt wird und mit der üppigsten Vegetation bedeckt ist, auf schmalem Pfade durchwandert, so zeigt sich Neaskiti in geringer Höhe über dem Meeresufer auf einer dürren Halde gelegen. Es ist der jüngste unter diesen Bußörtern und wurde erst im 17. Jahrhundert gegründet. Kaum eine Viertelstunde davon, aber gegen 1000 Fuß höher gelegen, erscheint kühn an die Felswand gebaut, die Kirche der heiligen Anna, um welche her nicht weniger als 60 Einsiedlerhäuschen, wie Nester in die Felswand hineingeklebt sind. Die Kirche ist erst im Jahre 1784 erbaut, aber Einsiedlerhütten soll es hier schon seit vielen Jahrhunderten gegeben haben. Die meisten derselben werden gegenwärtig von mehreren (fünf bis sechs Personen) bewohnt und jedes Haus hat eine Art von kleiner Kapelle unter seinem Dach.

Mit der beharrlichsten und ausdauerndsten Anstrengung haben diese Eremiten in ausgehöhlten, halbirten Baumstämmen die Wasser des Gebirges über den Abgrund geleitet, um ihre Wein-, Kürbis-, Bohnen-, Feigen- und Oelpflanzungen zu bewässern. Das Laub der Fruchtbäume beschattet und verhüllt zum Theil die Wohnungen, an deren Wänden sie im Spalier aufgezogen sind. Die sehr kunstlosen aber für ihren Zweck genügenden Wasserleitungen verzweigen sich nach den verschiedenen Richtungen des Wal-

des und das von allen Seiten herbeirauschende Wasser erfüllt die Einöde mit dem lebendigen Tone seines Murmelns. In dem Fleiße, welchen sie auf ihre Pflanzungen verwenden, können die Maronitischen Klöster des Berges Libanon mit diesen Einsiedlern des Athos wetteifern, aber sie werden von letztern bei weitem übertroffen durch die hier auf Erhaltung der Gebirgspfade verwendete Aufmerksamkeit. Fast eine Stunde weit haben diese Einsiedler des Athos eine sehr abschüssige und sich vielfach windende Straße aus gewaltigen Steinquadern gebaut, welche sich am Abhange des Berges aufwärts zieht. Oben angelangt, treten wir in einen Wald, der sehr dicht, aber nach Norden durch große Granitmassen gehindert ist, sich weit auszubreiten. Vogelgesang und der hier und da sich öffnende Blick aufs Meer entschädigen für das Einerlei der wilden Einsamkeit.

Hier liegt mindestens 300 Fuß hoch über dem Meere zwischen den beiden großen Berggraten, die das eigentliche Cavo (Cap) des Athos bilden, die Skiti von Kerasia, die mir als die strengste von allen erschien. Die beiläufig 70 Eremiten, welche zu dieser Niederlassung gehören, stehen gegenwärtig unter der Leitung eines Protogeron (ersten Greises) aus Cäsarea in Kleinasien. Die Mönche, welche wir hier sahen und bei denen sich ein erst zweiundzwanzigjähriger Noviz oder Euchetes (Εὐχέτης, Beter) befand, waren nur mit Lumpen behängt und nährten sich ausschließlich von wildem Honig, Wallnüssen, Zwiebeln und Brot. Von hier aus senkte sich der Weg allmählich wieder, Hagebuttengesträuch und Arbutus, später starke, umfangreiche Kastanienbäume erfreuen das Auge mit ihrem hellern Grün. Den Athoskegel zur Linken und den Blick auf den weiten, unbegrenzten Archipel zur Rechten, verläßt man den Eremitendistrict und nähert sich den Klöstern der Ostseite.

Unter diesen ist das südlichste eine Viertelstunde vom

Meere entlegene und den Reisenden, die von den Dardanellen kommen, zuerst sichtbare, das alte und mächtige Kloster Lawra (Λαῦρα oder Λαβρα). Dieses Kloster hat seinen Namen mit den ältesten Klosterstiftungen in Palästina und Syrien gemein, welche sämmtlich aus einem Labyrinth kleiner, häufig in den Fels gehauener Cellen bestanden und deshalb alle den Namen Λαῦραι, d. h. Labyrinthe, trugen. Feierlicher und zu gleicher Zeit zur Unterscheidung von diesen Schwesterklöstern dienlich ist es, wenn in den ältern Büchern, die vom Athos handeln und in den Erlassen der Synode selbst, das uns jetzt beschäftigende Kloster stets Lawra Athanasiu genannt wird. Der Mönch Athanasius, nicht zu verwechseln mit dem großen Kirchenlehrer dieses Namens, lebte unter den Kaisern Flavius Romanus und Nicephorus Phokas 959—969 n. Ch. und gründete unter des letztern Regierung mit kaiserlicher Unterstützung diese Lawra auf dem Athos. Wir werden später sehen, wie er dadurch der erste Gründer der Verfassung des Berges und namentlich der erste Organisator des Klosterwesens auf demselben geworden ist. Kaiser Nicephorus Phokas, der sein Andenken durch sehr reiche Schenkungen in diesem Kloster verewigt hat, war der Gemahl Theophano's, die später den Johannes Tzimisces 969—975 auf den Thron erhob. Damals hatte das byzantinische Kaiserthum noch einen solchen Glanz des Namens, daß Kaiser Otto der Große es für die wünschenswertheste Ehre hielt, seinen Sohn mit einer Prinzessin aus der Verwandtschaft der Theophano zu verheirathen. Doch nur der Gewalt seiner Waffen gelang es, dem byzantinischen Hofe, der den deutschen Kaiser wie einen halben Barbaren behandelte, diese Heirath als eine Friedensbedingung abzuzwingen.

Wenn Robert Curzon den Kaiser Nicephorus Botoniates für den Stifter des Klosters Lawra hält, so hat er sich um ein Jahrhundert verrechnet; ein Irrthum,

der zwar nicht entschuldigt, aber daraus erklärt werden kann, daß der letztgenannte Nicephorus, nachdem er durch seinen Nebenbuhler Alexius Komnenus vom Throne gestoßen war, hier eine Zuflucht suchte und für den Rest seines Lebens Mönch blieb. Das Kloster wurde später im 16. Jahrhundert durch Neagulus Bessarabas erweitert und verschönert. Es enthält zwei große Höfe und in jedem derselben eine stattliche Kirche. Ein dreifaches Portal mit eisernen Thoren beschützt den Eingang, alte Thürme die Südseite. Curzon schildert den Baustil der mit dem Kloster zusammenhängenden Gebäude, indem er sagt: „Die Bauten, welche die beiden großen Höfe umgeben, sind ohne alle Regelmäßigkeit gebaut; aber ihr Stil ist außerordentlich merkwürdig und erinnert an die zu Konstantinopel zwischen dem 5. und 12. Jahrhundert ausgeführten Bauten, eine Art des byzantinischen Stils, von der St.-Marcus in Venedig das schönste Beispiel in Europa ist." Die beiden offenen Plätze zeigen an den Seitengebäuden theils hölzerne, theils steinerne Galerien, mittels deren der Eingang in die verschiedenen Abtheilungen gewonnen wird, welche jetzt 120 Mönchen Obdach darbieten; doch ist noch Raum für viel mehrere da. Schon als Curzon hierher kam, hatte Lawra seine Blüte eingebüßt. Die griechische Revolution brachte in doppelter Beziehung Unheil über dieses Kloster: Einerseits hausten die Türken in diesem alten Hauptsitze des griechischen Mönchthums mit besonderer Wildheit, erpreßten viel Geld und Kleinodien und zerstörten sogar die einzige Druckerpresse, welche sich auf dem Berge befand. Andererseits entriß die Revolution in Griechenland, für welche Lawra so viel leiden mußte, dem Kloster seinen sehr bedeutenden Landbesitz im Peloponnes. Kapodistrias erklärte die Klostergüter für Staatseigenthum und so vielfältig auch die Verfassung des Königreichs Griechenland Wechselungen erfuhr, die Klöstergüter wurden

nicht wieder herausgegeben. Der gegenwärtige Abt Melchisedek, ein stattlicher Mann aus vornehmer Familie, der sogar einige schriftstellerische Leistungen versucht hat, hat in dem Kloster viele Neubauten und Reparaturen unternommen, dabei aber die Finanzen desselben in den traurigsten Zustand gebracht. Aus Naxos gebürtig, lebte er seit 25 Jahren in diesem Kloster, scheint aber gegenwärtig die Lust und den Muth zu weitern Anstrengungen verloren zu haben. Mußte er doch vor kurzem seinen Gegnern, die ihn schlechter Geldspeculation wegen anklagten, aus seiner Stellung vorübergehend weichen. Er verließ den Athos auf kurze Zeit, ging nach Salonichi und stellte sich unter den Schutz des englischen Consulats. Dieser Schritt, der ihn bei seinen Glaubensgenossen sehr verhaßt machen mußte, gewann ihm die Fürsprache des Consulats bei der türkischen Regierung und veranlaßte seine Wiedereinsetzung in das Amt, das er verlassen hatte. Er nahm uns etwas vornehm, aber sehr höflich auf und zeigte wol absichtlich den Mann von Welt, indem er uns zum Abendessen einen vortrefflich gebratenen Hahn schickte. Die Gesammtzahl der Mönche gab er uns auf 150 an, von denen aber stets sehr viele sich auf den Metochien, in Lemnos, Thasos und den Donaufürstenthümern befinden.

Ganz in der Nähe von Lawra liegt eine halbzerfallene Kirche, welche als die ursprüngliche Stätte des Gottesdienstes zur Zeit des Athanasius heilig gehalten wird. Anderthalb Stunde weiter nordöstlich ist ebenfalls ein kleines Kirchlein dem Andenken des heiligen Athanasius gewidmet, welches in entzückender Lage an dem Ausgangspunkte einer großen, sich bis ans Meer erstreckenden Waldschlucht im Schatten hundertjähriger Kastanien errichtet ist. Die Legende erzählt von diesem Ort, daß der aus der Kirchenwand hervorsprudelnde klare Quell auf folgende wunderbare Weise aus dem Felsen erweckt worden sei:

Der heilige Athanasius hatte mit großem Eifer angefangen, die Mauern des Klosters Lawra zu bauen und bereits eine Anzahl von Mönchen zu strengem Klosterleben mit sich verbunden, da hörten plötzlich, als der große Bau fast bis zur Hälfte gediehen war, die Unterstützungen aus der kaiserlichen Staatskasse auf, die bis dahin aus Byzanz gesendet worden waren. Die Arbeiten mußten eingestellt werden, ja bald gebrach es an Wein im Kruge und an Oel im Fasse. Die armen Klosterleute entbehrten selbst das wenige, was zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Da ergriff Athanasius den Wanderstab, um im Vertrauen auf Gott an fremde Thüren zu klopfen und um Unterstützung zu bitten. Als er bis zu der Stelle gekommen war, wo jetzt sein Kirchlein steht, ließ er sich ermattet zur Rast auf einem Felsstück nieder und verfiel bald, von Sorgen gequält wie er war, in einen unsichern Schlaf. Da träumte ihm, die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde auf dem Arme stehe vor ihm, von heller Lichtglorie umflossen, sprechend: „Sei getrost, Athanasius, dein Glaube ist angesehen worden in den Himmeln! Das Kloster, das du meiner Ehre weihen willst, soll nicht unvollendet gelassen werden, kehre um und du wirst sehen, daß, wenn die Menschen dich verlassen, meine Hülfe dir nicht gebricht." Da erwachte Athanasius, und zweifelnd, ob er eine Stimme göttlicher Eingebung gehört, oder ein Traumbild gesehen habe, bat er die Mutter Gottes, ihm ein Zeichen zu geben, wodurch er gewiß würde. Ein zweiter Moses schlug er mit seinem Wanderstab an den Felsen und siehe, was er erbeten, geschah: der Quell, der noch jetzt so klares, herrliches Wasser spendet, rieselte aus dem Felsen hervor und erquickte dem Traurigen Leib und Seele. Da kehrte Athanasius, des gnadenreichen Beistandes der Mutter Gottes gewiß, nach Lawra zurück. Er fand die Truhen mit Geld gefüllt, die Speicher voll Ge=

treide und die Krüge seufzten unter der Last des köstlichsten Traubensaftes, der je auf dem Athos durstige Heilige gelabt hat. So wurde das Kloster Lawra vollendet.

Wenden wir uns nun an der Ostseite des Berges nordwestlich, so gelangen wir zunächst nach zweistündigem Ritte züm Kloster Karakalu (Καρακάλου). Der Name dieses Klosters hat zu manchen wunderlichen Hypothesen Anlaß gegeben, wie z. B. daß ein Freigelassener des Kaisers Caracalla Christ geworden sei und dieses Kloster gegründet habe. Solche Fabeln konnten sich nur an einem Orte erhalten, an dem man so sehr, wie auf dem Athos von der Eitelkeit wie aller menschlichen Wissenschaft, so auch der Geschichtskunde überzeugt ist. Demgemäß konnte mich z. B. einer von den Aebten fragen, als das Gespräch sich gelegentlich auf Karl XII. von Schweden wendete, das sei ja wol eine Person mit dem alten Kaiser Caracalla gewesen! Die Gründungszeit und der Stifter dieses Klosters bleiben wie der Ursprung seines Namens unbekannt. Gewiß ist nur, daß es im 15. Jahrhundert durch Petrus, einen moldauischen Wojwoden und durch seinen Protospathar (Feldmarschall) wieder erneuert wurde. Letzterer, mit der Leitung des Baues beauftragt, hatte dabei eine große Summe veruntreut und sollte, als sein Herr dieses entdeckte, dafür mit dem Leben büßen. Er bat jedoch so flehentlich, daß er statt dessen endlich die Erlaubniß erhielt, als Mönch in das Kloster zu treten und durch heiliges Leben den angerichteten Schaden wieder gutzumachen. In der That erwarb er sich hier unter dem Namen Pachomius ein solches Ansehen, daß der Wojwode Petrus sich zuletzt selbst entschloß, zu ihm zu kommen und den Rest seiner Tage mit ihm in strengster Bußzucht hinzubringen. Gegenwärtig ist Karakalu höchstens von 60—70 Mönchen bewohnt. Noch kleiner soll das Kloster Philotheu (Φιλοθέου) sein, welche wie das vorige

ziemlich hoch im Gebirge belegen ist. Dasselbe wurde von drei Genossen: Arsenius, Philotheus und Dionysius, im 12. Jahrhundert gestiftet und im Jahre 1492 durch einen der kleinen Herrscher von Transkaukasien den König Leontius von Kachetien und seinen Sohn Alexander restaurirt.

Als viel bedeutender wie die genannten und an Größe die zweite Stelle unter den Athosklöstern einnehmend, haben wir nun Iwiron (Ἰβήρου) zu nennen, das sechs Stunden von Lawra hart am Meeresstrande liegt. Dieses großartige Werk des Mittelalters wurde um das Jahr 920 von der Gemahlin des Kaisers Romanus, des Enkels des Leo Philosophus gestiftet, verdankt aber seinen Namen der reichen Unterstützung, die ihm in späterer Zeit von mehreren iberischen oder georgischen Fürsten aus dem Kaukasus zu Theil geworden ist. Der große Bau bildet ein längliches Viereck, in dessen Mitte eine große und eine kleine Kirche liegen. Die letztere führt den Namen: Zuflucht der Jungfrau (Καταφύγιον τῆς Παναγίας), und enthält ein wunderthätiges und ganz besonders verehrtes Bild der Panagia, welches, als die Stadt Nicäa von den Türken eingenommen wurde, sich nach Aussage der Legende von da flüchtete und über das Meer hierher schwamm. Der Reichthum der an diesem Bilde aufgehängten Weihgeschenke ist außerordentlich groß, wie das häßliche schwarze Porträt ganz in getriebenes Gold gefaßt ist. Man bemerkt hier die Brustbilder sämmtlicher russischer Kaiser und Kaiserinnen seit Peter dem Großen, auf Medaillen geprägt oder auf Emaillen gemalt und mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Das Kloster ist nach außen wohlverwahrt und sieht mit seinen hohen Mauern, zahlreichen Erkern und hervorspringenden Ueberbauten wie ein gewaltiges Schloß aus. Eine Wasserleitung führt ihm vom Gebirge frisches Quellwasser zu. Durch die Abschneidung dieses Wassers ist es Belagerern, wie den Sarazenen

und Cataloniern, öfters gelungen, das Kloster zur Uebergabe zu zwingen und vieler Schätze zu berauben. Zum Schutz gegen das Meer hin sind zwei Kastelle an das Ufer vorgeschoben, welche zusammen mit dem dazwischenliegenden Strande den Namen „Hafen des heiligen Clemens" führen. Die Sage behauptet nämlich: daß Clemens, einer der apostolischen Väter, und mit ihm der Jünger Johannes, ja die Mutter Christi selbst an dieser Stelle den Athos betreten und der heidnischen Bevölkerung desselben das Christenthum gepredigt hätten. Angesichts dieser Predigt seien die kolossalen Götzenbilder, die auf dem Gipfel des Athos seit unvordenklichen Zeiten verehrt wurden, von selbst zusammengebrochen und in die Abgründe gestürzt. Dieses Kloster beherbergt jetzt 150 Mönche, enthält aber für weit mehrere Raum.

Von Iviron aus zeigt sich kaum eine Viertelstunde weiter nördlich am Strande das Kloster Stawronikita (Σταυρονικήτα) d. h. der Kreuzessieger. Dieses Kloster führt seine Geschichte nur bis in das 16. Jahrhundert zurück. Es ist im Jahre 1550 durch den Patriarchen von Konstantinopel, Jeremias, gestiftet worden und also die jüngste unter den Gründungen des Athos. Einige Reisende haben behauptet, daß es, weil sie einige sehr alte Codices in der Bibliothek fanden, einen viel frühern Ursprung haben müsse. Doch liegt wol auf der Hand, daß der Ort nicht ebenso alt zu sein braucht, als das Manuscript, welches in ihm bewahrt wird. Für die russischen Pilgrime hat das wunderthätige Bild des heiligen Nikolaus von Myra, welches sich in Stawronikita befindet, eine besondere Anziehungskraft.

Zwei Stunden weiter nordwestlich gelangen wir nach Kutlumusi (Κουτλουμοῦσι), das, recht im Herzen der Halbinsel, eine besondere Bedeutung dadurch gewinnt, daß

in seiner nächsten Nähe der Zusammenkunftsort für die Deputirten sämmtlicher Mönchsklöster, das sogenannte Protaton (Πρώτατον) inmitten des Marktfleckens Karyais (Καρυαῖς) belegen ist. Kutlumusi ist das regelmäßigste unter den großen Bauwerken des Mönchsbergs, indem es ein genaues gleichseitiges Viereck mit seinen Gebäuden bildet, in dessen Mitte die Kirche steht. Die eine Seite dieses Vierecks aber ist seit dem 26. Februar 1857 durch eine Feuersbrunst, mit der es seine besondere Bewandtniß hat, in Asche gelegt worden.

Der Geist der Neuerungssucht war unter einen Theil der Mönche gefahren, sodaß sich sehr viele Stimmen unter ihnen dafür erhoben, dem bisher monarchisch regierten Kloster hinfort zu einer mehr oder minder aristokratischen oder republikanischen Verfassung zu verhelfen. Diese Verfassungsveränderung wurde von der conservativen Partei um so lebhafter bestritten, als damit nach dem Beispiel anderer Klöster auch eine Veränderung der Sitten und namentlich eine Erleichterung der Fastenzucht verbunden gewesen sein würde. In den republikanisch regierten Klöstern ist, wie wir später sehen werden, der Fleischgenuß nicht unbedingt verboten und in Praxi erlaubt man sich denselben sehr häufig. In monarchisch regierten dagegen gilt das Fleischessen, wie alle leckere Kost, ja selbst das Tabackrauchen, für grobe Sünde. Als die Fleischtöpfe Aegyptens nun immer mehrere unter den Klosterbrüdern von Kutlumusi von der alten Ordnung der Dinge abwendig zu machen drohten, entschlossen sich die Vertheidiger des historischen Rechts die Revolution im Keime zu ersticken. In der Nacht, welche dem bezeichneten Tage voranging, wurde Feuer an den Flügel gelegt, in welchem die Schätze des Klosters, auch namentlich seine Bibliothekschätze sich befanden. Die geschickt genährte Flamme verzehrte in kurzer Zeit nicht nur die Bücher, welche den gott-

losen Neuerern so verderbliche Gedanken eingegeben hatten, sondern auch den lange aufgesparten Reichthum des Klosters, ohne welchen es nicht möglich ist, eine freiere und reichlichere Lebensart, namentlich den Fleischesgenuß für so viele Menschen einzuführen. Das Kloster zwar ist arm geworden, aber das alte Recht hat gesiegt und wie der Brand von Moskau nöthig war, um Rußland vor Napoleon zu retten, so der Brand von Kutlumusi, um die strenge Mönchszucht vor dem drohenden Verfall zu wahren und unter den verweichlichenden Einflüssen unserer Zeit aufrecht zu erhalten.

Dieses Kloster ist im Jahre 1250 durch Alexius Komnenus gegründet, dann durch den „Papst von Rom" zerstört und im 15. oder 16. Jahrhundert durch einen vornehmen Türken, der hier zum Christenthum übertrat [2]), wieder aufgerichtet worden. Der gegenwärtige Abt ist ein früherer Eremit der heiligen Anna und wegen seines besondern strengen Wandels auf diesen Posten gesetzt worden. Er begrüßte uns als „Preußen" mit Wohlwollen, weil wir, wenn auch Ketzer, so doch keine Katholiken und nicht allzu fern von Rußland zu Hause wären. Das Kloster gehört durch seine Lage zu den angenehmsten Punkten des Berges. Es liegt zwar nicht unmittelbar am Meer, aber in einer trefflich angebauten und von zahlreichen Bächen durchschnittenen Niederung, welche im Westen von dem Hauptkamme des Gebirges und weiter nach Süden von der Kuppe des Athos begrenzt wird. Wohin der Blick sich wendet, überall trifft er auf Naturgemälde von üppigem Reichthum. Die dichte Waldung auf den Höhen, die Wiesen und das Gartenland in den Gründen wetteifern gleichsam, den Wanderer zur Rast an diesem glücklichen Ort ungestörten Naturfriedens einzuladen. Doch was wir aus den letzten Jahren der Geschichte von Kutlumusi berichteten, wird hinreichen, um zu beweisen, daß auch hier der Mensch eingekehrt ist mit

seiner Qual und das Paradies eines unschuldigen Naturgenusses auch hier nur den Kindern Gottes zu Theil wird.

Kaum eine Viertelstunde nordwärts von diesem Kloster treffen wir auf die einzige Niederlassung in diesem Bergrevier, die eine Aehnlichkeit mit städtischem Leben draußen in der Welt hat. Es ist dies der schon genannte Flecken Karyais, der seinen Namen entweder und wol am wahrscheinlichsten den hier trefflich gedeihenden Haselnüssen (Καρύδια), dem einzigen wichtigen Exportartikel des Berges, oder der Bedeutung des Orts zu verdanken hat, welche darin besteht, daß sich an ihm die Häupter (Κάραις von Κάρα das Haupt) der verschiedenen Klöster zu gemeinsamer Geschäftsführung und Berathung versammeln. Karyais ist also der Sitz der Regierungsjunta, welche den Berg verwaltet, das Frankfurt am Main dieser kleinen Bundesstaaten oder das Washington des Staatenbundes. Diese großartigen Namen könnten jedoch die Einbildungskraft des Lesers leicht irre führen. Karyais besitzt kein Capitol, keine Paläste und keine Jägerzeile, sondern besteht nur aus einem kleinen Netz winkeliger und von baufälligen Häusern und Hütten eingefaßter Gäßchen, welche sich um einen alten, ebenfalls baufälligen Thurm herumlagern. Dieser Thurm überragt das sogenannte Protaton, das Gebäude, in welchem die Abgeordneten der Klöster ihre Sitzungen halten. An diesem Gebäude ist nichts merkwürdig als die Kirche, die mit ihm in Verbindung steht und die eine der ältesten und am reichsten verzierten des Berges ist. Ein Theil des Protaton ist durch den Repräsentanten der weltlichen Macht, einen türkischen Aga, den einzigen Nichtchristen, der auf dem Athos wohnt, in Beschlag genommen. Dieser Aga hat für die Pforte den jährlichen Tribut des Berges einzuziehen und die Pässe zu visiren. Da er unter den Mönchen ein sehr einsames und langweiliges Leben zu führen verurtheilt ist, zieht dieser

Pfortenbeamte jedoch gewöhnlich vor, sich durch einen seiner Untergebenen vertreten zu lassen. Der Aga wohnte im vorigen Jahre zu Salonichi und sein Substitut widmete den lästigen Geschäften nur so viel Zeit, als Jagen, Rauchen und Schlafen ihm dafür übrig ließen. Zur Aufrechthaltung der Ordnung sind dem Aga und der Synode gemeinsam 50 Gensdarmen (Φύλακες) untergeordnet, die aber sämmtlich Christen sind und die albanesische Tracht tragen. In ihren reich gestickten Jacken und Fustanellen, Pistole und Dolch im Gürtel und die lange Flinte über den Rücken gehängt, nehmen sie sich wild genug aus und scheinen ausreichend, die etwaigen Anfälle der im Norden des Berges hausenden Klephten mit ihren Waffen zurückzuweisen.

Die kleinen Kaufläden und Magazine in den Gäßchen von Karyais werden theils von Mönchen, theils von Weltleuten (Κοσμικοί, dieses ist der Name für alle Laien) gehalten; die nach dem Athos kommen, um die Mönche mit den Naturproducten oder Culturerzeugnissen zu versehen, die sie selbst nicht haben oder sich selbst nicht verfertigen können. Unter den eingeführten Naturproducten nehmen Reis und Mehl die erste Stelle ein, unter den Manufacturwaaren: Zeuge, Mützen, Glassachen zum Schmuck der Kirchen und einige aber wenig zahlreiche neugriechische Drucke, die meist aus Athen kommen. Von den Klöstern werden besonders allerlei Früchte zum Verkauf en gros hierher gesendet. Aber auch Schnitzsachen, Rosenkränze aus Muscheln oder Olivenkernen, getrocknete Blumen und dergleichen von den Einsiedlern in ihrer Abgeschiedenheit verfertigte Kleinigkeiten, die von den Reisenden als Andenken mitgenommen und theuer bezahlt zu werden pflegen. In Handel und Wandel gilt dabei das sogenannte Hagionorosgeld, d. h. keine besondere Münze, aber eine Berechnung des Piasters, welche aus frühern Zeiten herrührt und im übrigen türkischen

Reiche nicht mehr gefunden wird. Nach dem Hagionoros-gelde gilt der Piaster ungefähr das Doppelte seines jetzigen Preises, sodaß der Käufer, der mit gewöhnlichen fränkischen oder türkischem Gelde bezahlen will, fast doppelt so viel geben muß, als die betreffende Summe nach gegenwärtigem Curse sonst ausmachen würde.

Der byzantinische Schriftsteller Gregoras hat in seinem Panegyrikus über den Athos gesagt: „Da ist kein Jahrmarkt, keine Speculation, kein Wucher, kein Tribunal und kein Richter-stolz. Auf dem Athos weiß man nichts von Herr und Knecht, dort allein ist wahre Freiheit und das richtige Maß der mensch-lichen Dinge.“ Paßt dieser Ausspruch gegenwärtig auf die Klö-ster nur theilweise, so paßt er auf Karyais gar nicht. Hier ist steter Jahrmarkt, stete Speculation, folglich wol auch Wu-cher und der Hader und das Elend, die daraus hervor-gehen. Wir fanden hier die einzigen Bettler und Trunken-bolde auf dem Berge, wurden beim Einkaufen übervortheilt und wunderten uns daher gar nicht, als wir entdeckten, daß die Synode zur Bestrafung der Uebelthäter hier auch schon eine Art von Gefängniß eingerichtet hat. — In den umliegenden Schluchten und Thälern liegen die Häuser ver-streut, welche den Deputirten der Klöster als Absteigequar-tier dienen, und die zugleich als Herbergen für die Maul-thiere der Reisenden eingerichtet sind. Diese Maulthiere sind stark und kräftig, sichern Schritts auch auf den ge-fährlichsten Bergpfaden und tragen ein häufig recht melo-disch zusammenklingendes Geläut, gleich den Kühen der Alpenhirten. Mit lobenswerther Uneigennützigkeit werden sie von den einzelnen Klöstern an die Fremden Station für Station unentgeltlich überlassen, nur der begleitende Knecht rechnet auf ein angemessenes Trinkgeld.

Das ansehnlichste Gebäude in der Nähe von Karyais ist das sogenannte rothe Sarai oder Herrenhaus, welches

gegenwärtig ausschließlich von russischen Mönchen bewohnt wird. Diese Mönche bilden eine besondere Skiti, die 30 Klosterbrüder zählt. Die großen Räume des Gebäudes würden völlig ausreichen, diese zu beherbergen; aber die wichtige Lage der Skiti, unmittelbar am Regierungssitz, hat den General Murawiew, einen Bruder des bekannten Oberbefehlshabers im Kaukasus, auf den Gedanken gebracht, in Verbindung mit der Skiti einige großartige Gebäude zur Beherbergung der Pilgrime zu errichten, welche von Rußland aus jährlich zu Hunderten hierher kommen. Dieser von der russischen Regierung unterstützte Plan ist in der Ausführung begriffen und wird um so eifriger betrieben, als die Einrichtung der neuen russischen Dampfschiffahrtslinie von Konstantinopel nach dem Athos, die Anzahl der aus Rußland hierher pilgernden Anbeter (Προςευχόμενοι) bedeutend vergrößern dürfte.

Auf der Nordostseite des Berges bleiben uns jetzt noch in der Reihenfolge von Süden nach Norden die vier Klöster Pantokratoros, Vatopädi, Esphigmenu und Chiliandari zu betrachten. Pantokratoros (Παντοκράτορος) wurde ums Jahr 1180 durch die Kaiser Emanuel und Alexius Komnenus und ihren Bruder Johann Pumicerius gegründet. Später ertheilten die walachischen Bojaren Barbulus und Gabriel dem Kloster bedeutende Unterstützungen. Gegenwärtig gehört es zu den kleinsten, soll aber durch den Besitz einiger alter Manuscripte, namentlich eines in Goldbuchstaben geschriebenen Evangelistariums merkwürdig sein. Seine übrigen Bibliothekschätze sind, wie Curzon ergötzlich beschreibt, in dem tiefen Verließ eines Klosterthurms versunken und zu Grunde gegangen. Ich selbst hatte keine Gelegenheit das Kloster zu besuchen; ebenso wenig die beiden am nördlichsten gelegenen: Esphigmenu und Chiliandari. Esphigmenu trägt seinen Namen nicht nach seiner

Bestimmung, wie Pantokratoros, d. h. das Kloster „des Herrschers des Weltalls“, sondern nach seiner örtlichen Lage im Thal, in welches es zwischen drei Bergwände gleichsam eingepreßt (σφίγγω drücken, pressen) ist. Es berühmt sich eines hohen Alters, denn es will, wie Xeropotamu, aber gewiß mit ebenso wenig Recht im Jahre 450 von der Kaiserin Pulcheria gegründet sein. An Einfluß, Hülfsquellen und Größe ist es jedoch von dem viel jüngern Chiliandari bedeutend überholt worden. Letzteres, mitten im düstern Fichtenwalde gelegen, wurde durch den 1185 verstorbenen Simeon, Fürsten von Serbien, gegründet und hat seinen slawischen Charakter bis auf die Gegenwart treu bewahrt. Noch jetzt gehen viele serbische Kirchenhäupter aus diesem Kloster hervor oder kehren dahin zurück, um ihr Leben daselbst zu beschließen. Dies Kloster der „Tausend Männer“ hat gegenwärtig etwa 60 Mönche in seinen Mauern. Sein wichtigster und berühmtester Besitz ist die prächtige, auf weißem Pergament in Goldbuchstaben geschriebene Evangelienhandschrift, welche der Kaiser Andronikus Komnenus dem Kloster geschenkt hat.

Beschließen wir unsere Rundschau über die Klöster des Athos mit einigen Worten über das am Seeufer gelegene Batopädi (Βατοπεδίον).[3] Dieses Kloster übertrifft gegenwärtig alle übrigen ebenso sehr an Ausdehnung, wie an Anzahl seiner Insassen und namentlich an Schätzen und Einkünften. 50,000 Dukaten jährlicher Revenuen werden in der Haushaltung des Klosters, die stets einen großen Troß von bedürftigen Glaubensgenossen zu verpflegen hat, regelmäßig verwendet. Die beiden großen länglichen Vierecke, in welchen das Kloster errichtet ist, umschließen Gebäude von sehr verschiedenem Alter und Kunstwerth. Eine neue Abtheilung, in welcher ein Hospital mit einigen 20 Betten eingerichtet werden soll, be=

findet sich noch im Bau. Die Hauptkirche ist nicht nur durch ihre bewunderten Reliquien, wie den Gürtel der heiligen Jungfrau (von der gen Himmel gefahrenen dem Apostel Thomas im Traume geschenkt) oder durch das Haupt des heiligen Chrysostomus, sondern auch durch die Gemälde berühmt, welche Panselinos, einer der besten alten byzantinischen Meister, in dem Querschiffe angebracht hat. Diese Gemälde stellen die Kindheitsgeschichte des Heilands dar, drohen aber bald zu verlöschen oder durch einen rohen Pinsel, wie ihn jetzt die kunstliebenden Athosmönche führen, unkenntlich gemacht zu werden. Hinsichtlich der Geschichte des Klosters, das durch Konstantin den Großen selbst gegründet, durch Julian Apostata zerstört und durch Theodosius den Großen wieder aufgebaut sein will, als letzterer seinen Sohn Arkadius, der Schiffbruch gelitten, hier am Ufer unter einem Dornenstrauch wiederfand, (εὗρε τὸ παιδὶ ἐν τῇ βάτῳ, er fand das Kind im Dornenstrauch — daher nannte er das Kloster: Vatopädi, d. i. „zum Kind im Dornenstrauch". So etymologisirt der Ahnenstolz und die Ruhmsucht der Klosterleute!) läßt sich schwer etwas Geschichtliches ermitteln. Gewiß ist nur, daß die Mönche schon im 9. Jahrhundert Angriffe der Sarazenen abzuwehren hatten, und daß sie stets durch ihre Verehrung für den heiligen Chrysostomus berühmt waren. Als das Kloster im Mittelalter längere Zeit verwüstet gelegen, wurde es auf besondere Vorstellungen des Patriarchen Athanasius um 1300 durch zwei reiche Männer aus Adrianopel, Nikolaus und Antonius, wieder aufgebaut. Die Gräber dieser beiden Wohlthäter hat das Kloster in der Vorhalle seiner Hauptkirche aufbewahrt. In neuerer Zeit hat sich die Freigebigkeit des russischen Kaiserhauses, welche so vielen Athosklöstern zu Hülfe gekommen ist, doch ganz besonders Vatopädis angenommen. Die Dankbarkeit des Klosters drückte

sich unter anderm in der Einräumung des rothen Sarais bei Karyais, welches ursprünglich als Skiti zu Vatopädi gehörte, an ausschließlich russische Eremiten aus. Der Reichthum der äußern Mittel scheint die Strenge der Klosterzucht bei der größern Menge der Bewohner dieses Klosters bedeutend erschlafft zu haben. Zu den Gottesdiensten finden sich trotz der über 200 Insassen selten so viele ein, daß man es für nöthig hielte, die Hauptkirche zu benutzen. Man begnügt sich mit kleinern Kapellen; nur an den großen Hauptfesten, namentlich an dem Tage der Verkündigung Mariä dem 25. März und Mariä Himmelfahrt dem 15. August sind nicht nur alle für die Beherbergung der Fremden bestimmten Räume, sondern die Kirchen- und Hofräume selbst von einer zahllosen Menge aus der Nähe und aus der Ferne herbeieilender Anbeter (προςευχόμενοι) angefüllt. Leer und verödet bleibt dann nur die melancholische Ruine des großen Schulhauses, welches der geistvolle Eugenios Bulgaris um das Jahr 1790 hier gründete. Er hatte es zugleich zu einem Seminar für die Ausbildung der jüngern Mönche und zu einer höhern Erziehungsanstalt für die Söhne angesehener griechischer Familien bestimmt. Nach kurzem Bestande mußte die rasch aufblühende und trefflich geleitete Anstalt jedoch der Misgunst der ältern Klosterleute weichen, welche fürchteten, daß die Ruhe und Heiligkeit ihres Lebens durch die Einflüsse der gefürchteten Wissenschaft und zu häufige Berührung mit der Außenwelt gestört werden würde. Eugenios, welcher einsah, daß er den Widerspruch der beschränkten Eiferer nicht zu besiegen vermöge, ging nach Rußland und starb daselbst als eine Zierde des russischen Episkopats.

II.

Die Verfassung der Mönchsrepublik.

Um die Verfassung des Mönchslebens auf dem Berge nach ihren verschiedenen Gliederungen verständlich zu machen, müssen wir einige Worte über die Gründungsgeschichte dieser Klöster voranschicken. Eine sorgfältige Kritik der ältern und neuern Berichte über die Entstehung der Klostergemeinschaft liefert das Resultat, daß die Ansiedelung von Mönchen in Klöstern an und auf dem Athos erst von der Zeit des Basilius Macedon an 867—889 nachweisbar ist. Damals erhielt, (wir stützen uns hier auf Fallmerayer's Forschungen) Johannes Kolobos das Privilegium, ein Kloster bei der Stadt Hierisso im Norden des Athos zu gründen. In der Stiftungsurkunde wird es bereits ausgesprochen, daß die Bergöde des Athos ausschließlich für die frommen Uebungen der Mönche bestimmt sei. Unter den Kaisern Leo Philosophus und Konstantin Porphyrogenneta (886—919) werden die Einsiedler die auf dem Athos wohnen ihrer Unabhängigkeit von jenem Kloster in Hierisso durch kaiserliche Acte ausdrücklich versichert.

Ob und wie viele Klöster damals schon auf dem Athos selbst bestanden haben, bleibt bei dem gänzlichen Stillschweigen gleichzeitiger Schriftsteller ungewiß. Doch scheint mir die specielle Angabe, welche sich in den Chroniken von Batopädi erhalten hat, daß dies Kloster im Jahre 862 von sarazenischen Freibeutern angegriffen worden sei, unmöglich auf bloßer Erfindung zu beruhen. Fallmerayer geht zu weit, wenn er sich durch die überschwengliche Ausdrucksweise, in welcher ein von ihm in dem Kloster Philotheu gefundenes Document den damaligen Zustand der Athosmönche malt, zu der Annahme verleiten läßt, sie hätten damals noch ein ganz wildes Einsiedlerleben ohne alle

Klosterordnung geführt. Den großartigen Klosterburgen der spätern Zeit sind gewiß bescheidenere Ansiedelungen vorangegangen. Reste solcher Ansiedelungen scheinen mir in den sehr alten Kirchenruinen des heiligen Basilius bei Sphigmenu und des Propheten Elias bei Pantokratoros sich vorzufinden. Gewiß ist, daß schon im Anfange des 10. Jahrhunderts eine so große Anzahl Eremiten auf dem Athos lebte, daß sie zur Regelung ihrer bürgerlichen Verhältnisse jährlich dreimal zu Weihnachten, zu Ostern und am 15. Aug. Volksversammlung abhielten, wobei schon damals Karyais als Versammlungsort diente. Eine strengere Zucht wurde zugleich mit dem Bau des Klosters Lawra, wahrscheinlich dem ersten großen Steinbau auf dem Athos, durch den Mönch Athanasius aus Konstantinopel um 960 eingeführt. Er gab diesem Kloster Kanones, welche die den orientalischen Mönchsklöstern gemeinsame Regel des heiligen Basilius in strengster Weise ausführten. Als Abt oder Hegumenos (Ἡγούμενος) nahm er eine unbeschränkte Gewalt über seine Klostergemeinschaft oder sein Cönobium (Κοινώβιον) in Anspruch, sodaß alle Verwaltungsstellen in dem Kloster ebenso wol wie die geistliche Thätigkeit der Mönche ausschließlich von seinen Anordnungen abhing und durch ihn, den geistlichen Vater seiner Heerde, allein geleitet wurde. Dieser damals sehr wohlthätige und, wo er von starken und frommen Persönlichkeiten ausgeübt wird, noch jetzt den Zwecken des Mönchslebens höchst dienliche Zwang schien damals den meisten Bewohnern des Athos, die in der Wildniß frei und unbeschränkt durch äußeres Gesetz ihrem Gott gedient hatten, ebenso unerhört als unerträglich. Doch die Staatsklugheit gebot den byzantinischen Kaisern das Mönchswesen des Athos unter eine gewisse Controle zu stellen. Sowol Nicephorus Phokas als sein Nachfolger Johannes Tzimisces unterstützten Athanasius'

Reformen aufs entschiedenste und der letztere ertheilte den damals 58 großen und kleinen Ansiedelungen auf dem Athos die erste ihre gegenseitigen Rechte bestimmende Constitution. Je mehr große Klöster gebaut wurden, desto mehr schwand der wilde republikanische Sinn der ursprünglichen Anachoreten. Doch kam es zwischen den Großklöstern bald selbst zu mancherlei Zwist über Landbesitz und Handelsrechte. Diese Zwistigkeiten wurden durch eine neue unter kaiserlicher Bestätigung aufgesetzte Acte zur Zeit des Konstantin Monomachus 1042—54 durch den Abt Kosmas vom Kloster Tzintziluk in Konstantinopel beigelegt. Der habsüchtige Handelsgeist wurde bedeutenden Beschränkungen unterworfen und den Klöstern verboten, sich durch die Aufnahme von entlaufenen Sklaven einen zahlreichen Zuwachs an neuen Mitgliedern oder Hörigen zu verschaffen.

Bis zum Jahre 1385 waren sämmtliche 20 Klöster des Berges mit Ausnahme von Stauronikita erbaut (nicht 21 wie Fallmerayer sagt; denn Protaton ist kein Kloster), als letztes unter ihnen Dionyssiu. In den folgenden Jahrhunderten brachen zum Theil große Verwüstungen über die Athoshalbinsel herein und wie wir bereits oben sahen, wurden durch Seeräuber, die der abendländischen Kirche angehörten, die vier Klöster: Xeropotamu, Dochiriu, Zografu und Kutlumusi gänzlich zerstört. Mit dem Falle Salonichis und Stambuls kamen die Athosklöster im 15. Jahrhundert unter die türkische Botmäßigkeit. Ihren auch sonst befolgten Grundsätzen gemäß, sich in die kirchlichen Angelegenheiten der ihnen unterworfenen Völker möglichst wenig einzumischen, änderten die Türken an der Verfassung der Athosklöster außerordentlich wenig, indem sie nur den schon oben erwähnten Statthalter zur Wahrnehmung ihrer Rechte in Karyais einsetzten und die Erlegung eines jährlichen Tributs von den Klöstern verlangten. Dieser Tribut beträgt gegenwärtig nach der Angabe, welche mir der Ael=

teste (Πρῶτος τοῦ Ἄϑωνος) selbst machte, 70,000 Piaster jährlich, sodaß ich die Angabe Fallmerayer's, der ihn auf 250,000 Piaster schätzt, einem schwer zu erklärenden Misverständnisse beimessen muß. Die Freiheit des Mönchsstaats ist türkischerseits nur in zwei einzelnen Fällen vorübergehend gefährdet worden. Einmal unter Soliman dem Großen, als dieser Kaiser im Jahre 1534 den Plan gefaßt hatte, die Christen überhaupt aus seinem Reiche zu vertreiben, und während der griechischen Revolution, wo die Türken allen Anlaß hatten, den Athos mit zu den Herden zu zählen, von denen aus der Brand des Aufstandes entzündet und verbreitet worden war. Nach den mir zu Karyais gemachten Versicherungen fällt es den Klöstern heutzutage ziemlich schwer, den jährlichen Tribut pünktlich zu entrichten; doch dürfte die Zuverlässigkeit dieser Versicherungen angesichts des bedeutenden Kostenaufwandes, der in fast allen Klöstern auf Neubauten und Bilderschmuck verwendet wird, mit Recht zu bezweifeln sein.

Zum Patriarchat in Konstantinopel stehen die Klöster des Athos nur in einer losen Verbindung. Ursprünglich gehörte der Berg, nach der Eintheilung des byzantinischen Reichs in Diöcesen, zur Diöcese des Bischofs von Hierisso. Da dieses Bisthum bis auf heute fortbesteht, trägt der jeweilige Inhaber desselben daher auch noch bis zur Stunde den Titel eines Bischofs des heiligen Berges Athos und Hegumenos von Karyais. Von Rechts wegen sind jedoch diese beiden Titel, sowie das Privilegium bischöflicher Kirchenkleidung seit der Zeit des Kaisers Andronikus Paläologus 1283—1322 auf den „Ersten des Athos" übertragen worden. Der „Erste des Athos" (Ὁ Πρῶτος τοῦ ἁγίου ὄρους Ἄϑωνος) heißt nämlich der jedesmalige Präsident der Mönchsrepublik. Dieser wird je auf ein Jahr durch die Abgeordneten (οἱ ἀντιπρόσωποι) sämmtlicher 20 Klöster zu Karyais gewählt. Während sämmtliche Klöster

hierbei actives Stimmrecht haben, so ist das passive Wahlrecht jetzt auf die Abgeordneten der fünf Klöster Lawra, Iviron, Dyonissiu, Batopädi und Chiliandari beschränkt.

Im vergangenen Jahre war ein Priester des letztgenannten Klosters Chiliandari, ein geborener Bukarester, „Protos“. Wir fanden in ihm zwar keinen gelehrten, aber einen Mann von wohlwollendem Benehmen und gebildetem Anstande. Er war über die politischen Zustände Europas und über die statistischen Verhältnisse der christlichen Kirche wohlunterrichtet. Aus einigen Andeutungen, die er im Laufe des Gesprächs machte, ging hervor, daß er die Einrichtungen der Klöster in manchen Beziehungen für veraltet und eine Reform für um so unvermeidlicher hielt, als der begonnene Verkehr der Dampfschiffahrtslinien mit dem Athos die modernen Ideen in der klösterlichen Einsamkeit gar bald stärker und stärker werden lassen würde. Bisjetzt gehört es allerdings zu den Privilegien des Athos, daß niemand auf ihm zugelassen werden oder in seinen Klöstern Zuflucht finden kann, der nicht außer dem türkischen Passe mit einem Empfehlungsschreiben des Patriarchats zu Konstantinopel an den Ersten des Athos ausgerüstet ist. Für die eigentlichen Pilger zu den Heiligthümern des Berges ist diese Erlaubniß nicht nöthig, wenn sie von rechtgläubigen Priestern begleitet werden; wer aber zu dieser Klasse nicht gehört, hat zunächst sein Empfehlungsschreiben zu Karyais an den Protos einzuhändigen und empfängt dann, wenn dieser alles in Ordnung gefunden hat, ein auf Befehl des Protos von dem Grammatikos (d. i. Schriftführer) der Synode zu Karyais ausgestelltes Circularschreiben an sämmtliche Klöster. Dies Schreiben muß von dem Reisenden, sobald er ankommt, in jedem Kloster an den Pförtner ausgehändigt werden, worauf ihm Obdach, Unterhalt und je nach dem Ermessen der Klosterobern Zutritt

zu den Sehenswürdigkeiten ertheilt wird. Der Text eines solchen Circularschreibens möchte vielleicht nicht uninteressant für die Leser sein und theilen wir denselben deshalb in wortgetreuer Uebersetzung hier mit. Am Eingange des Briefes befindet sich das Siegel der Republik, welches die Mutter Gottes mit dem Christkindlein auf dem Arm darstellt. Zu beiden Seiten der mit Glorien umgebenen Köpfe die Initialen der Worte ΜΡ ΘΥ und ΙC ΧC (Μήτηρ Θεοῦ und Ἰησοῦς Χριστός) und zwischen diesen Buchstaben die Bilder der aufgehenden Sonne und des abnehmenden Mondes. Um das Ganze die Umschrift: Σφραγὶς τοῦ πρώτου τῆς κοινότητος τοῦ ἁγίου ὄρους Ἄθωνος (d. h. Siegel des Ersten der heiligen Berggemeinde des Athos). Daneben die Aufschrift: An die 20 hiesigen heiligen Klöster (Μοναστήρια).

„Da Inhaber dieses, Herr N. N. mit kirchlicher Empfehlung hierher gekommen ist, um die heiligen Klöster zur Bereicherung seiner Kenntnisse zu besuchen, so empfehlen wir den heiligen Klöstern, besagten Herrn N. N. hierdurch und es ist unser brüderliches Gutachten, daß ihr Wohldenselben freundlich aufnehmen mögt, ihm das Betrachtungswürdige eifrigst zeigt und ihm, nachdem er bei euch verweilt hat, seine Uebersiedlung von Kloster zu Kloster erleichtert, indem ihr darauf Bedacht nehmt, Wohldenselben zu einem Lobredner der weisen und gastfreundlichen Verfassung der Klöster zu machen.“ Hierauf folgt das Datum der Ausstellung und hinter einem großen Kreuz die Unterschrift: „Alle zu dem gemeinsamen Comité gehörigen Abgeordneten und Vorsteher der 20 heiligen Klausen (μοναὶ d. i. Kloster) des heiligen Berges Athos.“

Was die Verfassung der einzelnen Klöster anbetrifft, so ist dieselbe keineswegs in allen gleichförmig. Der Erste des Athos hatte vollkommen recht, wenn er, um uns das Verhältniß der verschiedenen Klöster zueinander klar zu machen,

sagte, sie bildeten zusammen nur einen Bundesstaat, Homospondia (Ὁμοσπονδία), und sie seien untereinander nicht nur an Größe und Macht, sondern auch in ihren Verfassungsverhältnissen so sehr unterschieden, wie Preußen, Oesterreich und Liechtenstein im deutschen Bundesstaat.

Seit der Zeit des heiligen Athanasius ist die Hauptverfassungsform für alle 20 Klöster die auch sonst im ganzen Orient verbreitete basilische gewesen. Das Kloster steht hiernach unter einem Abt oder Hegumenos (Ἡγούμενος), welcher der unbedingte Leiter des Ganzen, sowol in geistlicher als geschäftlicher Beziehung ist. In das Kloster wird nur aufgenommen, wer die Klostergelübde ablegt. Nach zwei oder dreijährigem Noviziat erlangt der eingetretene den Titel eines Mönchs oder Hieromonachos. Die höhere Würde des Hiereus oder Priesters erlangt der Mönch, der bis dahin nur Hierodiakonos oder Diakos genannt wird, in der Regel nicht vor dem dreißigsten Lebensjahre. Der Hegumenos bekleidet seine Stelle lebenslänglich. Er hat aus der Anzahl der Mönche die einzelnen Aemter nach seinem Gutdünken zu besetzen, kann auch jederzeit die Ernannten absetzen und andere an ihre Stelle stellen.

Die wichtigsten dieser Aemter sind: Das des Oekonomos (Οἰκόνομος) oder Güterverwalters, der die specielle Aufsicht über die Bestellung und Verwaltung der zum Kloster gehörigen Landgüter, Meiereien u. s. w. unter seiner Leitung hat; das des Dikäos (Δίκαιος), der die Würden eines Syndikus und Kassenführers in seiner Person vereinigt; das des Archontades (Ἀρχοντάδης) oder Pater Guardian, der die Verwaltung des Archontalyks oder der Herrenwohnung, in der die vornehmern Fremden absteigen und bewirthet werden, unter sich hat; das des Grammatikos (Γραμματικός) oder Schriftführers, der die Bibliothek beaufsichtigt; das des Thyroros (Θυρωρός) oder Pförtners; das des Arsena=

rios (Ἀρσενάριος) oder Hafenverwalters; das des Kellares (Κελλάρης) und Trapezaris (Τραπεζάρης), des Keller- und des Speisemeisters.

Jeder von diesen Beamten hat eine Anzahl von jüngern Mönchen oder dienstthuenden Laien (Κοσμικοί) unter sich, die zu den Stunden, in welcher nicht Gottesdienst gehalten wird, seine Aufträge auszuführen haben. Die übrigen Mitglieder des Klosters sendet der Abt theils in die Ferne, um die nicht auf dem Berge gelegenen Klostergüter zu verwalten oder zu inspiciren, oder, um mit Hülfe einzelner Reliquien, die man ihnen mitgibt, Collecten zu Gunsten des Klosters in Rußland oder Palästina, in Kleinasien und der europäischen Türkei anzustellen. Die bei weitem größte Anzahl der Mönche hat aber theils als fungirende Geistliche, theils als Mitbeter bei den vier bis fünf täglichen Gottesdiensten anwesend zu sein; und in der Zwischenzeit oft unter unmittelbarer Anführung des Abts die Bergstraßen auszubessern, die Weinstöcke zu pflanzen oder zu pflegen, die Ernte zu sammeln oder dem Gärtner im Klostergarten zu helfen.

Wenn der Hegumenos stirbt oder durch Altersschwäche unfähig wird seinem Posten vorzustehen, so treten sämmtliche Hieromonachi zur Wahl eines neuen Oberhauptes zusammen. Gewöhnlich wird der von dem Abtretenden empfohlene Candidat gewählt. Ist die Wahl vollzogen, so wird es nach Konstantinopel gemeldet und der Patriarch um seine Bestätigung ersucht. Diese Bestätigung ist eine bloße Formsache und der Patriarch unterfängt sich nie, sie zu verweigern. Jeder einfache Mönch des Athos dünkt sich in der That frömmer und heiliger, als jene Würdenträger des Fanars sein können, welche so häufig nur die Creaturen der Pforte oder der Gesandten fremder Mächte bei derselben oder der reichen Bankiers ihrer eigenen Nation sind.

An diese einfache Grundform der Klosterverfassung haben

sich aber andere Formen angelegt, welche schon von frühester Zeit her bestimmt waren, theils dem der Welt Entsagenden auf dem Athos eine Friedensstätte zu bereiten, ohne ihm die ganze Strenge des Klosterlebens aufzunöthigen; theils für besonders ernst gestimmte Gemüther, welchen das Zusammenleben mit Hunderten von Genossen noch zu geräuschvoll war, eine noch strengere Zucht in noch größerer Abgeschiedenheit zu gewährleisten. Dem erstern Bedürfniß zu genügen sind die sogenannten Kelläa oder Kellia (Cellen Κελλαῖα, Κελλεῖα) bestimmt, die sich bei allen Klöstern befinden. Dieselben bestehen in kleinen, jedoch gegen die Ungunst der Witterung hinreichend geschützten Häuschen, zu welchen ein Stückchen Wiese oder Gartengrund gehört, ausreichend, um einen oder einige Anbauer zu beschäftigen oder zu ernähren. Die Bewohner dieser Cellen, Kellioten genannt, werden gewöhnlich zu zwei oder drei unter einem Dach zusammenwohnend angetroffen; doch gibt es auch solche, die ihre Cellen ganz für sich allein haben. Dies sind die eigentlichsten Eremiten oder Anachoreten. [4])

Diese Kellioten gehören nur insofern zu den Klöstern, als sie das Haus, in dem sie wohnen und den Boden, welchen sie bebauen, von einem Kloster in lebenslängliche Pacht genommen haben. Die Pacht kann auf einmal entrichtet werden, wenn der Weltflüchtige, der in den Kelliotenstand tritt, ein vermögender Mann ist und dem Kloster ein für allemal eine beträchtliche Summe übergibt. Die Pacht kann aber auch jährlich oder in andern Fristen, sei es in Geld oder Naturalien gezahlt werden. Der Kelliot ist zu einem frommen, kirchlichen Leben verpflichtet, aber keineswegs zur Strenge der Klosterzucht. Er braucht selbst Sonntags die Klosterkirche nicht zu besuchen, sondern kann sich einen Geistlichen vom Kloster erbitten und die Liturgie in seinem Hause halten lassen. Sein Haus und sein Gärtchen kann er sich ganz nach sei=

nem Geschmack einrichten oder wie es ihm seine Mittel erlauben. Daß aber in diesen Cellen kein Luxus angetroffen wird, versteht sich bei Leuten, welche sich um der Religion willen in die Einsamkeit zurückgezogen haben, von selbst.

Während in den Cellen das Leben des einzelnen viel selbständiger und viel geringer an Entbehrung, folglich nach dem Sinn der Mönche auch viel weniger verdienstlich ist, als das in den Klöstern, so dienen die Skitis (abgekürzt aus Askitiria d. h. Bußstätten) denen zum Aufenthalt, welche das Klosterleben noch zu zerstreuend und der Lust des Fleisches noch zu viel nachgebend finden. Wir haben schon bei unserer Rundschau um den Berg erwähnt, daß die berühmtesten und wichtigsten dieser Skitis sich in der wildesten Region des südwestlichen Bergabhanges befinden. Sie sind Sammelplätze von solchen Mönchen, welche freiwillig, aber mit Erlaubniß des Mutterklosters ihre frühere Kameradschaft verließen, um in dem Leben in der Wildniß die höchste Stufe in der Heiligkeit zu erwerben. Wir sahen bereits bei der Schilderung von Kerasia und Hagia Anna, daß die Vereinigungen der Mönche in den Skitis sich den härtesten Fastenzwang auferlegen und mit der äußern Welt in keiner Berührung stehen. Unter sich wählen die Mitglieder einer Skiti sich ihren Protogeron (ersten Greis), der auch wol den Titel Hegumenos bekommt, auf drei oder vier Jahre und zeigen die stattgefundene Wahl ihren Mutterklöstern einfach an. Während der Zeit seiner Amtsführung genießt der Protogeron des unbedingtesten Gehorsams seiner Untergebenen, die sich ihm auf allen Vieren anbetend (προςκυνοῦν, bekanntlich die alte orientalische Sitte des Grußes vor Mächtigen) nahen. Nach Ablauf seiner Regierungszeit kann der Protogeron wieder erwählt werden, doch ist seine Mönchsgemeinde dazu keineswegs verpflichtet.

Auf diese Aeußerung ihrer Freiheit, zu der die Wildheit ihrer ganzen Lebensweise hinzukommt, beschränkt sich der von Fallmerayer [5]) zu grell hervorgehobene Republikanismus der Skitis. In Bezug auf ihre kirchliche Zucht sind sie ebenso despotisch und despotischer regiert als die Klosterleute in den Cönobien.

Die Einrichtung sowol der ersten Cellen als der ersten Skitis wird von der Tradition des Athos dem Abt Athanasius, dem Stifter von Lawra, beigemessen, den wir nun schon öfters den Begründer der Verfassung der Mönchsrepublik als eines Ganzen genannt haben. Wenn diese Tradition richtig ist, so hat Athanasius seiner Absicht, dem wilden und ungeordneten Einsiedlerleben ein Ende zu machen, durch die Stiftung der Cellen und Skitis die Krone aufgesetzt; denn jede Celle und jede Skiti steht in einer zwar losen aber doch geregelten Verbindung mit einem der 20 Klöster des Berges. Zu gleicher Zeit trug der Stifter dieser Einrichtung aber der Verschiedenheit des einsiedlerischen Bedürfnisses und jenen selbständigen Charakteren Rechnung, welche sich der klösterlichen Zucht unter einem lebenslänglichen, unumschränkten Abt in einem Zusammensein mit Hunderten von andern Mönchen nimmermehr gebeugt haben würden. Uebrigens bleibt es sehr denkbar, daß die Einrichtung der Cellen und Skitis vielleicht von Athanasius selbst gar nicht erfunden ist, sondern, daß nur die bis dahin freien Anachoreten durch die Uebergewalt der Klöster allmählich genöthigt wurden, sich sei es in Skitis sei es in Cellen zu sammeln und den Klöstern in freierer Weise anzuschließen. Jedenfalls wurde diese eigenthümliche Form des Mönchslebens eine wesentliche Ergänzung und Bereicherung der sonst im ganzen Orient seit Pachomius bestehenden und später besonders durch den heiligen Basilius einförmig geregelten Klosterzucht.

Dennoch hat die Befriedigung, welche das Leben in den

Skitis und den Cellen dem Freiheitshange der Einsiedler darbot, nicht auf die Länge der Zeit zu verhindern vermocht, daß nicht auch innerhalb der Klostermauern selbst der Despotismus der Hegumenen (Archimandriten oder Aebte, was alles dieselbe Würde bezeichnet) zum Theil gebrochen wurde. Verschiedene Gründe: die Untüchtigkeit einzelner Hegumenen, die Verschiedenheit der Nationalitäten unter den Mönchen, die Eifersucht vornehmer Familien, die ein und dasselbe Kloster unterstützten, wirkten dahin zusammen, daß namentlich die größern und reichern Klöster statt der despotischen, allmählich eine Art von aristokratischer Selbstregierung angenommen haben. Die so verfaßten Klöster nennen sich im Gegensatz der despotisch regierten Klöster (Κοινώβια) mit dem modern klingenden Namen Idiorrhythma Monastiria, ἰδιόῤῥυθμα μοναστήρια (sich selbst regierende Klöster). In diesen sich selbst regierenden Klöstern liegt die Leitung der ganzen Verwaltung in den Händen eines Ausschusses, welcher von den sogenannten Aristokraten aus ihrer Mitte jährlich neu erwählt wird. Zu den Aristokraten oder Archonten (Ἀριστοκράται, Ἄρχοντες) hat jeder Mönch das Recht sich zu zählen, der dem Kloster Vermögen zugebracht und das dreijährige Noviziat zurückgelegt hat. Arme Klosterbrüder werden, wenn sie sich durch besondere Gaben des Verstandes auszeichnen oder besondere Verdienste um das Kloster erwerben, auch in die Zahl seiner Aristokraten aufgenommen. Der jährlich zu erneuernde Ausschuß besteht aus fünf bis sechs Personen, die den Titel Proestotes (Vorsteher) tragen. Sie theilen unter sich die verschiedenen, oben namhaft gemachten Aemter; haben aber von ihrer Amtsführung den Generalversammlungen der Aristokraten genau Rechenschaft abzulegen. Den ersten Rang unter den Vorstehern nehmen die Epitropi (Präsidenten) ein, welche zwei oder drei an der Zahl unter sich die in den Cönobien durch den Hegumenos verwalteten Functionen

vertheilen. Der älteste Epitrop verwaltet die obersten geistlichen Functionen und genießt als solcher des ehrenden Titels Protogeron (Aeltester).

In diesen sich selbst regierenden Klöstern ist die Zucht des gemeinschaftlichen Lebens bedeutend lockerer als in den Cönobien. Jeder Mönch, der Vermögen mitgebracht hat, verwaltet dasselbe selbständig weiter, wenn er es nicht vorzieht, es Zeit seines Lebens dem Kloster auf Zinsen darzuleihen. Gemeinschaftliches Essen findet nur an Festtagen statt, sonst bereitet sich ein jeder in seiner Celle die Mahlzeit selbst und wie er will, wobei auch das Verbot des Fleischessens mit Ausnahme der eigentlichen Fasttage aufgehoben ist. Hinsichtlich der Lectüre, die aus den Bibliotheken entlehnt werden kann, findet hier keine Beschränkung statt, während sie in den Cönobien unter strengster Controle des Abtes steht. Selbst der Besuch des Gottesdienstes ist für die Mönche, die nicht gerade als Priester oder Diakone zu fungiren haben, nicht obligatorisch. Uebrigens können die Epitropen in der Ausübung ihres Amtes unbedingten Gehorsam fordern und die etwa Widerstrebendeu nach vorheriger Genehmigung der Aristokraten mit Bußstrafen belegen (κανονίζω, κανονισμός).

Die Klöster, welche die selbständigen Verfassungen angenommen haben, sind Lawra, Iviron, Batopädi, Chiliandari, Xeropotamu und, wenn ich nicht irre, auch Zographu; also die reichsten und besuchtesten von allen. Wir deuteten schon oben an, daß eine starke Partei der Mönche von Kutlumusi dieselbe freiere Verfassung bei sich einführen wollte, und auch in Paulu möchten sich ähnliche Sympathien Bahn brechen.

Wer einmal als Mönch in die Gemeinschaft des Berges Athos eingetreten ist, hat nach dem klösterlichen Kirchenrecht keine Freiheit, wieder aus diesem Stande auszuscheiden. Wer

seiner Mönchsgelübde also überdrüssig wird, flüchtet sich ohne Genehmigung seiner Obern vom Berge, wird jedoch auch von der weltlichen Obrigkeit dafür mit keiner Strafe belegt.

III.

Die Kirchengebäude auf dem Athos und die gottesdienstlichen Uebungen der Mönche.

Die meisten Bewohner des Berges Athos nehmen an den Wundern der Natur, welche sie umgeben, sehr geringen Antheil; denn ihr Leben verfließt in Fasten und Beten. Um der gottesdienstlichen Andacht einen möglichst hohen Schwung zu geben, sind die Kirchen und Kapellen mit jenem überladenen Prunke, den der Byzantiner liebt, ausgeschmückt. Die Kirchen sind mit Ausnahme einiger moderner Bauten, die den alten Stil aber auch im wesentlichsten nachahmen, byzantinische Bauten aus dem 12. oder 13. Jahrhundert. An einigen Orten, wie Lawra, reichen sie höher hinauf, an andern, wie Vatopädi und Xeropotamu, sind sie später völlig restaurirt worden. Noch andere, wie die geschmackvolle Kirche von Paulu, harren erst der Vollendung. Sie sind sämmtlich in der Form des griechischen Kreuzes erbaut und zwar so, daß sich über der Mitte des Kreuzes eine große Mittelkuppel wölbt, die vier Ecken aber des das griechische Kreuz umschließenden Quadrats von vier kleinern Kuppeln gedeckt werden.

Die Kirche zerfällt regelmäßig in drei Abtheilungen, nämlich den Narthex (Νάρϑηξ oder die Vorkirche), die eigentliche Ekklesia (Ἐκκλησία, Kirche) oder Hieron (Ἱερόν Heiligthum) und das Hierotaton (Ἱερώτατον oder Allerheiligste), in welchem der durch die Ikonostasis (Εἰκονόστασις oder Bilderwand) verdeckte Altar (Βωμός) steht. Diese allen griechisch-orientalischen Kirchen gemeinsame Eintheilung, welche bekanntlich die The

des jerusalemischen Tempels nachbildet, hat hier die Eigenthümlichkeit, daß der Narthex häufig ebenso groß ist, als die eigentliche Kirche. Er ist von der letztern stets durch eine Steinwand mit nur einer großen Flügelthür in der Mitte geschieden, welche während des Gottesdienstes offen gelassen wird. Der eigentliche Gottesdienst, der Gesang der Liturgie, die Vorlesung der biblischen Abschnitte oder Homilien und die Austheilung des Heiligen Abendmahls wird nur in der Kirche selbst vollzogen, während die stillen Gebete des fungirenden Priesters und die Consecration der Hostie in dem Allerheiligsten vor sich gehen. Die Bilderwand, die letzteres von der Kirche scheidet, ist meistentheils nur aus Holz, aber in reichster, vergoldeter Schnitzarbeit ausgeführt. Durch diese Wand führen drei Thüren in das Allerheiligste, unter denen die mittlere Oeffnung nur in der untern Hälfte ihrer Höhe mit prächtig verzierten Halbthüren verschlossen ist, während die obere Hälfte mit einem auf- und zuziehbaren Vorhange verhängt wird, sodaß der räuchernde und betende Priester bald sichtbar wird, bald den Augen der in der Kirche Versammelten verschwindet.

Zu den stereotypen Einrichtungen dieser Kirchen gehört die vollständige Ueberdeckung sämmtlicher Wände und Pfeiler, ja selbst der zuweilen angebrachten, obgleich nicht zu diesem Baustil passenden Säulen mit Frescobildern. Die Kuppeln sind ebenfalls ausgemalt, die eigentliche Wölbung der Kuppel aber wird durch ein Mosaikbild, in der Regel Christi, zuweilen auch Gottes des Vaters oder der ganzen Dreieinigkeit, in kolossalen Dimensionen ausgeführt. Es ist allen Klosterkirchen des Athos gemeinsam, daß die bildlichen Darstellungen im Narthex dem Alten Testament, die in dem Hieron oder der Kirche dem Neuen Testament entnommen sind. Auch die Vorderfronte des Kirchengebäudes, die in der Regel mit einem offenen Porticus eingefaßt ist und dann

Awli (Ἀυλή) heißt, trägt an ihren Wänden Bilder, wo sie sich nur anbringen lassen; für diesen Platz sind die Gesichte des Sehers der Offenbarung zur Darstellung bestimmt und zwar in der Art, daß an der einen Seite des Hauptportals der Kirche die Höllenqualen, auf der andern Seite die Paradiesesfreuden zu schauen sind. Ohne Zweifel ist diese Einrichtung darauf berechnet gewesen, in den Zeiten, wo Christenthum und Heidenthum noch miteinander kämpften, auf die der Kirche äußerlich nahenden Heiden einen mächtigen sinnlichen Eindruck hervorzubringen, wie er durch die Darstellung des Endegerichts in solchen Contrasten am leichtesten erreicht werden konnte. Geschichtlich fest steht z. B., daß der Bulgarenkönig Bogoris durch die Betrachtungen solcher apokalyptischer Bilder an dem Vorhofe einer christlichen Kirche zu Konstantinopel dem Christenthume gewonnen wurde.

Schreckhaft und entsetzlich genug sind diese Malereien auch an und in den Kirchen des Athos, bringen aber selbstverständlich auf den gebildeten Besucher in ihrer Fratzenhaftigkeit entweder gar keinen oder einen komischen Eindruck hervor. In der Regel pflegen die Heiligen und Seligen wie durch Fasten und Beten gänzlich abgemagerte Skelete mit den grämlichsten Gesichtern dargestellt zu sein, während die schwarzen Teufel mit den Gemarterten wild und lustig in den Flammen umherspringen. Alle diese Bilder tragen Umschriften in Mönchscharakteren. Viele von diesen Frescomalereien sind durch Klosterbrüder selbst hergestellt und werden noch heute von diesen nach der Schablone gemalt und restaurirt. Je greller die Farben, desto mehr scheint der malende Klosterbruder Beifall zu ernten. Die Köpfe aller Heiligengestalten sind mit breiten, goldenen Gloriolen umgeben, auf deren Erhaltung und Wiederherstellung viel Geld verwandt wird. Die einzigen Bilder von Kunstwerth, die auf dem Athos zu finden sind, dürften die bereits erwähnten von dem berühmten

Panselenus in der Hauptkirche zu Vatopädi al fresco gemalten Scenen aus der Kindheitsgeschichte Jesu sein. Sie zeigen eine lebhafte Conception und eine sehr correcte Zeichnung. Doch sind ihre Farben schon fast ganz erloschen und Kerzen und Weihrauchwolken verdunkeln sie von Tag zu Tag mehr. Von einigem geschichtlichen Interesse sind die Darstellungen in der Vorhalle derselben Kirche zu Vatopädi, die Stiftung des Klosters und spätere Scenen aus der Vertheidigung derselben gegen die Sarazenen darstellend. Am interessantesten waren mir die Fresken an der äußern Wand der Hauptkirche zu Lawra; dieselben geben nämlich eine Folge der ökumenischen Concilien, welche gegen die Origenisten, Nestorianer, Monophysiten, Monotheleten und Ikonoklasten gehalten wurden. Die rechtgläubigen Kaiserinnen Eudoxia und Irene erscheinen auf goldenen Thronen, im prächtigsten Schmuck und mit Heiligenscheinen wohl versehen; der arme Origenes aber als ein gräulicher Ketzer mit Ketten belastet und in den Abgrund gestoßen. Bei der Darstellung der Bilderstreitigkeiten hat es der Maler nicht unterlassen, den Schreiber des Concils mit einer Pergamentrolle darzustellen, auf der er soeben den Beschluß niedergeschrieben: Ὅστις ἂν μὴ προςκυνήσῃ τὰς ἱερὰς εἰκόνας καὶ τὸν τίμιον σταυρὸν ἀνάθεμα ἔστω. (Wer die Heiligenbilder und das köstliche Kreuz nicht anbetet, sei verflucht.)

Mit demselben Bilderschmuck, wie die Kirche, sind auch die gemeinsamen Speisesäle Trapezä (Τράπεζαι) ausgeschmückt. Die Darstellungen beziehen sich hier meistentheils auf evangelische Abschnitte, wie die Hochzeit zu Kana, die Speisung der 5000, das Hochzeitsmahl des Königssohns, die Stiftung des Heiligen Abendmahls und auf die Geschichte der Heiligen der orientalischen Kirche. Zu Dionysiu sind in der Trapeza die Märtyrergeschichten und die Aufnahme der Märtyrer in die himmlischen Heerscharen verherrlicht. Zu

Vatopädi hat man an einer Pforte des Speisesaals den Tod als Knochenmann mit der Umschrift ὁ χάρος als ernstestes Memento mori angebracht. Diese Speisesäle sind zum Theil besondere, sehr umfangreiche Gebäude, in einem Oblonge erbaut, und wenn der Raum nicht ausreicht in zwei rundlichen Seitenflügeln ausgebrochen. Zwei Reihen von hufeisenförmig gestalteten, steinernen und hier und da mit Marmor bekleideten Tischen laufen an den Wänden des Speisesaals entlang. Ein jeder derselben ist von einer hufeisenförmig gestalteten, sich nach dem Hauptgange hin öffnenden Bank eingefaßt, auf der acht bis zehn Tischgenossen Platz haben. An der Hinterwand, die der Thür des Speisesaals gegenüber liegt, ist der Tisch für die Vorsteher des Klosters, um ihn herum Lehnstühle, unter denen der des Abts der ansehnlichste ist und ebenso wie dessen Sitze in den Kirchen mit schöner Holzschnitzerei bedeckt, aber leider durch Vergoldung in überreichem Maße verunschönt wird. Zur Seite dieses Ehrenplatzes befindet sich in den meisten Speisesälen eine Kanzel, von welcher während der Mahlzeit einer der Klosterbrüder aus Legendarien oder andern Andachtsbüchern Märtyrergeschichten und Gebete vorliest. Während des Essens beobachtet man ein völliges Stillschweigen oder spricht nur leise miteinander. Die Kost ist sehr einfach, aber reichlich. Der Genuß des Weins ist allgemein, und wird durchschnittlich täglich auf den Kopf eine Oka Wein gerechnet. An guten Früchten, namentlich Melonen, Feigen und Weintrauben ist während des Herbstes niemals Mangel; auf die Zubereitung der Reisspeisen versteht man sich vortrefflich. An einigen Orten, wie Vatopädi, beschäftigt man sich viel mit Fischfang und manche Klosterbrüder wissen die feinern Fischarten sehr wohl zu schätzen. Bei einem Frühstück, welches wir mit den Aeltesten dieses Klosters einnahmen, wurden nicht weniger als

sieben verschiedene Arten von Fischspeisen aufgetragen. Die Unterhaltung wurde bei dieser Gelegenheit lebhafter als gewöhnlich, bewegte sich aber stets in den Grenzen einer harmlosen Fröhlichkeit. Die Klosterbrüder tranken zuletzt das Wohl ihrer Gäste. Einen sehr würdigen Eindruck machte das Tischgebet in diesem und den andern Klöstern, das von dem Aeltesten der Mönche zu Anfang und zu Ende gesprochen wurde.

Die Speisesäle entbehren alles sonstigen Schmucks bis auf die Kronleuchter. Desto verschwenderischer ist man in den Kirchen verfahren, die, namentlich das Hieron, mit Leuchtern, Lampen und Bildern, welche in kostbare Rahmen gefaßt sind, förmlich überhängt werden. Unter den an dem Hauptkronleuchter vor dem Eingange zu dem Allerheiligsten angebrachten Zierathen bemerkt man noch besonders Eier aus Elfenbein, Krystalle von buntfarbigem Glase und kolossaler Größe, auch Straußeneier, wie sie häufig in den mohammedanischen Dschamis (d. h. Hauptmoscheen) vorkommen. Nächst diesen erregen die aus Silber getriebenen und vergoldeten Doppeladler, welche an den Kronenleuchtern und über den Pforten angebracht sind, häufig die Aufmerksamkeit der Fremden; doch ist es sehr unrichtig, diese Doppeladler als Sinnbilder des russischen Einflusses zu betrachten. Auf dem Athos hat sich der Doppeladler des alten byzantinischen Kaiserreichs erhalten, wie denn dieses Sinnbild kaiserlicher Macht nach neuesten Forschungen sich schon in der Geschichte des alten Persien und Armenien auffinden läßt.

Der größte Reichthum der Klöster befindet sich an der sogenannten Bilderwand und in den Reliquienschreinen des Allerheiligsten. Von der Kostbarkeit des Muttergottesbildes in der Kapelle zu Iwiron ist schon gesprochen worden. Manche andere Darstellungen Christi und der Panagia geben dieser an Werth nichts nach. Von merk=

würdigen Reliquien habe ich zu Lawra, Paulu, Vatopädi und Iwiron mehrere gesehen, konnte mich aber bei den meisten des Ekels nicht enthalten, mit welchen wir Protestanten die verknöcherten Reste der Heiligen zu betrachten pflegen. Besonders widerwärtig erschien mir der in einem silbernen Kasten aufbewahrte Fuß der heiligen Anna in der Skiti gleiches Namens, eine dunkelbraune, übelriechende Masse, an der man die Formen eines menschlichen Gliedes nicht mehr erkennen konnte. Für den Kirchengeschichtsforscher interessanter ist es jedenfalls, den zu Vatopädi aufbewahrten Schädel des heiligen Chrysostomus zu sehen. In Lawra zeigte man uns ein mit großer Kunst verziertes Stück des heiligen Kreuzes, geschenkt durch Johannes Nicephorus und eingefaßt in ein anderthalb Fuß hohes Gehäuse aus reinem Golde. Dieses Gehäuse hat der Kaiser mit 12 Bildnissen der in der Geschichte des Reiches Gottes wichtigsten Träger des Namens Johannes verzieren lassen. Johannes der Täufer macht den Anfang und Johannes Studita den Schluß. Die Bilder sind auf zwei Zoll hohen Emailleschildern nicht besonders geschickt ausgeführt, desto größer ist der Werth der dazwischen angebrachten Edelsteine in verschiedenen Farben. Die beträchtlichsten unter ihnen sind vier an den Ecken angebrachte Perlen von der Größe einer kleinen Wallnuß. Ein merkwürdiges Timion Doron (τίμιον δῶρον kostbares Geschenk, d. i. Reliquie) ist das Geschenk der Sultanin Maria, Gemahlin Amurad's II. und Tochter des Knäs Lazarus und seiner Gemahlin Helena von Serbien, welches das Kloster Paulu besitzt. Dasselbe besteht in einem Stück des Weihrauchs, der von einem der Weisen aus dem Morgenlande dem Christkinde dargebracht wurde. Das Stück Weihrauch liegt in einem zwei Fuß hohen silbernen Gehäuse, auf dem sich auf der einen Seite eine Anbetung der Heiligen Drei Könige, auf der andern eine Ansicht des Klosters ausgeführt befin=

det. Die Arbeit ist mit vielem Geschmack ausgeführt und gehört gewiß zu den besten Stücken mittelalterlicher Reliefarbeit. Dasselbe Kloster besitzt unter anderm ein drei Fuß hohes, mit Edelsteinen besetztes und mit Inschriften in griechischen und lateinischen Buchstaben verziertes Kreuz, welches Konstantin der Große zu seiner Privatandacht auf seinen Feldzügen mit sich geführt haben soll. Die auf diesem Kreuz angebrachten Inschriften waren zu beschädigt, um über das Alter der Reliquie etwas feststellen zu können. Unter den Merkwürdigkeiten, welche auf oder neben dem Hochaltar der Klosterkirche aufbewahrt werden, befinden sich sehr alte, aber meist auch sehr unförmliche Heiligenbilder der byzantinischen Kunst, unter denen ich der Originalität des Gedankens wegen ein Doppelbild aus der Geschichte der Jungfrau zu Lawra erwähne. Es stellt auf seiner untern Hälfte die Geburt des Christkindes durch Maria, in der obern aber die Aufnahme der verklärten Seele Maria's ins Himmelreich dar. Die Seele der Mutter Gottes erscheint als Wickelkind in den Armen Jesu; aus dem Munde dieses Kindes gehen die Worte: „Mein Sohn und mein Gott, nimm mich zu dir auf."

Außer an den Thronsitzen der Aebte findet sich schöne geschnitzte Holzarbeit an den Bilderwänden, die zuweilen wie zu Simopetra ganz aus Holz geschnitzt sind; auch die Patenen, d. h. die Teller, welche zur Bewahrung des Brotes zum Heiligen Abendmahl dienen, werden häufig aus Holz angefertigt und mit gut ausgeführten Bildnissen der Apostel, Darstellungen aus der Geschichte Jesu und symbolischen Pflanzenverzierungen ausgestattet. Die Muster zu diesen Arbeiten sind schon alt, man versicherte uns aber, daß diese Holzschnitzereien noch gegenwärtig sehr fleißig und sauber auf dem Athos nachgemacht werden. Leider wollte man keine von diesen Patenen verkaufen. Die Hirtenstäbe

und Gebetskrücken (Πατερίτζαι) der Aebte und vornehmen Geistlichen gehören auch zu den Glanzstücken der Klosterausstattung. Sie werden in hübschen Mustern und geschmackvollen Formen meist in Konstantinopel angefertigt, mit Perlmutter und Schildpatt ausgelegt und mit kleinen goldenen oder silbernen Buckeln besetzt. Die Gefäße zum Räuchern oder die zur Aufbewahrung des Weihwassers sind auch meistentheils aus Silber getrieben. Als ein sonderbares Geräth fiel mir noch eine Nachbildung der Arche Noah's auf, welche als ein Sinnbild des unerschütterlich feststehenden Bundes Gottes mit seiner Kirche bei feierlichen Processionen in der Kirche umhergetragen wird.

In den Höfen der Klostergebäude verdienen die Brunnen einer besondern Erwähnung. Dieselben erhalten ihr Wasser meistentheils durch Wasserleitungen vom Gebirge. Sie sind entweder als Taufbecken eingerichtet und dann meistentheils unter einem besondern Dache aus Porphyr oder Granit hergestellt und mit Inschriften aus der Heiligen Schrift umgeben. Das Wasser sprudelt aus der Schale durch gewöhnlich vier Röhren nach außen. In diesem Falle nennt man die Wasserbehälter Brysis. Oder die Wasserbehälter liegen in den Klostergebäuden selbst und stehen mit den Klosterhöfen durch Röhren in Verbindung, die in die Mauern eingelassen sind; dann findet sich ein Becken hier und da in der Mauer angebracht, in welches das Wasser mittels eines Hahns abgelassen wird. Dies nennt man mit dem türkischen Namen Tschesme. An einer solchen Tschesme auf dem Klosterhofe zu Iwiron fand ich, das Wappen des kaiserlichen Doppeladlers umschlingend, die Inschrift wieder, die ursprünglich auf dem Taufbrunnen der konstantinopolitanischen Aja Sophia gestanden haben soll, daselbst aber verschwunden ist: „Νῖψον ἀνομήματα μὴ μόναν ὄψιν." Diese kunstreiche Inschrift, die von hinten gelesen ebenso lautet,

wie von vorne, ist für den geheiligten Gebrauch des Wassers in der Taufe besonders geeignet, indem sie über das Wasser das Gebet ausspricht: „Wasch' ab die Ungerechtigkeiten, nicht blos das Antlitz." Für warme oder kalte Bäder ist in den Klöstern des Athos nirgends Sorge getragen. Die Verzichtleistung auf diese Erquickung gehört mit zur Strenge der Klosterzucht. Dagegen erlaubt man sich auf Balkonen, die sich vor den Klosterthoren an irgendeiner schön gelegenen Stelle befinden und den Ausblick auf das Meer haben, im Schatten schöner Bäume zu ruhen oder wie der Türke sagt, Kjef zu machen. Ebenfalls außerhalb der Klosterthore befinden sich die Gärten, meistentheils Gemüsegärten, in denen der Bedarf an Gemüsen, besonders an Salat, Knoblauch und dergleichen für das Kloster gezogen wird. Weinberge, Pflanzungen von Feigenbäumen, Pfirsichen und Granaten schließen sich daran. Neben diesen freundlich blühenden und grünenden Plätzen liegt die ernstere Stätte des Kirchhofs (Κοιμητήριον), gewöhnlich von geringem Umfange, aber mit einer Kapelle versehen, die zu gleicher Zeit als Beinhaus für die Reste der länger als ein Jahr Verstorbenen dient. Alle Sonnabende wird in diesen Kirchhofskapellen eine Liturgie für die Todten gehalten. Einfache Holzkreuze bezeichnen die Gräber der im letzten Jahre Entschlafenen. Ist diese Frist um, so wird die Gruft geöffnet und ihr Inhalt zu den Gebeinen derer gelegt, die seit Jahrhunderten unbekannt und ungenannt in der Todtenkapelle modern.

Die gottesdienstlichen Uebungen der Mönche bestehen ausschließlich in Fasten, Wachen und Beten, wenn wir zu letztern die Feier der fast endlosen, liturgischen Formen hinzuzählen wollen. Gepredigt wird eigentlich niemals, sondern an Fest- und Feiertagen finden nur Vorlesungen aus der Geschichte der Heiligen und Märtyrer statt. Die

Heilige Schrift wird ausschließlich in altgriechischer Sprache gelesen. Die Uebersetzung in die moderne Sprache, welche den meisten Mönchen allein hinreichend verständlich ist, ist auf dem Athos verboten. Hieraus erklärt sich die große Unbekanntschaft vieler Mönche mit den wichtigsten Thatsachen des Heilsglaubens, ja selbst mit vielen Geschichten der Heiligen Schrift. In der Liturgie, die meistens nach den Formen, die den Namen des heiligen Chrysostomus tragen, vollzogen wird, findet sich ein Ort für regelmäßige Vorlesung evangelischer und epistolischer Abschnitte. Das Glaubensbekenntniß wird in der Form des erweiterten Nicänums recitirt. Das dreimal Heilig, das Vaterunser, die Fürbitten für die Kirche und für die Gemeinde bilden den letzten Theil der Liturgie, bevor das Heilige Abendmahl consecrirt wird. Die Weihung des Abendmahls findet täglich im Frühgottesdienst statt und in der Regel finden sich einzelne ein, um es zu empfangen. Sitte ist es, daß die Klosterbrüder selbst das Sakrament wenigstens viermal im Jahre genießen. Eine eigenthümliche Sitte, die sich hier aus dem christlichen Alterthum erhalten hat, ist die Austheilung des bei der Spendung des Sakraments übrig gebliebenen Brots an die in der Kirche gerade Anwesenden. Das Brot, welches nach griechischer Kirchenlehre nicht mehr Sakrament ist, indem sich der Leib Christi nach dem Abschlusse der sakramentlichen Feier wieder in gewöhnliches Brot zurückverwandelt, wird in kleine Würfel zerschnitten und ein jeder, der da will, empfängt davon als erste Nahrung, die er an dem Tage genießt. Diese Austheilung des Brotes nennt man: Antidoron oder das Gegengeschenk, was vermuthlich bedeutet, daß Gott, nachdem der Christ seine Seele ihm aufs neue zum Opfer gegeben hat, seinerseits die äußern Gaben dem Gläubigen für einen neuen Tag, gleichsam als Gegengeschenk, darreicht und segnet. Der größte

Theil der Liturgie verfließt in Wechselgesängen zwischen den Vorsängern und der Gemeinde. Die Antworten der Gemeinde, die hier natürlich auch meist aus Priestern und Mönchen besteht, beschränken sich auf das Amen und Kyrie eleison sagen. Auch die Doxologien und einige Theile der Litanei singt die Gemeinde mit. Höchst schleppend und ermüdend wird der Gottesdienst durch die vielen Wiederholungen in den Lobgesängen, die noch dazu, jede einzelne Zeile zweimal, von den am Nord- und am Südende der Kirche aufgestellten Vorsängern abgesungen werden. Nimmt man hinzu, daß der Text des Gesanges von einem fungirenden Priester, der mit seinem Psalterium fortdauernd auf der Wanderung zwischen den beiden Vorsängern begriffen ist, jedem derselben laut vorgesagt wird; daß der Gesang immer in denselben näselnden, lang gezogenen Tönen besteht, zwischen welche einige Verzierungen ebenso stereotyp eingelegt sind, und daß die Stimmen der Mönche meistens höchst roh und heiser klingen, so wird man begreifen, daß für jeden Abendländer diese Liturgien einen ebenso langweiligen als unerbaulichen Gottesdienst abgeben.

Die täglichen Gottesdienste sind sechs an der Zahl und finden theils in der Nacht, theils am Tage statt. Die Folge derselben ist diese: Um Mitternacht das sogenannte Mesonyktikon (Μεσονυκτικόν), welches drei Stunden lang währt, hierauf die Orthra (Ὄρϑρα), dann die Horäs (Ὥραις), gegen 7 Uhr die eigentliche Liturgie oder Messe, schließend mit der Feier des Heiligen Abendmahls (sie dauert gewöhnlich zwei Stunden); nachmittags das Hesperinon (Ἑσπερινόν) und endlich bei Sonnenuntergang das Apodipnon (Ἀπόδειπνον). An Fasttagen oder großen Festen findet außerdem von 10 Uhr abends an Agrypnia (Ἀγρυπνία) statt, worunter man ein gänzliches Zubringen der Nacht unter Gebeten in der Kirche versteht. Nach einer solchen Agrypnia pflegt die

Liturgie etwas früher zu schließen und wird der folgende Tag bis zum Hesperinon größtentheils schlafend verbracht. So fanden wir bei unserer Ankunft im Kloster Iwiron nach dem Wachfasten zum Gedächtniß der Enthauptung Johannes des Täufers nur den Pförtner und den Archontaden auf ihren Posten; die ganze übrige heilige Brüderschaft schlief, um sich von der Nachtanstrengung zu erholen.

In der That mögen diese Anstrengungen sehr beschwerlich sein, namentlich, wenn sie in die Sarakosti d. h. die vierzigtägige große Fastenzeit vor Ostern und vor dem Advent hineinfallen. Die kärgliche Nahrung macht die Mönche in den Cönobien, welche sowol die Fastenordnung als die Gebetsordnung pünktlich halten, dann zu wahren Märtyrern. Ist auf dem Athos überhaupt selten jene Wohlbeleibtheit zu finden, wegen deren der abendländische Mönchsstand so häufig bespöttelt wird, so gleichen die Mönche in den Cönobien und Skitis an Magerkeit den Skeleten. Auf die von ihnen erduldeten Entbehrungen sind diese Meister in der Uebung der Enthaltsamkeit auch nicht wenig stolz. Das Fasten und Wachen gilt ihnen als sicherster Maßstab für die Heiligkeit eines Christen und für den Grad der Seligkeit, den ein solcher Heiliger im Himmelreich in Anspruch nehmen kann. Einer der Mönche von Simopetra, bei welchem ich mich nach der Ausdehnung und Strenge ihrer Fastenübungen erkundigte, fügte seiner Auseinandersetzung die selbstbewußten Worte hinzu: „Diese unsere große Anstrengung ist der Schatz, durch den wir das Himmelreich erwerben." [6]) Die Fastenzucht, welche unter den niedern Ständen der griechischen Kirche selbst außerhalb der Klöster mit größter Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit innegehalten wird, wird in den Klöstern des Athos besonders streng gehandhabt. Doch habe ich schon oben angedeutet, daß die aristokratisch verfaßten Klöster schon durch die Abschaffung der gemeinsamen Tischordnung in dieser

Beziehung viel liberaler geworden sind als die despotisch regierten; denn wo ein jeder seine Mahlzeit sich selbst besorgen darf, laufen manche Contraventionen gegen die Strenge des Gesetzes mit unter.

Derselbe Unterschied zwischen dem strengen Leben in den Cönobien und dem freiern in den idiorrhythmischen Klöstern macht sich in Bezug auf die Regelmäßigkeit des Besuchs der Gottesdienste geltend. Die Aebte geben sich zum Theil viele Mühe, dem jüngern Geschlecht die Strenge der alten Zucht einzuprägen. In Simopetra fand ich in der Vorhalle zum Speisesaale ein classisches Placat des Archimandriten Sophronius aus dem Jahre 1841, worin den Mönchen eine höchst seltsame Geschichte zur Beherzigung erzählt wurde, um sie zu genauer Befolgung der vorgeschriebenen Gebetsordnung anzuspornen. Dem Vorsteher des großen Klosters zu Jerusalem sei eines Nachts unter furchtbarem Tosen und stürmenden Ungewittern der Einblick in das Innere der Erde eröffnet worden und da habe er viele von den Mönchen seines Klosters unter schrecklichen Qualen auf Befehl des göttlichen Richters gemartert gesehen. Auf die Frage, warum sie solches litten, sei dem Abt durch eine himmlische Stimme die Antwort geworden, daß, weil diese Mönche 20 Erdenjahre hindurch die von Gott gewollte Ordnung der kirchlichen Opfer und Gebete übergangen und übertreten hätten, sie nun 20 Weltjahre hindurch für ihren Mangel an Zucht gepeinigt würden. Nur die genaue Pünktlichkeit, mit welcher ihre Klosterbrüder auf Erden die christlichen Pflichten erfüllten, könne von diesem Termin für die unglücklichen Seelen etwas abkürzen. An diese stark nach dem Fegefeuer (welches als eigentliches Dogma von der orientalischen Kirche verworfen wird) riechende Geschichte schloß der Archimandrit einige aus den Schriften des Chrysostomus und der Mönche Je-

saias und Moses gut ausgewählte Lebensregeln für seine Klosterbrüder, Ermahnungen zu brüderlicher Liebe und aufrichtiger Frömmigkeit.

Entschuldigungen wegen mangelhaften Besuchs der Gottesdienste werden nur dann zugelassen, wenn sie sich auf Krankheitsgründe stützen. Die Kranken werden in Vatopädi von einem dazu angestellten Arzt in einem wohl eingerichteten Hospital behandelt. In den übrigen Klöstern versehen Klosterbrüder die Stellung des Arztes, haben aber meistentheils einen sehr geringen Vorrath an Droguen und schlechten chirurgischen Instrumenten. Wie bei den meisten Orientalen, ist auch hier der Misbrauch verbreitet, die innern Krankheiten zunächst durch Aderlässe zu bekämpfen.

Die Zeit der gottesdienstlichen Uebungen wird in diesen, wie in allen orientalischen Klöstern mittels des Simandron (Σήμανδρον) und Hagiosideron (Ἁγιοσίδηρον) angegeben, von denen ersteres aus einem, mit einem hölzernen Klöppel geschlagenen, eisenbesetzten Balken, das letztere aus einem an einer Schnur vertical aufgehängten Eisenstabe besteht, der mit einem andern Stäbchen in monotonen Intervallen berührt wird. Glocken besitzen diese Klöster auf dem Athos sämmtlich, zum Theil in Deutschland gegossene, wie wir im Kloster Kutlumusi mehrere fanden, die in Leipzig im vorigen Jahrhundert verfertigt worden waren. Die Klöster halten auf diese Glocken um so größere Stücke, als den Christen im osmanischen Reich bis auf den Erlaß des letzten Hatti-Humajun der Glockengebrauch fast an allen Orten untersagt war. Es gehörte stets zu den Privilegien des Athos, von diesem Verbot ausgenommen zu sein, und an allen hohen Fest- und Freudentagen beeifern sich die Mönche, ihre geliebten Glocken zum Zeichen ihrer Frömmigkeit und Freiheit von früh bis spät zu läuten.

IV.

Von den Bibliotheken des Athos.

Für die große Mehrzahl der europäischen Gelehrten, ja der Gebildeten überhaupt, hatte der Athos bis auf die neueste Zeit nur wegen seiner Bibliotheken Interesse. Die große Zahl werthvoller classischer und theologischer Manuscripte, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier entdeckt worden sind, hat in der Gelehrtenwelt es gleichsam zu einem Axiom werden lassen, daß die Autoren des classischen und kirchlichen Alterthums, deren Schriften uns ganz oder theilweise verloren gegangen sind, wenn sonst nirgends, so doch gewiß noch einmal in den Bibliothekswinkeln eines Athosklosters wiedergefunden werden müssen. Solche überspannte Erwartungen haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Betrügereien eines Simonides und anderer literarischer Freibeuter bei so manchen Koryphäen der Wissenschaft für eine Zeit lang Eingang und Geltung zu verschaffen. Seltsamerweise ist der Athos von gelehrten Philologen des Abendlandes bisjetzt noch nicht häufig und dann nur auf eine für die Durchforschung der noch vorhandenen Bibliotheksschätze ganz ungenügende Frist besucht worden. Desto fleißiger haben französische und besonders englische Touristen ihre Wanderungen nach dem Heiligen Berge gerichtet und mancher der mit Guineen reich versehenen Söhne Albions hat das Glück gehabt, Manuscripte, von denen er keine Silbe lesen konnte, in seinen Reisekoffern von dannen zu führen, die jetzt zu den größten handschriftlichen Schätzen Europas gerechnet werden.

Unser Aufenthalt auf dem Berge war durch äußere Umstände ein der Zeit nach viel zu beschränkter, als daß wir auch nur Eine dieser Bibliotheken hätten gründlich kennen lernen können; dennoch werden die nachfolgenden Notizen, insofern sie

eine Ueberſicht über den gegenwärtigen Zuſtand dieſer berühmten Bücherſchätze geben, den Leſern nicht nutzlos ſein. Die Bibliotheken des Athos ſind durchaus auf keine planmäßige Weiſe geſammelt worden. Die Mönche, welche aus dem Weltleben kommend, ſich hier dem Gottesdienſte in der Einſamkeit weihten, brachten mit ihrer andern Habe eben auch die ihnen gehörigen Bücher mit auf den Berg und bei ihrem Abſterben fielen die Bücher ſowol wie das andere Gut an das Kloſter, dem ein jeglicher angehörte. Daß die Mönche ſelbſt ſich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten, Abſchreiben von Handſchriften u. ſ. w. beſchäftigt hätten, kam gewiß nur ſehr ſelten vor. Dagegen fehlte es auch nie an einzelnen unter ihnen, die wenigſtens inſofern noch einen Sinn für geiſtige Beſchäftigung hatten, daß ſie in ihren Mußeſtunden ein Buch zur Unterhaltung in die Hand nahmen. Die in Geſchäften der Klöſter nach Europa reiſenden Athosmönche, brachten während der letztverfloſſenen Jahrhunderte von ihren Reiſen häufig gedruckte Bücher, beſonders aus Venedig, Paris und Leipzig heim. So wurden die Kloſtervorſteher auf die Ausgaben orientaliſcher Kirchenväter und Geſetzſammlungen aufmerkſam, welche der unermüdliche Eifer proteſtantiſcher und katholiſcher Gelehrter ſeit dem Reformationszeitalter zu Tage förderte. Die reichern Klöſter erachteten es für ſchicklich, dieſe Bücher auch zu beſitzen und kauften deshalb, namentlich während des letzten Jahrhunderts, eine anſehnliche Anzahl der beſten Ausgaben byzantiniſcher Schriftſteller an. Die alten Manuſcripte blieben vernachläſſigt, wenn nicht die in den Evangelienbüchern ziemlich zahlreich eingefügten Miniaturbilder die Neugierde eines oder des andern Bibliothekbeſuchers erregte.

Mit der zunehmenden Anzahl von Reiſenden, die in der offenbaren, ausſchließlichen Abſicht kamen, dieſe Manuſcripte zu durchſtöbern und ſoviel als möglich davon fortzuführen, änderte

sich jedoch auch allmählich die Werthschätzung, welche die Mönche den bei ihnen bewahrten Manuscripten bewiesen. Man kam allmählich dahinter, daß an den Manuscripten mehr gelegen sei, als an den gedruckten Büchern. Man fing an, sie in Schränke zu stellen und hier und da sogar sie einigermaßen übersichtlich zu ordnen. Man verkaufte einige Manuscripte zu sehr hohen Preisen. Man verpflichtete den Grammatikos, kein Buch aus seinem Verwahrsam ohne besondere Erlaubniß der Klostervorsteher herauszugeben. Man deponirte die für am werthvollsten geltenden Manuscripte außerhalb der Bibliothek im geheimen Klosterschatz; ja endlich ist man so weit gekommen, ein gegenwärtig von allen Klöstern angenommenes Gesetz festzustellen: von den noch vorhandenen Bibliotheksschätzen auch nicht das Geringste mehr an Fremde zu verkaufen. Bei der großen Unwissenheit fast aller Athosmönche versteht sich von selbst, daß diese Maßregel mehr eine Maßregel des Interesses, als des eigenen Bedürfnisses ist. Man will den Fremden nicht mehr übergeben, was den Ruhm des Athos bisjetzt groß gemacht und erhalten hat, und mancher hofft wol jetzt, daß die Zeit bald wiederkommen solle, wo die Wissenschaft nach dem Mutterboden, aus dem sie entsprossen ist, zurückkehre. Welcher höher strebende Grieche rechnete nicht jetzt auf die Wiedererrichtung des byzantinischen Reichs trotz aller der harten Lectionen, welche der neugriechische Ehrgeiz in den letzten Jahren erhalten hat? Diese Gedanken, sage ich, sind gewiß maßgebend für den Erlaß jenes patriotischen Verbots der Bücherausfuhr vom Athos gewesen. Doch hat darum die Selbstbeschäftigung der Mönche mit den Büchern wenig zugenommen. Manche von den Hegumenen können nicht einmal fließend lesen, geschweige denn die alten Manuscripte entziffern, und betrachten die Beschäftigung mit den Büchern als gefährlich für Glauben und Frömmigkeit. An=

dere lesen gern und lieben es, ihr Licht vor den Fremden, die den Athos besuchen, leuchten zu lassen; aber gelehrt ist, soviel ich in Erfahrung bringen konnte, kein einziger unter den gegenwärtigen Athosmönchen.

Die kleinern Klöster haben zum Theil nie Bibliotheken besessen, so Kastamonitu und Gregoriu, oder sie haben alles Werthvollere gänzlich verloren, so die von Simopetra, die unter höchstens 500 Büchern kein einziges Manuscript enthält. Andere, wie die Bibliothek von Pantokratoros, sind durch Zusammensturz der Gewölbe, noch andere, wie die von Kutlumusi, durch Feuersbrunst zerstört worden. Die von Zographu enthält nur bulgarische, die von Russiko und Chiliandari fast nur slawische Bücher, unter denen nicht viele Manuscripte; doch hat letztgenanntes Kloster noch jetzt das von Curzon beschriebene Evangelistarium in Goldbuchstaben auf weißem Pergament, welches der Kaiser Andronikus Komnenus 1184 hierher schenkte. Die bedeutendsten Bibliotheken befinden sich heutzutage in den Klöstern von Vatopädi, Iwiron, Lawra, Paulu und Dionyssiu.

Ich habe es den Angaben eines sich seit längerer Zeit in Vatopädi aufhaltenden, philologisch gebildeten Edelmanns aus Siebenbürgen, des Herren von Karascz, zu danken, in die Bekanntschaft mit dem Bücherschatz von Vatopädi etwas näher eingeführt worden zu sein. Aus seiner Heimat wegen mir unbekannter Gründe geschieden, hatte sich dieser Mann an den Kämpfen der griechischen Befreiungsarmee in Thessalien 1854 mit betheiligt, war deshalb auf dem Athos, Asyl suchend, sehr freundlich aufgenommen worden und erfreute sich des besondern Zutrauens der Epitropen dieses Klosters. Durch seine Vermittelung wurde mir nicht nur ein längerer Aufenthalt in der Bibliothek gestattet, sondern auch der Katalog derselben, welchen der bekannte Privatgelehrte Mynas aus Athen vor etwa einem Jahr-

zehnd entworfen hat, zu besserer Benutzung derselben überlassen. Ich habe die Genauigkeit desselben allerdings sehr mangelhaft gefunden, da er nur ganz kurz den Titel jedes Manuscripts anführt, ohne den Inhalt genau zu beschreiben. Mit Hülfe dieses Katalogs stellte sich mir heraus, daß sich unter den über 4000 Handschriften des Klosters Batopädi 43 Handschriften der Evangelien, 13 Harmonistiken, 60 Handschriften von Werken des heiligen Chrysostomus (darunter noch manches ganz ungedruckt), 28 Handschriften der Basilika, 26 von Werken des Gregor Nazianzenus, 7 von Gregor von Nyssa, 8 von Athanasius dem Großen und 40 der Nomokanones befinden. Außerdem bemerkte ich drei Handschriften des Flavius Josephus, zwei späte des Homer, zwei alte von Reden des Demosthenes, περὶ στεφάνου und der Philippika, des Redners Aristides, des Isokrates und des Libanius. Zu den merkwürdigsten Stücken der Sammlung dieses Klosters gehört eine Handschrift des Kaisers Leo Philosophus von ihm selbst geschrieben, und ein Manuscript des Aëtius (Τέχνη ἰατρική). Vor allen Dingen aber mehrere Handschriften, die ich zwar nicht selbst gesehen, die aber zweifelsohne vorhanden sind, nämlich eine aus dem 7. Jahrhundert stammende Evangelienhandschrift, eine berühmte Handschrift des Strabo und das kostbarste von allen diesen Stücken, die Weltkarten des Ptolemäus in einer sehr alten und sehr sorgfältigen Zeichnung.

Die letztgenannten drei Stücke werden dem gelehrten Publikum Europas durch ein Unternehmen hoffentlich bald allgemein zugänglich werden, auf welches die allgemeine Aufmerksamkeit desselben bereits seit Jahresfrist durch die öffentlichen Blätter hingelenkt worden ist. Der russische wirkliche Staatsrath Peter von Sewastianow hat nämlich mit großen persönlichen Opfern seine wiederholten mehrmonatlichen Aufenthalte auf dem Athos dazu benutzt, um die photographische

Kunst in großem Maßstabe für die Sammlung eines Athos-albums anzuwenden, welches nach seiner Absicht nicht blos die landschaftlich und architektonisch merkwürdigsten Scenerien des Berges darstellen, sondern auch Inschriften und mehr oder minder vollständig selbst die merkwürdigsten Manuscripte der Bibliotheken in sich aufnehmen soll. Seine Persönlichkeit und seine Stellung als Director des Museums von St.-Petersburg haben seine Bemühungen schon weit gefördert und die geistlichen Vorsteher der Athosrepublik haben sich bis zu einem gewissen Punkte hin mit denselben einverstanden erklärt. Die Karten des Ptolemäus waren schon fast alle und mit sehr gutem Erfolge durch einen französischen Künstler photographisch abgenommen, als wir Russico Seraï, das Hauptquartier des russischen Mäcenas, besuchten. Herr von Sewastianow selbst hatte sich aber kurz vor unserm Eintreffen auf dem Athos, dem Vernehmen nach, weil die Geldmittel zur Weiterführung des Unternehmens zu mangeln anfingen, zur Gewinnung neuer Unterstützung nach Rußland und Europa gewendet. Er erwartete von dem Kunstsinn der hochgebildeten Großfürstin Maria Nikolajewna die Hülfe, welche einem so großartigen Unternehmen durch die Mittel eines Privatmanns nicht auf die Dauer zufließen kann. Die Abwesenheit des Herrn von Sewastianow hinderte leider, daß wir die unter seiner Leitung angefertigten photographischen Platten zu Gesicht bekamen. Unter den Drucken der Bibliothek zu Vatopädi finden sich nicht nur die Väter der orientalischen Kirche in pariser und venetianer Ausgaben vollständig, sondern auch Aristophanes, Euripides, Sophokles und die bedeutendsten Historiker des griechischen Alterthums sind vertreten. Das Bibliothekszimmer ist zwar ziemlich dunkel, aber die Bücher sind auf hölzernen Gestellen im ganzen wohl verwahrt.

Weit weniger Sorgfalt erweist bisjetzt das Kloster

Iwiron seiner Bibliothek. Dieselbe befindet sich noch, wie zu Curzon's Zeiten, über dem Porticus der Hauptkirche hinter dem Oelkeller des Klosters. Man steigt eine mühselig zu erklimmende Steintreppe hinan, bis man in den verschlossenen, niedrig gewölbten Raum eintritt. Schon in einem Winkel vor der Thür fanden wir einen Haufen bunt durcheinander liegender und halbzerrissener Manuscripte, größtentheils griechische Kirchenmusik enthaltend. In dem Bibliothekzimmer fanden wir Glasschränke an den Wänden herumgestellt, die vielleicht zu Anfang des Jahrhunderts nach Materien der Wissenschaft geordnet, aber anscheinend seit jener Zeit selten geöffnet worden waren. Der größte Theil der ungefähr 3000 Bücher waren gedruckte Kirchenväter, Gesetzsammlungen, Grammatiken, Lexika und einige philosophische Schriften. Unter den etwa 300 Handschriften (Curzon will hier noch gegen 2000 Handschriften bemerkt haben) fanden sich einige grusinische und armenische, zum Theil mit griechischer Uebersetzung, meistens aber rein griechische Evangelistarien und Psalterien, theils auf Pergament, theils auf Charta bombycina.

Die merkwürdigsten Handschriften, die ich hier sah, waren: Ein sehr schön geschriebenes Evangelistarium in anderthalb Zoll großen Uncialbuchstaben mit drei sehr fein ausgeführten und je eine ganze Folioseite einnehmenden Illuminationen, die Evangelisten darstellend; Matthäus fehlte unter ihnen, wahrscheinlich durch die Hand eines Bewunderers aus dem sonst sehr wohl erhaltenem Bande herausgetrennt. Der ganze zwei Fuß hohe und einen halben Fuß breite Folioband ist in rothen Sammt gebunden und trägt die Spuren früherer Verzierungen durch einen Gold- und Silberbeschlag. Curzon, der diese Handschrift gleichfalls sah, hält sie für ein Kunstwerk des 9. Jahrhunderts. Die von ihm beschriebene Copie der Evangelien in Quart fand ich nicht vor, dagegen

eine in Octavformat höchst klar geschriebene. Leider lag diese Handschrift, die vermuthlich aus dem 11. Jahrhundert stammt, im traurigsten Zustande zerstückelt am Boden. Andere Manuscripte waren von den Würmern so stark zerfressen, andere leichtsinnig durch Feuer beschädigt, daß sie nicht mehr viel für den Forscher leisten konnten. Am besten erhalten waren die Prachtausgaben der Kirchenväter in abendländischen Drucken; Justinus Martyr, Athanasius, Cyrillus, Basilius, Photius und besonders Chrysostomus waren in verschiedenen Ausgaben vorhanden. Ich ergriff die Gelegenheit, den neugierigen Mönchen, die mit in die Bibliothek gekommen waren, um zuzusehen, was wir eigentlich da machen wollten, aus Chrysostomus' Abhandlung Περὶ μετανοίας (Ueber die Buße) etwas vorzulesen. Dies zog einen derselben so an, daß er zur großen Verwunderung der übrigen sich vom Grammatikos den dicken Folioband erbat, um auf seiner Celle die Bußbetrachtungen des Chrysostomus gründlicher zu erwägen.

Daß es in Iwiron an Kenntniß der alten griechischen Sprache bei manchen Mönchen nicht mangelt, erwies sich mir auch aus einer Ueberschrift über dem Hauptthor des Klosterhofs, welche wir als Probe moderner Mönchspoesie des Athos im Anhange mittheilen.

Die Bibliothek zu Lawra zählt ungefähr 1000 Manuscripte und vielleicht ebenso viele gedruckte Nummern. Sie ist viel besser erhalten als die zu Iwiron und steht unter der Aufsicht eines mit altgriechischer Sprache und Wissenschaft nicht unbekannten Mönchsbruders; doch enthält sie wenig Merkwürdiges.[7]) Unter den Handschriften finden sich mehrere Werke über Logik von unbekannten Verfassern. Die logischen Formeln sind in ihnen durch mathematische Figuren neben dem Text versinnbildlicht. Viele Kirchenmusik befindet sich unter den Manuscripten, darunter vollständige

Gesangsweisen für die Liturgien sämmtlicher Heiligenfeste, die mit Miniaturen der betreffenden Heiligen verziert sind. Als besondere Kostbarkeit rühmte der Grammatikos eine Handschrift des Johannes Damascenus, die wir aber nur flüchtig in die Hände bekamen. Drei Evangelienharmonien aus dem 13. oder 14. Jahrhundert waren recht wohl erhalten. Eine davon mußte früher in den Besitz eines vornehmen, vielleicht kaiserlichen Beters gewesen sein, denn ihr Einband war reich mit Edelsteinen verziert. Unter den Drucken befanden sich außer den wichtigsten Vätern der orientalischen Kirche auch die Gesetzsammlungen des byzantinischen Reichs, die sogenannten Basilika, sowie die Nomokanones und die Synodalacten.

In Paulu sind nur wenige Handschriften erhalten. Die meisten unter ihnen in serbischer Sprache, darunter eine große Handschrift der Evangelien mit Illuminationen und Verzierungen in Goldschrift. Von griechischen Manuscripten aus alter Zeit sah ich außer einiger Kirchenmusik hier vornehmlich nur ein Manuscript, welches aber das besterhaltenste, am schönsten geschriebene und interessanteste war, das ich überhaupt auf dem Athos gesehen habe. Es ist dies ein Quartband, der den größten Theil der neutestamentlichen Bücher, mit Ausnahme der Evangelien, in sehr leserlichen und geschmackvoll verzierten Charakteren enthält. Die Reihenfolge der Bücher ist folgende: Die Apostelgeschichte, der Brief des Jakobus, die drei Briefe St.-Johannis, der Brief des Judas, die zwei Briefe St.-Petri; die Briefe St.-Pauli in der gewöhnlichen Ordnung: der Römerbrief, die zwei Korintherbriefe, die Briefe an die Galater, Epheser, Philipper und Kolosser, die zwei Briefe an die Thessalonicher; die zwei Briefe an den Timotheus, der an den Titus und der an Philemon, der Brief an die Ebräer und die Offenbarung St.-Johannes. An mehreren Stellen, besonders der Apostelgeschichte

und des Römerbriefes, enthält die Handschrift Lücken. Jedem einzelnen Brief ist ein kurzes Inhaltsverzeichniß oder Hypothesis (Ὑπόϑεσις) vorausgeschickt. An dem vier Finger breiten Rande finden sich als fortlaufender Commentar von Vers zu Vers die Annotationen und Glossen des Bischofs Andreas von Cäsarea verzeichnet, welcher unter Justin und Justinian blühte. Am Ende des Manuscripts finden sich zur Seite des Kreuzeszeichens die Worte Κ (ύριε) φύλαττον Κυρίαν Μαρίαμ. Diese Worte beweisen, daß das Manuscript einer vornehmen Dame, Namens Maria, gehört haben muß. Ein ausführlicher Bericht, der auf einigen Blättern sich findet, die mit dem Einbande an das Manuscript geklebt worden sind, sagt, diese merkwürdige Handschrift sei durch die Kaiserin Maria selbst geschrieben worden, welche nach der Angabe des Zonaras im 9. Jahrhundert gelebt und nachdem sie entthront worden, sich in ein Kloster zurückgezogen habe. Da habe sie nach den besten Quellen und mit dem frömmsten Eifer das ganze Neue Testament mit dem Commentar des Andreas von Cäsarea auf das schönste und sorgfältigste eigenhändig abgeschrieben. Von den zwei Bänden, welche diese Arbeit eingenommen, sei der hier im Kloster Paulu erhaltene der letztere. Wo der erste hingekommen wisse man nicht.

Ich habe weder in den Geschichtsquellen des byzantinischen Reichs eine entthronte Kaiserin Maria aus dem 9. Jahrhundert noch in dem mir freilich augenblicklich nur theilweis zugänglichen Zonaras die citirte Notiz wiederfinden können. Dagegen wurde schon oben bei der Schilderung des Klosters erwähnt, daß Paulu eine serbische Stiftung ist und daß sich die Kaiserin Maria, Tochter des Despoten von Serbien, Georg Brankowitsch, und vom Jahre 1438—48 Gemahlin des Sultans Amurad II., vielfältig um dies Kloster verdient gemacht hat. Nachdem nämlich dieser siegreiche und glorreiche Sul=

tan, der Vater Mohammed's II. des Eroberers im Jahre 1448 gestorben war, war Maria oder (wie sie sich lieber nennt, um ihre Witwentrauer auszudrücken) Mara (d. i. die Bittere, Verbitterte, Betrübte) zu ihren Aeltern nach Serbien zurückgegangen, nach dem Tode ihres Vaters aber genöthigt worden, vor ihrem schändlichen Bruder Lazar, der die eigene Mutter vergiftet hatte, zu fliehen. In Konstantinopel, dessen Kaiserin zu werden sie verschmäht hatte, als der letzte Paläologe ihr seine Hand anbot, wurde sie von dessen Entthroner, ihrem Stiefsohne Mohammed dem Eroberer, gastfreundlich aufgenommen. Doch erkannte derselbe ihre Ansprüche auf Serbiens Thron nur insofern an, als er sich in Besitz desselben setzte und ihn als Stiefsohn der Maria für sich selbst behielt. Statt dessen wies er seiner Stiefmutter einen Witwensitz zu Jassowo am Strymon nicht fern vom Athos zu, woselbst Maria oder wie sie sich in einer handschriftlich erhaltenen Urkunde nennt: „Die Sultanin Kaiser Murad's, die gottesfürchtige Zarin Mara, Tochter des Despoten Georg", in frommer Abgeschiedenheit bis an das Ende ihrer Tage lebte. Dieser Sultanin Maria hat meiner Ansicht nach das erwähnte Manuscript zugehört und ist von ihr an das damals serbische Kloster des Athos, Paulu geschenkt worden. Doch halte ich die Handschrift selbst wegen der vielfältigen Spuren späterer Correcturen, der Eintragung von Vers- und Kapiteleintheilungen durch andere Hand und wegen der Form der Buchstaben der Grundschrift für viel älter, möglicherweise dem 9. oder 10. Jahrhundert angehörend. Das Kloster Paulu ist auf diese Handschrift stolz und der Abt Sophronius entgegnete auf meine Frage, ob und für wie viel sie wol verkäuflich sei, daß das Kloster sie nie von sich geben würde. Er selbst pflege alle Morgen darin zu lesen und bedaure nur, daß der erste Band abhanden gekommen sei. Die

Eleganz der Handschrift läßt nichts zu wünschen übrig, die Initialen sind mit Arabesken verziert.

Die goldenen Bullen (Χρυσόβουλλα), welche ich in diesem Kloster einzusehen Gelegenheit hatte, stammten aus dem Jahre 1394, 1406 und 1408 n. Chr. oder wie die Bullen es selbst angeben aus dem September 6901, Juli 6913 und Juni 6950 nach Jahren der Welt. Sie sind ertheilt von Johannes II. Paläologus, der, zuerst als Mitregent des Kaisers Manuel von 1391—1448 regierte und eine Zeit lang mit seinem Vater, dem halbblinden Andronikus, gegen Manuel um die Alleinherrschaft stritt. Die Bullen verleihen dem Kloster Paulu Landbesitz in den Gegenden von Kassandra, Rhadoslawos und auf der Insel Lemnos und bestimmen die Abgaben, welche die Bewohner der betreffenden Landstriche an das Kloster zu entrichten haben. Die Unterschrift des Kaisers ist von ihm eigenhändig mit Purpurtinte geschrieben und lautet, wie wir sie im Anhange als Facsimile mittheilen: „Johannes an den Gott Christus gläubiger König und Kaiser der Römer, der Paläologe.“ Unter der Handschrift des Kaisers ist an seidenen Fäden sein Insiegel bestehend in einer mit seinem Brustbilde versehenen dünnen Goldplatte befestigt.

Wir erwähnen noch, daß die Bibliothek von Dionyssiu viel umfangreicher ist als die von Paulu und Lawra. Wenn Fallmerayer sagt, sie enthalte nur 388 Nummern, worunter 139 Handschriften, so müssen ihm von den gedruckten Schätzen dieser Bibliothek zu seiner Zeit noch nicht angeschafft gewesen sein. Die Bibliothek ist in einer sehr engen Lokalität zusammengeschachtelt, kann aber nicht weniger als 4—5000 Bände enthalten. Diese Bibliothek enthält fast nur dogmatische und hymnologische Werke. Unter den Handschriften bemerkte ich das „Hexaëmeron“ des Chrysostomos und mehrere Werke des Johannes Damascenus.

Zu diesen Notizen über die Bibliotheken des Athos möge noch hinzugefügt werden, daß ich auf den Rath meines Herrn Reisegefährten nicht unterließ, den Vorstehern der Klöster, in denen wir verweilten, vorzustellen, wie wichtig die Anfertigung eines genauen und brauchbaren Gesammtkatalogs für die jetzt noch vorhandenen Bücherschätze und insonderheit für die Manuscripte des Athos sein würde. An einigen Stellen entgegnete man: Kataloge seien schon vorhanden, aber wir sahen in Vatopädi, wie mangelhaft diese Arbeit bisjetzt ausgefallen ist. Im allgemeinen sieht man noch immer auf dem Athos zu wenig ein, daß die Manuscripte auch denen, die den Athos nicht selbst besuchen, dienen können, ohne daß sich ihre jetzigen Besitzer von ihnen zu trennen brauchen. Ja seitdem man durch den häufigen Verkehr mit Fremden auf den Werth dieser früher ganz verachteten Pergamente aufmerksam geworden ist, hat man zwar dem Verkauf derselben Einhalt gethan, verbirgt sie nun aber am liebsten ganz und gar vor den Augen der Franken. Möchte es Herrn von Sewastianow gelingen, sein großartiges photographisches Unternehmen durchzuführen und dadurch wenigstens einen Theil der wichtigsten noch auf dem Athos vorhandenen Handschriften zum wissenschaftlichen Gemeingute zu machen.

V.

Lebensweise der Mönche und Ansichten derselben.

Wir beschließen unsere Betrachtungen über den Mönchsberg und seine Bewohner mit einigen Bemerkungen über die Lebensweise, die religiösen und politischen Ansichten der Mönche und einer Reflexion über die wahrscheinliche Zukunft der Institutionen des Athos.

Nichts hat die Aufmerksamkeit der großen Menge unter den Besuchern des Berges mehr auf sich gezogen, und nichts gibt dem Berge und seinen Bewohnern in den Augen der orthodoxen Christen des Orients einen höhern Glanz der Heiligkeit, als das daselbst unbedingt geltende und bis auf den heutigen Tag fast ohne Ausnahme aufrecht erhaltene Verbot, welches allen weiblichen Wesen untersagt, sich auf der Halbinsel aufzuhalten, ja dieselbe auch nur zu betreten. Man findet bei Ami Boué und bei Curzon verschiedene Anekdoten, welche die Gewissenhaftigkeit, mit der die Mönche dieses Verbot aufrecht zu erhalten suchen, in humoristischer Weise darthun. So jene Geschichte von der Katze des türkischen Aga, welche ihr Herr mit Mühe vor dem Tode retten konnte, mit dem sie von den Mönchen bedroht war, weil sie in Karyais Junge geboren hatte. [8]) Auch wir wurden versichert, daß nicht nur keine Frauen und Jungfrauen, sondern selbst keine Katzen und Hennen auf dem heiligen Berge geduldet würden. Als wir dieser Versicherung gegenüber die bedeutenden Eiervorräthe, die wir in einigen Klosterküchen fanden, als Gegenbeweise in Anspruch nahmen, versicherte man uns, daß die Hennen auf den Meierhöfen der Chalkidike sie gelegt hätten und daß sie von dort aus auf den Berg gebracht worden seien. Nur der Bruder Gärtner (Baghtscheban) im Kloster Kutlumusi war ehrlich genug, einzugestehen, daß er sich eine Katze und einige Hennen halte und sich auch ab und zu das gleichfalls verpönte Vergnügen gestatte, heimlich eine Cigarre zu rauchen oder gebratenen türkischen Weizen, seine Lieblingsspeise, zu essen.

Die mehr als chinesische Abschließung gegen das weibliche Geschlecht, hat übrigens nicht verhindern können, daß nicht während des letzten Jahrzehnds reiselustige Engländerinnen öfters auf dem Athos gelandet wären. Von den Klöstern überall zurückgewiesen, durchstreiften sie wenig=

stens die Waldreviere und zogen sich dann wieder auf ihre Schiffe zurück. Im Jahre 1854 geschah aber sogar das Unerhörte, wovon die Mönche von Vatopädi mit ähnlichem Schauder und Abscheu erzählten, wie ein Josephus von der Profanation des Tempels durch den Eintritt des Pompejus in das Allerheiligste, daß Lord Stratford, der englische Gesandte, bei seinem Besuche auf dem Athos sich die Freiheit nahm, mit seiner Lady und zweien seiner Töchter in die Klöster hineinzugehen und den Damen durch die widerstrebenden Mönche selbst alle Sehenswürdigkeiten zeigen zu lassen.

Im allgemeinen werden die Fremden mit anerkennungswerther Hospitalität aufgenommen und mit dem, was die Klosterküche darbietet, bewirthet. Man rechnet auf eine entsprechende, aber nicht übermäßige Vergütung an Geld seitens der wohlhabenden Fremden (5—10 Francs per Tag für eine Person), während die ärmere Klasse der Pilger unentgeltlich verpflegt wird. Die Fremdenzimmer sind einfach und alterthümlich eingerichtet und größtentheils gewähren sie herrliche Aussicht über Land und Meer. Hinsichtlich der Reinlichkeit und Aufmerksamkeit der Bedienung ist man verschieden daran. Verhältnißmäßig gehören aber die Stationen des Athos zu den besten Reisestationen im Orient. Das Benehmen der Mönche gegen ihre Gäste ist meistentheils zuvorkommend. Die ersten Beamten des Klosters statten den Fremden, die mit guten Empfehlungen kommen, alsbald ihre Bewillkommnungsbesuche ab und erwarten dann deren Erwiderung. Nach der Anstrengung der Reise wird es des Besuchs manchmal etwas zu viel, zumal die Mönche mit Fragen nach Herkunft des Reisenden, Ziel der Reise und kirchlichen und politischen Neuigkeiten keineswegs zurückhalten. Das Leben der Mönche untereinander verbirgt sich dem Auge der Fremden größtentheils. Die böse Fama be=

richtet viel Uebles in dieser Beziehung vom Athos, aber unsern Augen und Ohren hat sich von diesen unerfreulichen Seiten des Mönchslebens nur wenig gezeigt. [9])

Der in frühern Jahrhunderten unter den Athosmönchen herrschende Geist religiöser Schwärmerei findet sich gegenwärtig nur noch bei einzelnen und wird durch übermäßige Kasteiung des Körpers hier und da zur Ursache wirklicher Geistesabwesenheit oder Geistesverwirrung. Der Klosterarzt von Vatopädi klagte über die mehrfältig vorkommenden Erscheinungen von Blödsinn und Tiefsinn. Er erzählte uns, daß es unter den Mönchen einzelne gebe, die in ihrer Ertödtung des Fleisches so weit gekommen zu sein glauben, daß sie eines unmittelbaren Umgangs mit der Engelwelt genießen. Sie gelten deshalb selbst schon hier auf Erden für eine Stufe der Herrschaften und Gewalten des Himmelreichs (Τάξις ἀσωμάτων wörtlich: Schar der Körperlosen). Man glaubt, ihre Seele erhebe sich in geistiger Verzückung schon vor ihrem Tode ab und zu aus dem Kerker ihres Körpers, sodaß sie unsichtbarerweise bald hier, bald dort sein können. Sie halten sich selbst für inspirirt durch den Geist Gottes und dagegen für taub und stumm gegen die Regungen des Fleisches (Κωφοὶ τοῦ κυρίου, δαμασταὶ τοῦ αἰῶνος, Stumme des Herrn, Ueberwältiger der Welt). Zum Abzeichen ihrer mystischen Hoheit tragen diese Erleuchteten häufig einen schwarzen Schleier über der gewöhnlichen Mörsermütze des griechischen Priesterstandes. So haben sich die Nachklänge jenes Quietismus auf dem Athos erhalten, der im 14. Jahrhundert durch Gregor Palamas gegen den Abt Barlaam vertheidigt wurde; ein Streit, der 1350 durch die Synode von Konstantinopel zu der Entscheidung gebracht ward, daß es ein unerschaffenes Licht gebe, welches, wie es auf dem Berge Tabor den Herrn und seine Jünger umstrahlt habe, so sich auch jetzt noch den heiligen Männern

Gottes zeige und diejenigen in den seligsten Zustand der Gottesfülle versetze, welche durch fortdauernde Versenkung in gottgefällige Selbstbetrachtung sich des Erscheinens dieses Lichtes würdig zeigten.

Dieser mystisch-quietistische Geist hat wol nur noch eine kleine Anzahl von Adepten unter den Athosmönchen. Bei den meisten ist von schwärmerischer Begeisterung nichts zu merken. Leider verbleiben sie trotzdem in jenem Zustande der Bildungslosigkeit, in welchem sich gegenwärtig fast die ganze orthodoxe Geistlichkeit der Levante befindet. Die meisten von ihnen sind sogar stolz auf ihre Amathia (Ungelehrtheit) und halten die Wissenschaften für seelenverderblich und christusfeindlich. Während sie dadurch von allem gründlichen Studium, sowol der heiligen als profanen Schriftsteller, sich abhalten lassen, nehmen sie jedoch lebendigen Antheil an den sich in der Welt ereignenden Neuigkeiten. Die neugriechischen Zeitungen von Athen und Konstantinopel sind in allen Athosklöstern zu finden und ich erstaunte manchesmal über die scharfsinnigen Urtheile, welche einzelne unter unsern Gastfreunden über die Europa bewegenden politischen Tagesfragen fällten. Dabei wußten sie sich mit vieler Vorsicht über compromittirende Fragen auszusprechen oder über sie hinwegzusetzen. Ein unverholener Haß gegen die römische Kirche gab sich allenthalben kund und wo man erfuhr, daß ich ein protestantischer Geistlicher sei, versicherte man mich, man halte die protestantische Religion der orthodoxen viel näher stehend als die der Papisten. An mehreren Orten erkundigte man sich genau, ob wir auch das Nicänum bekennten und ob wir es in der ursprünglichen oder in der von der römischen Kirche angenommenen Fassung besäßen. Man freute sich zu hören, daß wir die Heilige Schrift Neuen Testaments aus der griechischen Ursprache läsen und aus derselben auslegten, daß

wir keinen Beichtzwang hätten und gegen die Lehre vom Ablaß und vom Fegefeuer mit der griechischen Kirche einmüthig stritten. Als ich gegen die Bilderverehrung Einspruch that, antwortete man mir, die Bilder seien nur Sinnbilder und jedenfalls für den Zweck der Andacht viel geeigneter als die Sculpturen in den römischen Kirchen, die ja schon durch die Propheten des Alten Bundes als götzendienerisch verworfen worden seien, während der kirchliche Gebrauch gemalter Bilder in der heiligen Schrift nicht verboten sei.

In politischer Beziehung machte die Mehrzahl der Mönche keinen Hehl aus ihrer Vorliebe für die Hellenen und aus ihrer Hoffnung auf einen zweiten Krieg, wie sie ihn im Gegensatz gegen den letzten orientalischen nannten, in dem das Kreuz den Sieg über den Halbmond behalten werde. Viele Athosmönche sind alle Tage bereit, wenn die Stunde des Befreiungskampfes kommt, die Waffen wieder zu ergreifen und ihre Landsleute gegen die Türken zu führen. Sie würden dies thun, obgleich sie nach den Kirchengesetzen des Priesterstandes verlustig gehen, sobald sie Menschenblut vergossen haben. Aber unter den niedern Graden der Klostergeistlichkeit findet man viele auf dem Athos, die früher Flinte und Säbel ebenso geschickt geschwungen haben, wie jetzt das Rauchfaß oder den Rosenkranz. Für die constitutionelle Staatsverfassung des griechischen Königreichs, ist, wie für alles Abendländische, bei den Athosmönchen wenig Sympathie vorhanden, zumal die Sequestration der Klostergüter in Griechenland und Serbien nicht vergessen werden kann. Die Sympathien für Rußland werden durch fortdauernde Wohlthaten und Geschenke des russischen Kaiserhauses rege erhalten. Doch merkt der aufmerksame Beobachter, daß die Synode zu Karyais eine allzu imponirende Protection von russischer Seite nicht wünscht und deshalb

den Ausbau der großen russischen Skiti (Ῥωσσικὸ Σαραί) mit mistrauischen Augen ansieht. Der General Sewastianow scheint während seines Aufenthalts auf dem Athos durch das Verhalten der Synode und der Klosterobern öfters daran erinnert worden zu sein, daß Rußland auf dem Athos doch nicht allmächtig ist.

In den hellern Köpfen ist jetzt auch schon auf diesem abgeschiedenen Möchsberge die Ueberzeugung mächtig geworden, daß die alten Formen des kirchlichen und politischen Lebens den Einflüssen der von Westen kommenden Civilisation nicht auf die Dauer wiederstehen können. Die Einkünfte der Klöster werden immer geringer, wenn sie auch bisjetzt zum Theil noch recht bedeutend sind. Zum Eintreten in den Mönchsstand melden sich gegenwärtig fast nur Unbemittelte, Leute aus niedern Ständen. Die bisjetzt durchgeführte Abschließung der Halbinsel gegen außen wird nicht länger aufrecht zu erhalten zu sein, wenn regelmäßige Dampfschiffahrten nach ihren Gestaden eingerichtet worden sind, wie dies bereits im vorigen Jahre beabsichtigt wurde. Aus allen diesen Gründen wird es wahrscheinlich, daß dieser merkwürdige Mönchsstaat seiner Auflösung mit raschen Schritten entgegengeht. Im Interesse der christlichen Kunst und Wissenschaft liegt es, die architektonischen und bibliographischen Schätze der Klöster auszubeuten, bevor die Neuerungssucht kommender Geschlechter diesen letzten Zufluchtsort und Sammelplatz byzantinischen Lebens der in ihm leider zu lange nutzlos verborgen gebliebenen Ueberreste einer großen Vergangenheit beraubt, und das Asyl weltmüder Anachoreten in einen Schauplatz des geschäftigen, lärmenden Alltagsverkehrs einer civilisirten, modernen Welt verwandelt.

Niemand kann ermessen, wie viele Jahrzehnde noch verstreichen werden, ehe dies geschieht. Ist es aber geschehen, so wird die orientalische Kirche die mächtigste Stütze ver-

loren haben, durch welche sie sich bisjetzt als Volkskirche des griechischen Stammes aufrecht erhielt. Tritt bis dahin die Beseitigung der türkischen Herrschaft in der europäischen Türkei ein, so wird sich die orientalische orthodoxe Kirche auch in diesen Gebieten in ganz ähnlicher Weise der christlichen Staatsgewalt unterordnen, wie dies im Kaiserreich Rußland und im Königreich Griechenland bereits geschehen ist. Der Einsiedler des Berges Athos aber wird dann, was die gebildeten russischen Mönche schon jetzt sind: ein in Seminarien disciplinirtes und uniformirtes Werkzeug der Staatsgewalt zur kirchlichen Beherrschung des rechtgläubigen Volks.

Anhang.

1.

Wortlaut des Circularschreibens, durch welches die Reisenden von dem Präsidenten der Klosterrepublik an die einzelnen Klostervorstände empfohlen werden:

Πρὸς τὰ ἐν Ἁγίῳ Ὄρει τοῦ Ἄϑωνος εἴκοσι Ἱερὰ Μοναστήρια.

ꝕ Ἐπειδὴ ὁ τὸ παρὸν Ἱεροκοινοσφράγιστον παραλαβὼν Μονσιοῦ ...... ὑπηκόος .... ἐξ εὐγενοῦς καταγωγῆς ἦλϑεν ἐνταῦϑα διὰ συστάσεως ἐκκλησιαστικῆς περιηγηϑῆναι τὰ ἱερὰ Μοναστήρια πιριεργείας χάριν διὰ τοῦτο συνιστῶντες τοῖς ἱεροῖς Μοναστηρίοις τὸν ἠρημένον Μονσιοῦ ..... ἀξιοῦμεν ἀδελφικῶς διὰ τοῦ παρόντος ὅπως ὑποδεχϑῆτε τὴν Εὐγενίαν του φιλοφρόνως καὶ περίπονητικῶς δεικνύοντες αὐτῷ ὅ,τι ἄξιον περιεργείας καὶ εὐκολύνοντες τὰς ἀπὸ Μοναστηρίου εἰς Μοναστήριον μεταβάσεις του μετὰ τῆς συνοδείας αὐτοῦ φιλοτιμούμενοι ἵνα καταστήσωμεν τὴν Εὐγενίαν αὐτοῦ ἐπαινέτην τῆς φιλοφρόνου καὶ φιλοξένου τῶν Μοναστηρίων διαϑέσεως.

τῇ 28. Αὐγούστου 1858.

✠ Ἅπαντες οἱ ἐν τῇ κοινῇ Συνάξει ἀντιπρόσωποι καὶ Προιστάμενοι τῶν εἴκοσιν Ἱερῶν Μονῶν τοῦ ἁγίου ὄρους Ἄϑω.

2.

Als Probe der modernen Mönchspoesie des Athos diene folgende in Trimetern abgefaßte und erst einige Jahrzehnde alte Inschrift über dem Hauptthore des Klosters Iwiron:

Δεσποινα μητερ του θεου λογου μονη
Θεοσφραγιστε καὶ κεκλεισμενη πυλη
Ὡς σε προειδεν Ἰεζεκιηλ πυλην
Ὅθεν πυλη συ καὶ πυλωρος παρθενε
Καλεισθαι ποτνα ἡρετισας κυρια
Της ὧδε λαμπρας σης μονης
Ἡν περ φυλαττε αἰεν ἀνεῳγμενην
Προς παντας ἁγνητους ἐνθαδε ἰοντας
Ἡμιν δε δοιης σοις ταπεινοις ἀζυτοις
Εἰρηνικον τε και θεαρεστον βιον
Και τοις ἐουσιν ἐν κοσμῳ χριστωνυμοις
Ὧν συ στεφανος εὐχος ἐλπις και σκεπη.

Klause des Worts von Gott, Herrin und Mutter du,
Du von Gott selbst versiegelt und verschloss'nes Thor:
So wie Hesekiel der Prophet dich einst gesehen [10])
O Jungfrau, welche Pforte heißt und Pförtnerin:
Voll Huld hast du gestattet uns zu nennen dich
Des Klosters hier, des stattlichen, Beschützerin!
O halte du dies Obdach immer aufgethan
Für alle hierher pilgernden zur Heiligung!
Uns deiner Diener Niedrigsten verleihe du
Ein friedensvolles Leben, welches Gott gefällt!
Wer draußen in der Welt den Namen Christi trägt,
Auch dem sei Kron' und Ruhm, Hoffnung und Schutz und Schirm!

3.

Facsimile des Kaisers Johann II. Paläologos auf einer Bulle des Klosters Paulu aus dem Jahre 1394.

Anmerkungen.

1) Es führt den Namen von einem mehrentheils trockenen Gießbach (ξερὸς ποταμός), an welchem es erbaut ist.

2) So erzählt wenigstens die Klostersage.

3) Diese Schreibart halte ich nach der Hypothese des Professors Roß für die richtige, da die Ableitung der letzten Silben von παιδί der Knabe nur auf der weiterhin zu erwähnenden Sage beruht.

4) Diese ganz einsam in den verstecktesten Waldgründen lebenden Eremiten kommen nur sehr selten zu den Klöstern um die nothdürftigsten Lebensbedürfnisse einzutauschen, wofür sie Waldfrüchte, von ihnen geflochtene Körbe oder geschnitzte Holzsachen herbeibringen. Näher bekannt ist ein solcher Eremit nur seinem Beichtvater (πνευματικός) und seinen Beichtkindern (πνευματικοπαιδία). Die Wahl des Beichtvaters ist auf dem Athos wie in der ganzen orientalischen Kirche frei und jeder, der die Priesterweihe empfangen, kann Beichtvater sein.

5) Fallmerayer, a. a. O., II, 38.

6) Αὐτὸς ὁ μεγάλος κόπος μας εἶναι ὁ θησαυρός μας, μὲ τὸν ὁποῖον κερδίζομεν τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ.

7) Diese Bibliothek soll bis zur Occupation des Berges durch die türkischen Truppen während des griechischen Freiheitskampfes die reichste an Manuscripten gewesen sein. Der Grammatikos erzählte, die Türken hätten damals die Klosteröfen mit Manuscripten geheizt!

8) Dieser Fall widerlegt den apodiktischen Satz, der sich bei einigen Schriftstellern über den Athos findet: „Man kann auf dem Heiligen Berge sterben, aber nicht daselbst geboren werden.“

9) Nur ein junger Mönch zu Simopetra redete mir von den Versuchungen des Satans (πειρασμοὶ τοῦ διαβόλου) wegen deren kein Noviz in die Klöster aufgenommen werde, bevor er einen Bart aufzuweisen habe.

10) Mystische Deutung von Hesekiel, Kap. 46 am Ende.

Der brabanter Hof und eine brüsseler Revolution im 15. Jahrhundert.

Von

Franz Löher.



I.

Als das Mittelalter sich zum Ende neigte, gab es außer der Schweiz kein Land in Europa, dessen politische und sociale Zustände dem Beobachter so vielen Reiz boten als die Niederlande. Nicht, daß sie besonders eigenthümlich sich entwickelt hätten, sie waren vielmehr nur in den Gleisen geblieben, welche sich gleichmäßig zogen durch das ganze weite Gebiet des Deutschen Reichs: allein was anderswo noch verworren und unklar sich darstellte, das trat hier bereits in hellen Massen und Farben, in scharfen Principien sich gegenüber. Jedenfalls hat in den Niederlanden die Theilnahme und das Talent von Zeitgenossen dafür gesorgt, daß uns die Vorgänge in ausführlicher Schilderung überliefert wurden. [1])

Wir wollen hier ein Stück niederländischer Geschichte zeichnen, bei welchem wir, als wäre es heutzutage, ebenso in die Gemächer des Hofs, wo eine verwegene Camarilla ihre Plane schmiedet, wie in die Werkstätte des Bürgers einschauen, der zum Aufstande seine Waffen putzt. Es ist ein Sittenbild aus dem 15. Jahrhundert, so anschaulich als man es nur wünschen kann. Um aber den Zeitcharakter, in welchen unsere Erzählung einschneidet, festzustellen, wird es dienlich sein, die bisherige staatliche Entwickelung zu überblicken.

Einst hatte sich das Lehnswesen ausgebreitet über alle Länder, soweit Germanen seßhaft geworden. Es war die erste rohe Form, durch welche man aus den lockern Stammesverbänden zu einer festern staatlichen Ordnung gelangte. Die Feudalordnung entsprach ganz der frischen Triebkraft, ganz dem ritterlichen Sinne der jungen Völker: für sie fand darin das sittliche Bedürfniß der Treue und Geselligkeit, sowie das staatliche Bedürfniß des Rechts und der Ordnung den organischen Ausdruck. Was keine Gewalt eines Eroberers, keine Macht der Intelligenz vermocht hätte, das geschah durch den Lehnsverband: er vereinigte unbändige egoistische Kräfte und Völker zu einem lebensvollen Ganzen. Es war das Lehnswesen eine völkererziehende staatbildende Nothwendigkeit, eine große civilisirende Wohlthat. Länger als ein halbes Jahrtausend hatte die Feudalordnung bestanden, da wurde sie morsch und ideenlos: allein sie hatte sich fest eingefugt in die Gedanken und Sitten, wie in alle öffentlichen Einrichtungen der Völker. Eine so gewaltige Institution vergeht nicht wieder von selbst im stillen Laufe der Zeit, nur unter furchtbaren Stößen und Erschütterungen bricht sie zusammen, nur stückweise unter dem jahrhundertlangen Ankämpfen neuer Culturmächte. Arbeitet ja unsere eigene Zeit noch daran, die letzten Reste und Trümmer des mittelalterlichen Lehnsstaats vom Boden wegzufegen, — die Säulen aber des Feudalgebäudes wurden bereits umgestürzt im 14. und 15. Jahrhundert.

Als nämlich das Lehnswesen seine nothwendige und wohlthätige Mission erfüllt hatte, begann es seine Nachtheile zu entfalten, und zwar nach untenhin und nach obenhin, um in beiden Richtungen auf heftigen Widerstand zu stoßen.

Nach untenhin drängte es, alle Leute um persönliche herrschende Mittelpunkte zu scharen, sie zu Herrenhörigen

zu machen. Das ganze Volk aufgelöst in kleine Kreise von hörigen Dörfern, gruppirt um die Schlösser der Guts- und Gerichtsherren, — dahin gingen die feudalistischen Ideen. Ihnen setzten sich die Städte entgegen, sobald sie nur irgendetwas Macht und Selbstbewußtsein gewannen. Denn gerade der Druck der Feudalherrlichkeit, welche sich von immer wachsenden Steuern und Diensten der vormals freien Bauern nährte, war die Ursache, daß das Landvolk in die Städte strömte, sich mit Hab und Gut dort niederzulassen. In den Städten sah es hinter schützenden Wällen die alte Gemeindefreiheit wieder aufblühen, neben Bildung, Wohlleben und schöner Geselligkeit. Das 13. Jahrhundert insbesondere war das städtebauende, und mit ungemeiner Schnelligkeit blühten Städte in Gegenden empor, wo man bisher nur kriegerische Ritter, Mönche und ackerbauendes Landvolk gekannt hatte. Jetzt aber wurden sich die Städte ihres eigenen Princips bewußt: es war das der Genossenschaft, welche die Freiheit aller ihrer Mitglieder vertheidigte, es war das Princip des freien Erwerbs, der Verträge, des beweglichen Eigenthums. Diese neue Culturmacht stemmte sich fortan der Feudalität entgegen, welche die Freiheit nur an Herrengnade, und Dienst und Vermögen nur an Grundbesitz knüpfte.

Einen zweiten Hemmschuh fand das Lehnswesen nach obenhin an der fürstlichen Gewalt. Diese sah in ihm und seinen Folgerungen ihren ärgsten Feind und bekämpfte den Feudalgeist selbst da, wo sie ihn zu schützen schien. Denn gerade die feudale Entwickelung war die Ursache gewesen, daß die oberste Macht im Staate ihres Inhalts gleichsam entleert worden. Alle die vielen Herren, unter welche das Lehnswesen die Herrschaft zu erblichem Besitz vertheilt hatte, suchten zuletzt jede noch übrige Fessel abzuwerfen. Das Land zersplittert in unabängige Baronien, der Fürst nichts

mehr als der Häuptling der Adelsherren, — das blieb zuletzt übrig als zweites Ideal der Träger des Lehnswesens.

Es war daher natürlich, daß Fürsten und Städte sich zusammenschlossen wider den gemeinschaftlichen Gegner. Der Fürst förderte die Städte durch Verleihung von Freiheiten und Privilegien und half neue Städte gründen. Die Bürger hinwieder halfen dem Fürsten mit Steuern und Mannschaften, daß er das Land einige und beherrsche als ein echter Fürst und überall den Landfrieden schirme. Auch der brabanter Adel fühlte sich allmählich von der anwachsenden Fürstenmacht, welche sich auf das Bürgerthum stützte, gefesselt und niedergehalten. Wiederholt empörte er sich, wiederholt zog er selbst fremde Eroberer ins Land; allein jedesmal erlitt er um so stärkere Niederlagen. Endlich mußte er der realen Macht der Städte die volle politische Anerkennung zugestehen und sich mit ihnen als denjenigen Ständen politisch verbinden, auf welchen vorzüglich des Landes Stärke beruhe. Der Herzog aber, dankbar für die Hülfe, welche ihm die Städte in der Noth gewährten, auch genöthigt durch ihre trotzigen Forderungen, die er nicht abwehren konnte, mußte den Ständen eine Verfassung geben, so liberal für sie, so streng für den Fürsten, wie sie kaum in irgendeinem Lande bestand. Die Keure von Cortenberg bestimmte im Jahre 1312, daß der Herzog eigenmächtig keine Steuer vom Lande fordern dürfe, als Auslösungskosten wenn er gefangen sei, und Festlichkeitskosten wenn er zum Ritter geschlagen werde oder eine Tochter verheirathe; daß vier Barone und zehn Bürger alle drei Wochen zusammentreten und Brabants öffentliche Angelegenheiten ordnen sollten; daß die Unterthanen des Treueids entbunden seien, wenn der Herzog diese Freiheiten des Landes breche.

So hatten die Städte die politischen Freiheiten, aber auch die feste Einigung des Landes unter seinem Herzoge für immer festgestellt. In demselben Grade aber, als die Städte als mit- und vorherrschend neben die Barone traten — und das war zu Beginn des 14. Jahrhunderts entschieden —, änderten sich die Stellung und die Ziele der Parteien im Lande. Der Kampf, welcher bisher blos ein politischer gewesen, nahm eine sociale Färbung an. Das städtische Princip trieb einen neuen Sproß, es wurde zum demokratischen, welches das Banner der bürgerlichen Gleichberechtigung erhob und den Feudalgeist verfolgte, wo er sich zeigte. Nun hatten in den Städten die alten Raths- und Schöffengeschlechter die Herrschaft, bei ihnen waren die Aemter, die Gerichte, die Ehrenrechte, — sie hatten den Krieg geführt gegen die dynastische Hoheit der Barone, gegen deren Fehderecht, das den Landfrieden störte, gegen deren Zoll- und Geleitswesen, das den bürgerlichen Erwerb beeinträchtigte. Jetzt aber, wo die Masse der übrigen Bürger mit jedem Jahre mehr anschwoll, forderte sie mit den Patricieren gleiche Rechte. Diese, nicht willens, ihren alten Besitz leichten Kaufs abzutreten, verbanden sich enger mit ihren adelichen Genossen auf dem Lande. Ein Kampf, der zu entsetzlichen Ausbrüchen der Volkswuth führte, der Unterbrechungen nur in Thätlichkeiten, nie in der feindseligen Gesinnung fand, tobte fortan innerhalb der Stadtmauern. Auch für Brüssel und die andern brabanter Städte kennzeichnete sich dadurch das 14. Jahrhundert.

II.

Die ritterlichen Banner hatten in dieser Periode vor den Bürgern sich beugen müssen. Die ersten zwanzig Jahre aber des 15. Jahrhunderts waren die Zeit, wo in den

Niederlanden das Ritterthum seine stolzesten Siege erfocht. Es schwelgte in Triumphen, als die Jahre schon gezählt waren, wo es sollte zerschlagen und zerschossen werden. Wann geschah es, daß die kunstvolle, vom Scheitel bis zum Fuße blitzende Stahlrüstung erst recht aufkam? War das nicht zu derselben Zeit, als die Feldheere bereits jene langen plumpen Erzrohre mitschleppten, deren Kugeln den härtesten Panzer und die höchsten Schloßmauern einschlugen?

In Flandern und Hennegau, in Brabant und Holland wohnte eine ruhelose, abenteuerlustige Ritterschaft; von dort waren ja auch die Kreuzfahrer ausgezogen, welche zweimal im Morgenlande eine Krone eroberten, die Krone von Jerusalem und Konstantinopel. Vom Rhein und Westfalen, von Nordfrankreich und England gab sich die Ritterschaft ein Stelldichein in den Niederlanden.

Sehen wir uns nun dieses Ritterthum des 15. Jahrhunderts näher an. Die Freude an Krieg und Waffenglanz, an Jagdfesten und Turnieren, an ewiger Aufregung durch Ehre, Liebe und Rache, dieses gemeinsame ritterliche Gefühl vereinigte all diese Herren und Knappen. Das wogte in den Rhein- und Niederlanden immer hin und her von glänzendem Rittervolk, das hatte alles gleich seinen Fuß im Steigbügel und zog herbei mit kecken Fähnlein, wenn es irgendwo ein Turnier oder Jagdfest gab, oder noch lieber eine gute Gelegenheit, den verhaßten Städtern einen Schlag zu versetzen. Denn der Widerwille gegen diese Bürger, welche ihres Reichthums, ihres Trotzes und ihrer Ueppigkeit kein Ziel wußten, war ein gemeinsames Gefühl, das Parteiungen in der Ritterschaft leicht wieder ausglich. Freilich gab es noch manchen stillen Grund zu solcher Abneigung. Wenn die ritterlichen Herren durch das Blachfeld dahinjagten, ordnungslos, jeder nach seinem Geschmacke, mit wehenden Helmbüschen, mit weithin leuchtenden Schildfarben:

dann sah es ihnen keiner an, wie viele Pfandbriefe auf schöne Mühlen, Güter und Forsten der Bürger, welcher für die Ausrüstung Gelder geliehen, in seiner Truhe hatte. Die unromantische Geldmacht drückte bereits höchst empfindlich auf das Ritterthum: denn dieses Waffengeschmeide, das immer reicher wurde, diese Menge von künstlichen Schwertern, Harnischen und Büchsen, das theuere Zehren in den Herbergen mit Rossen und Knechten, wenn an großen Hof- und Turnierfesten die Ritter zu zehn- und zwanzigtausend Leuten zusammenströmten, das alles kostete viel Geld, viel mehr als die Güter abwarfen. Und dieser fort und fort steigende ritterliche Aufwand wurde erst recht fühlbar, als bei der künstlichern Waffenführung die eigenen rohen Leute aus den hörigen Dörfern nicht mehr hinreichten, als man Söldner bedurfte, jene ausgelernten Gesellen vom Kriegshandwerk, die so theuer zu werben und zu füttern waren. Ach diese Söldner! Sie waren die Sehnsucht und das Verderben der Ritter! Denn stets eine wohlgeübte Söldnerschar zu haben unter seinem alleinigen Befehl, in blanken Waffen und womöglich mit etwas Geschütz und anderm Feuergewehr, darin ebenfalls es Fürsten gleichzuthun, — das schien der höchste Ehrgeiz der großen und kleinen Feudalherren. Und es war wunderbar, wie sie ihre Phantasie anstrengten, in Ausrüstung und Farben, in Schärpen, Bannern und Sinnsprüchen etwas höchst Bedeutendes ans Licht zu stellen. Und doch wie sehr fiel all der ritterliche Prunk und Aufzug schon so kleinlich ab gegen das trefflich gerüstete städtische Volk, das mit der Menge seiner Geschütze und Kriegswagen einherzog und gegen die starken geschlossenen Züge der fürstlichen Soldtruppen. Dort die bürgerliche Kunst, hier die vom Fürsten commandirte und zusammengeballte Kraft gemeinen Volks, — beides marschirte heran,

alle die herrlichen Ritterscharen zu durchbrechen und aufzurollen.

Wie aber stand es denn um den geistigen Gehalt des damaligen Ritterthums? Nicht anders als um sein äußerliches Gebaren. Der geistig sittliche Ruin geht dem materiellen voran. Nie war das ritterliche Wollen so hochfliegend und aufgeschwellt, nie der feudalherrliche Stolz so feurig und hochfahrend, — und doch war seine sittliche wie seine sociale Berechtigung bereits morsch und hohl.

In staatlicher Beziehung war die schöpferische Kraft dem Ritterthum vollends ausgegangen. In allen den zahllosen Ritterversammlungen jener Zeit stoßen wir niemals auf einen großen politischen Gedanken, der fähig war, die neuen Elemente organisch zu einem Staate zu verbinden und darin der Ritterschaft ihren rechtmäßigen und einen allseitig wohlthätigen Platz zu bewahren. Trotz auf die feudalen Herrenrechte gegenüber den Fürsten und Städten, das ist der stehende Kern und Inhalt ihrer Beschlüsse. Welche unsagliche Mühe kostete es nicht, die Landfriedenseinungen schrittweise auszudehnen, und auch diese ganz dürftigen Umrisse des neuen Staatslebens gingen nur von Fürsten und Städten aus. In sittlicher Beziehung aber hatte die damalige Ritterwelt ihren edlern Kern verloren. Längst hatte sich verflüchtigt das erhabene Ritterthum der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, welches durchgeistigt war von hohen sittlichen Ideen. Eine wilde Sinnlichkeit hatte die reinen Ideale verdrängt: statt der Minnesänger zogen jetzt durch die Burgsäle und über die Marktplätze die Rederykers und Jongleurs, in deren Dichtungen heiße Leidenschaften tobten in Haß und Liebe und endloses Getümmel. Es war ein üppiges, brausendes Leben, überstrahlt von französischer Keckheit und Ehrliebe, jedoch unter der glänzenden Oberfläche verbarg sich unersättliche Habgier, mit welcher man durch Gewalt und

Ränke Reichthümer und Aecker und Schlösser zusammenraffte. Alle die französischen Bücher, welche damals die niederländische Ritterschaft las, steckten voll lustiger Frechheit und predigten nur die eine Lehre: Das Höchste ist Ruhm und Vergnügen, dem Kühnen aber gehört die Welt. Die deutsche Literatur war nicht viel besser. Wenn wir noch jetzt die unbarmherzigen Schelmstücke des „Reineke Vos" lesen, welche damals zuerst in den Niederlanden in ergötzliche Form und Manier gebracht wurden, nimmt es uns nicht wunder, daß nichts darin triumphirt, als die arge List und Gewalt, daß die Freude daran jedes edlere Gefühl weit überwiegt? Gerade dieser „Reineke Vos", den wir als echt körnige Dichtung, als Füllhorn köstlichen Humors nicht genug schätzen können, dieser „Reineke Vos" ist das treueste Sittenbild jener Zeit. Die Erzählung spinnt sich ab an dem dreimaligen Proceß eines höchst schlauen und gewaltthätigen Barons vor dem Lehnshofe; alle seine Streiche werden offenbar, eine ganze Wolke von Klägern drängt herbei, und zuletzt lacht er sie doch alle zusammen aus und geht davon frei und geehrt wie keiner seiner Ankläger.

III.

Dieser Ritterwelt gehörte mit Herz und Seele der junge Fürst Anton an, welcher nach Aussterben des alten herzoglichen Stammhauses im Jahre 1406 den Thron der vereinigten Herzogthümer Brabant und Limburg bestieg. Er kam als ein Prinz des burgundischen Hauses, welches ein Zweig des französischen Königsgeschlechts war und um diese Zeit sich erhob zwischen Frankreich und Deutschland mit königlicher Pracht und Macht. Seine Tante, welche ihn zum Erben einsetzte, die staatskluge Herzogin Johanna, hatte nach dem Tode ihres Gemahls länger als zwanzig Jahre

die Lande in Ruhe und Frieden regiert. Sie ehrte und vermehrte die alten Freiheiten der Städte. Wie sehr ihr daran gelegen war, nichts als die Gerechtigkeit zu handhaben, gab sie in Privilegien kund, durch welche sie dem Rechte entsagte, verurtheilte Mörder zu begnadigen, und dem brüsseler Schöffengericht die Freiheit gab, Rechtssachen selbst abzumachen, die sich im herzoglichen Rathe in die Länge zögen. Unter ihrer Regierung war Brabant glücklich und reich an allen guten Dingen. Auf dem fetten fruchtbaren Ackerboden, und bei Bürgern, welche thätig waren in Handel und Gewerben, fehlte es nirgends an Fülle und Wohlleben. Brüssel, Löwen, Antwerpen, Herzogenbusch, Maestricht waren für jene Zeit herrliche Städte; vier andere standen ihnen im Range gleich, und noch viele wenn nicht an Größe doch an Freiheitsstolz. Zwölf Aebte und 115 adeliche Herren hatten mit den 28 Städten Sitz und Stimme auf dem Landtage.

Am meisten Gewicht im Lande besaß die Hauptstadt Brüssel. Sie trug noch einen ganz aristokratischen Zuschnitt, während in den übrigen deutschen Landen die Zünfte sich längst ihren Antheil am Stadtregiment erkämpft hatten. Zehn Ritter, 160 Herren, so genannt weil sie schon einmal Schöffen oder Gildemeister gewesen, und 170 andere bildeten im Anfang des 15. Jahrhunderts den Kern der brüsseler Patricier, welche sich in sieben Stämme oder Geschlechter theilten. Wenn sie alle ihre jüngern Söhne und Schutzverwandten hinzuzählten, gab es eine Macht von mehr als tausend Mann. Nur die Patricier waren „wohlgeborene Leute“, deshalb sämmtlich „von Rittersart“, die sich ebenso gut die höchsten Rittereehren verdienen konnten, als der älteste Landadel. Nicht ohne Misachtung sahen von jeher die Patricier herab auf die viel zahlreichern Gemeinen oder Handwerker. Die Gewerbe standen aber im Flor

und zogen täglich mehr Gelder und Handwerksgenossen nach Brüssel. Während die Patricier durch Hochmuth und unsinnige Verschwendung an Achtung und Vermögen einbüßten, nahmen die Handwerker wie an Zahl so an Reichthum und Bildung zu. Wenn jene in reicher Eisenrüstung mit Schwert und Lanze aufritten, dann stellten sich nicht minder stattlich dar die zahlreichen bunten Züge der Zünfte, welche das Fußvolk bildeten und Piken und kurze Handwaffen führten. Gleichwol verblieben die Zünfte noch immer in der Niedrigkeit, und ihre Mitglieder galten in der Vaterstadt noch immer nicht als die rechten Söhne des Hauses. Zum Glück standen zwischen beiden Klassen zwei angesehene Gilden, welche aus beiden aufnahmen und daher eine verbindende Mittelstufe bildeten. Nach der kriegerischen Seite hin war es die Schützengilde, nach der gewerblichen Seite hin war es die Tuchgilde. Die erste vereinigte namentlich die jüngern gebildeten Leute aus den Zünften; in der zweiten sammelten sich die Großhändler, Bankiers, Schiffsrheder und alle, welche ein Geschäft im großen betrieben.

Die obersten Vorsteher dieser beiden Gilden aber mußten Patricier sein, ebenso die sieben Schöffen und die beiden Schatzmeister, welche unter dem Vorsitze des Amtmanns das höchste Gericht sowie die Regierung und Verwaltung in der Stadt hatten. Die Wahl der Schöffen geschah auf eine sinnreiche Art. Jeder Patricier, der 28 Jahre alt, verheirathet und so reich war, daß er zu keinem Geschäft genöthigt wurde, mußte sich in seinen Geschlechtslisten einschreiben lassen und bei hoher Strafe am 13. Juni zur Wahl erscheinen. Jedes der sieben Geschlechter hatte drei Candidaten zu erwählen. Zu dem Ende wurden unter seine Wahlmänner kleine Wachskugeln ausgetheilt; vier davon waren inwendig weiß, eine schwarz markirt. Die vier, welche nun bei dem Zerbrechen ihrer Kugel eine weiße

Marke fanden, gingen beiseite und wählten ihren Mann; konnten sie sich nicht einigen, so riefen sie den mit der schwarzen Marke als Obmann. Aus den auf solche Weise erwählten 21 Patriciern bestimmte der Herzog sieben zu Schöffen, und die Schöffen bestimmten aus den von den Gilden und Zünften Vorgeschlagenen die Gilde- und Zunftmeister. Den Amtmann aber oder den Oberrichter erwählte der Herzog nach seinem Belieben unter den Patriciern, denn der Amtmann war sein Stellvertreter und übte auch außerhalb der Stadt über einen großen Bezirk die Grafengerichtsbarkeit.

Außer den vorgenannten beiden Bürgerklassen hatte Brüssel, wie damals die meisten Städte, noch zahlreiche Schutzverwandte und Ausbürger. Die erstern waren Aermere, welche mit Handlangerdiensten und kleinem Gewerb in der Stadt ihren Unterhalt fanden. Die Ausbürger aber bestanden aus wohlhabenden Hofbesitzern und angesehenen Baronen, welche auf dem Lande wohnten, jedoch jedes Jahr wenigstens dreimal sechs Wochen in der Stadt sich aufhalten mußten; sie zahlten ihr statt der gewöhnlichen Steuern ein jährliches Bürgergeld und stellten in Fehdezeiten ihren Mann zu den städtischen Truppen.

Diese Ausbürger — die Adelichen hatten ihre eigenen Höfe in Brüssel —, welche ihre Gelder gern in der Stadt verzehrten, trugen nicht wenig zu deren Glanze bei. Die Häuser in Brüssel bestanden zwar meist nur aus Holz, auf den adelichen erhob sich wol ein steinerner Thurm: gleichwol übersteigt es die Vorstellung unserer Tage, welche tolle Lust und Ueppigkeit, welche Pracht und Verschwendung in diesen Häusern Platz hatten, mit welchem wogenden Glanz und Lärmen sich die Festzüge an den zahlreichen hohen Tagen der Kirche und der Stadt, der Zünfte und der Familien auf die Straßen ergossen. Auch die Dichtkunst diente zur

Lust des Lebens. Mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts bildeten sich auch in Brüssel Gesellschaften zum Dichten, Declamiren und Aufführen von Possen oder von Scenen aus der Heiligen Geschichte.

Aehnliche Verfassung und Zustände zeigten auch die übrigen größern Städte. Gewohnt sich selbst zu regieren, waren sie wohl auf der Hut, daß kein Fürst die Mitherrschaft der Landstände schmälere. Den neuen Fürsten französischer Abstammung empfingen sie mit Mistrauen. Er erschien als ein Fremdling im Lande, — noch schlimmer, er brachte die Neigung zur absoluten Herrschaft mit, welche im Hause Valois und Burgund eingewurzelt war, — und was das Aergste, er fand an den vornehmsten Fürsten, welche es damals in den Niederlanden gab, gleichgesinnte Helfer. Alle diese Fürsten trachteten danach, mit ihren ritterlichen und mit ihren noch stärkern Söldnerscharen den Bürgerstolz niederzuschmettern, um über den Trümmern der städtischen und ständischen Freiheiten eine kraftvolle einheitliche Fürstengewalt zu errichten. Da war in Flandern des Herzogs Anton von Brabant Bruder, der fürchterliche burgunder Jean sans peur, ein Mann, der vor keiner Gewaltthat zurückschreckte, — da war in Holland und Hennegau der tapfere Herzog Wilhelm von Baiern, der die widerspenstigen Städte aufbrach, ihre Anführer im Gefängniß enthaupten ließ und die Leichen ihren Freunden schickte, — da war in Lüttich sein Bruder, der erwählte, jedoch nicht geweihte Bischof, der sich den schrecklichen Namen Jean sans pitié verdienen sollte. Die staatskluge Johanna hatte durch Heiraths- und Erbverträge die Häuser Burgund und Baiern aufs engste miteinander verknüpft. Dies äußerte sofort seine Wirkung in einer Reihe großer Siege, welche die verbündeten Fürsten über die aufständischen Bürgerschaften erfochten. Von ihren gemeinsamen Kriegszügen

sei hier nur der lütticher erwähnt, als ein charakteristischer Zug der Zeit.

Lüttich war gleichwie Gent und Brügge der rechte Sitz nie endenden Aufruhrs. Im Domkapitel ein schroffer Adelshort, im Schöffenrath hochfahrende Patricier, in den Mittelklassen deutscher Bürgerstolz, in der untern Bürgerschaft aber, welche in Massen Arbeit fand in den reichen Steinkohlengruben und Waffenhütten, das tobsüchtige wallonische Blut: — das waren die Elemente der lütticher Bevölkerung. Häuserstürmen, Brand und Todtschlag in allen Straßen erschien in Lüttich so gewöhnlich wie Sturm und Regen. Als der Wittelsbacher Johann durch seines Vaters, Herzog Albrecht's von Baiern-Holland, Einfluß zum Bischof von Lüttich erwählt wurde, lebten die Patricier auf der Flucht, sie waren unter seinem schwachen Vorfahren aus der Stadt vertrieben bis auf einen. Johann, obwol erst 16 Jahre alt, ergriff sofort kräftige Maßregeln und stellte, ein merkwürdiges Vorbild anderer Fürsten, allmählich eine centrale Landesregierung her, welche allerorten Ruhe und Gedeihen sicherte. Nun hatte er 15 Jahre regiert, machte aber immer noch keine Anstalt, sich als Bischof weihen zu lassen. Das verdroß die Lütticher aufs äußerste, sie sagten, es geschehe aus Stolz, weil er eines großen Kaisers Enkel sei. Johann erwiderte ihnen: Sein Amt sei, das fürstliche Schwert zu handhaben, fürs andere brauche er seinen Vicar; ob er sich aber weihen lasse oder nicht, das gehe nur den Papst etwas an. Johann war aber gar nicht priesterlich gesinnt, er schwang lieber hundertmal den Streitkolben als einmal das Rauchfaß. Krieg, Ritterfeste und wüste Gelage waren seine Freude. Jedenfalls wollte er erst abwarten, wie sich die Dinge in Holland entwickelten, denn sein Bruder Wilhelm hatte nur eine Tochter und keinen andern Erben. Allein die Lütticher setzten ihm wiederholt zu; zweimal ver-

trieben sie ihn, und er vertrug sich wieder in Güte mit ihnen, das dritte mal verfolgten sie ihren Bischof und Fürsten bis nach Maestricht, schlugen seine Edelleute todt und brannten ihre Schlösser aus. Schließlich machten sie einen andern zum Landesregenten und dessen Sohn zum Bischof. Zwei Jahre lang wurde Johann in Maestricht hart belagert. Hatte er seine stürmenden Unterthanen zurückgeschlagen, so fiel hinter den Mauern seine Treuen der wüthende Hunger an.

Unterdessen gönnte sich sein Bruder Wilhelm keine Ruhe und Rast, bis er die gesammte niederländische und burgundische Ritterschaft in Harnisch gebracht hatte; auch aus England und Frankreich kamen Hülfsvölker und mit ihnen alle berühmten Degen weit und breit. Wieder gab es eine große ritterliche Heerfahrt wie vor zehn Jahren gegen das freie Bauernvolk der hartnäckigen Friesen. Diesmal wollte man den längst verhaßten Bürgerstolz von Lüttich in Grund und Boden schlagen. Furchtbar war das Zusammentreffen auf der Ebene von Othey, 13000 Lütticher fielen unter den sausenden Kolben und Schwertern der Ritter, und jetzt erging ein schreckliches Gericht über die aufständischen Städte. Gleich im ersten Monat wurden an 150 Bürger geköpft oder ersäuft, und monatelang blieben die Henker geschäftig. Selbst Domherren und Frauen wurden gebunden in die Maes gestürzt, noch Wochen nachher stieß man ihre Leichen mit Rudern fort. Die Freiheitsbriefe aber und die Zunftfahnen der Städter wanderten ins Feuer, und Johann mußte den verbündeten Fürsten versprechen, niemals wieder den Lüttichern Freiheitsrechte zu geben. „Johann ohne Gnade" hieß fortan der lüttichen Fürst, nicht so sehr seiner Grausamkeiten wegen, — denn die Burgunder und andere Herren gingen nicht besser mit Aufständischen um, Herzog Philipp von Burgund, welcher doch der Gute hieß, ließ z. B. 800 Bürger von Dinant paarweise zusammenbinden

und in die Maes werfen, — aber Johann von Baiern that etwas, was noch härter schien, er durchbrach Recht und Sitte der Zeit auf eine bisher unerhörte Weise und stellte ein ganzes Land unter seinen Fuß, nicht besser als ein höriges Dorf.

IV.

Das Jammerschicksal der Lütticher machte tiefen Eindruck. Die Brabanter wußten wohl, daß auch ihr Herzog von dem Gelüst besessen sei, als unumschränkter Herr zu regieren. Er hatte sofort einen obersten Kanzler eingesetzt, um eine feste Einheit in seine Regierung zu bringen, und eine Rechnungskammer, um seine Finanzen flüssig zu halten. Die Ritterschaft war ihm zugeneigt und strömte ihm zu, sobald er sein Banner erhob. Er scheute sich auch nicht, sich an die rohe Masse zu wenden, um seinen Willen durchzuführen. Die Städte aber waren auf ihrer Hut und wichen keine Linie von der Bahn ihres geschriebenen Landrechts. Sie weigerten dem Herzog ihre Kriegshülfe, weil er nicht sagen wollte, zu welchem Ziele; sie weigerten ihm ferner Steuern zu geben, weil er keine Rechenschaft leistete über die Verwendung der bewilligten; und als er Städteboten niederwerfen ließ, beschlossen sie auf dem nächsten Landtage, Abgeordnete durchs ganze Land zu schicken und die Beschwerden gegen des Herzogs Rechtsverletzungen zu sammeln. Der brüsseler Magistrat sah sich besonders vor und nahm eine Leibwache von 60 Bogenschützen an, welche ihm jährlich 200 Goldkronen kostete. Er erließ auch ein Gesetz, daß man, sobald in der Stadt Schwerter widereinander klirrten, sogleich Thore und Häuser schließen solle. Unmuth und Gärung über des Herzogs Angriffe auf die Landesfreiheiten griffen im Lande um sich. Die Städte gaben dem Fürsten zu verstehen: er habe nicht immer auf Kriegszügen außer

Landes zu gehen und müsse seiner Verschwendung ein Ende machen. Die letztere war so groß, daß für die Herfahrt seiner Braut aus Schlesien bis Brüssel 150000 Goldkronen aufgingen: so reich konnte ein brabanter Herzog sich darstellen.

Des Fürsten frühzeitiger Tod befreite plötzlich die Stände von allen Befürchtungen. König Heinrich V. von England war in Frankreich eingefallen, und die Blüte der französischen Ritterschaft beeilte sich, ihn aufs Haupt zu schlagen. Er hatte sich mit kleinem Heere tief ins Land gewagt und man dachte ihn zu umstellen und abzufangen wie ein edles Wild. Herzog Anton, ein Prinz aus dem Hause Valois, durfte dabei nicht fehlen. Tag und Nacht ritt er seinem Kriegsvolke voraus und kam auf schnaubendem Rosse auf dem Schlachtfelde an, nur von wenigen Edeln begleitet. Bei einem Dornbusch sprang er vom Pferde, sich rasch zu waffnen, denn schon sah und hörte er, wie die französischen Ritterscharen mit Jubel und Gerassel auf den Feind stürzten, der sich in einen Waldgrund postirt hatte und bald verschwand hinter den breiten Linien der französischen Helme. In ihrem Stolze hatten sie dem Fußvolk geboten, zurückzubleiben. Nur die Ritterschwerter sollten die leichten Lorbern pflücken. Der brabanter Herzog, dessen Leute ihm nicht so eilig hatten folgen können, warf die Rüstung seines Kammerherrn über, und da weder Waffenrock noch Banner zur Hand waren, riß man in stürmischer Eile von zwei Trompeten die langen Fahnen ab, welche daran herunterhingen und des Herzogs Zeichen und Farben trugen. Die eine in der Mitte durchlöchert und über die Rüstung gezogen mußte dem Herzog einen Waffenrock, die andere an eine Lanze gebunden mußte sein Banner abgeben. Der Freiherr von Asche, in dessen Hause das Recht war, dem Herzoge in der Schlacht das Banner vorzutragen, erklärte, ein solches

Trompeterzeichen trage er nicht, und ritt auf und davon. Fluchend auf den Verräther stürzten die andern in die Schlacht und ließen auch ihren Kriegsruf erschallen: „Brabant! Brabant!"

Doch die englischen Bogenschützen standen fest hinter einer rasch aufgesteckten Pfahlwand. Zug um Zug leerten ihre mörderischen Pfeile die Sättel der Ritter, und diese verfingen sich auf dem lehmigen, nassen Boden. Die Schützen brachen vor und fielen mit ihren Streitäxten in den Feind. Auf einmal wogte die ganze französische Herrlichkeit zurück in wilder Flucht, und ehe er sich's versah, war der Herzog von Brabant in den Händen der Engländer. König Heinrich, neue Angriffe erwartend, ließ mit Trompetenschall verkündigen, jeder Mann solle seinen Gefangenen gleich niederhauen. Da wurde auch der arme Herzog zwei Tage später unter den Todten gefunden, nackt und bloß. Hätte er nicht in dem Trompeterrocke gesteckt, wäre er wol am Leben geblieben. Das war der unheilvolle Tag von Azincourt, der 25. Oct. 1415, der in Frankreich und Brabant auf so vielen Schlössern Witwen und Waisen weinen machte.

Des erschlagenen Herzogs Leiche wurde in sein Land zurückgeführt und zur Todtenfeier strömte alles Volk nach Brüssel. Die Landstände aber waren einmüthigen Sinnes. Sie beorderten sofort die beiden Häupter des Adels, den Freiherrn von Bergen-Grimberg und den Grafen von Nassau-Breda, jegliches Kammergut zu versiegeln, und gelobten feierlich mit einem Eidschwur, miteinander Eintracht und Treue zu halten und jeden Rebellen gegen bestehende Rechte niederzuschlagen. Dann wählten die sieben vornehmsten Städte für das Land elf Vertrauensmänner: zwei Aebte, drei Barone, zwei Ritter und vier Patricier, und die Stände bestätigten diese Elf als eine Regentschaft. Denn

der älteste von des Herzogs Söhnen näherte sich erst dem vierzehnten Jahre. Als er dieses erreicht hatte, zogen die Landesobersten mit ihm von Stadt zu Stadt, damit er als Herzog Johann IV. die Huldigung einnehme und der Unterthanen Rechte bestätige. Alles, was die von den Ständen bestellten Regierer anordneten, war ihm recht und er hatte sie zu täglichen Tischgenossen, die Häupter aber unter den elf waren die vier Stadtherren.

V.

Mit großer Geschicklichkeit behandelten sie die Ansprüche, welche an Brabant erhoben wurden. Der burgunder Herzog verlangte die vormundschaftliche Regentschaft für sich selbst. Eine gefährlichere Mahnerin war die Herzogin, welche der gefallene Herzog als junge Witwe zurückgelassen hatte; ihr einziges Söhnlein, des lütticher Johann von Baiern Pathe, war wieder gestorben. Die Forderungen waren ebenso groß als deren Trägerin erlaucht und von mächtigen Verwandten unterstützt. Elisabeth war des Kaisers Sigismund Nichte, seines jüngsten Bruders des Herzogs von Görlitz Tochter, und der König Wenzel hatte ihr einst zum Brautschatz das Herzogthum Luxemburg verschrieben. Jetzt war ihr nächster Verwandter und Beschützer der Kaiser selbst, der ohnehin geneigt war, ihr vieles zu gewähren, weil er Luxemburg gern selbst wieder gewonnen hätte. Also beeilten sich die brabanter Stände, die Herzogin feierlich nach Brüssel einzuholen, und boten ihr dort in des Herzogs Residenz, oder an welchem Hofsitz in Brabant sie wolle, freien Witwenstuhl mit jährlich 5000 Kronen. Einen stattlichen Hofstaat richtete man ihr ein, und alles wäre vielleicht gut gegangen, wenn die Regentschaft nicht zwei Damen vom Hofe entfernte, welche die Fürstin

gern hatte. Die Herzogin rief die Frauen wieder zu sich; da baten die Landesobersten mit dem jungen Herzoge um eine geheime Audienz und bezeichneten die beiden Damen, weil deren Ruf nicht lauter, als unwürdig der Gesellschaft der Herzogin. Die beleidigte Fürstin erklärte: „Sie wisse selbst am besten, wer ihrer Gesellschaft würdig; lieber wolle sie sogleich den brabanter Hof meiden, als eine solche Beleidigung hinnehmen." Man beschwor sie kniefällig, dem Lande diese Schmach nicht anzuthun, blieb aber nichtsdestoweniger auf jener Forderung. Die Herzogin wurde so empört, daß sie nicht einmal wartete, bis ihr Wagen vorfuhr. Zu Fuße verließ sie die Residenz und reiste andern Tages ab nach ihrem Luxemburg. Jetzt erhob sie ihre Ansprüche. Sie gingen auf Landestheile und gefangene luxemburger Ritter, — auf ihr reiches Eingebrachte an Juwelen, Pfandbriefen und andern Schätzen, — auf die Niederlage von 50000 Kronen aus des Herzogs Kasse, welche ihr bei ihrem Einzuge in Brabant Wilhelm van den Berghe vorenthalten hatte, — endlich auf ein Witthum, wie es ihrem hohen Stande gebührte. Nun kamen auch Gesandte vom Kaiser, daß man vor allem der Herzogin-Witwe müsse gerecht werden, und daß er Brabant für sich selbst verlange, weil es ihm als Reichslehen und als sein Erbe von dem frühern Herzog Wenzel her anheimgefallen sei. Nichts war Sigismund widerwärtiger, als daß er sehen mußte, wie breit sich das burgundische Haus in den Niederlanden ausdehnte. Er weigerte sich, den Gesandten, welche vom jungen Herzoge zu ihm nach Lüttich kamen, die vorläufige Belehnung zu ertheilen, und rief ihnen zornig zu: „Ob sie denn schon ganz Franzosen seien? Er aber wolle Brabant zum Reiche zurückbringen oder seinen Hals darum lassen." Um ihn nicht noch mehr zu reizen, stand der burgunder Herzog davon ab, die einträgliche Vormundschaft

zu fordern; er ließ sich 25000 französische Kronen geben und verpflichtete sich dabei, seinem Neffen im Nothfall gegen den Kaiser zu helfen.

Bei solchen Aussichten auf große Kosten und Ausgaben schien es den Städten, daß des jungen Herzogs Hofhalt sammt der Regentschaft dem Lande doch zu theuer komme. Sie meinten, 16000 Kronen jährlich seien genug, diese solle das Land bezahlen, alle andern Einkünfte des Fürsten verwende man besser zur Wiedereinlösung verpfändeter Dörfer und Burgen. Die elf von der Regentschaft aber brauchten, wenn einer nicht mit einem besondern Geschäfte betraut sei, am Hofe keine freie Tafel oder Besoldung zu haben; vier von ihnen würden hinreichen, durch ihre nothwendige Unterschrift Amtsbestellungen und Urkunden des Herzogs zu bestätigen. Alles dies wurde zu Anfang des Jahres 1417 von den Ständen beschlossen, mit dem Bedeuten, daß es noch sieben Jahre so gehalten werden solle; jedoch könne der Herzog nach zwei Jahren die volle Regierung übernehmen, vorausgesetzt daß er diesen seinen Willen ein Jahr vorher den Ständen kund thue.

So lange wartete er aber nicht mehr. Habsüchtige Leute hatten sich seiner bemeistert; die beiden schlimmsten trugen Namen, welche schon früher in bedenklicher Weise laut geworden, Wilhelm Freiherr von Asche und Wilhelm van den Berghe. Von ihnen angereizt riß der junge Fürst schon in der zweiten Hälfte des vorgenannten Jahres die Zügel der Regierung an sich. Ohne die Regentschaft zu fragen, erhob er den Asche zum Oberrichter von Brüssel und den Berghe zum Landesschatzmeister. Alsbald sammelte sich am Hofe eine Schar junger verderbter Edelleute, welche den kleinen Verstand des Herzogs unterjochten, indem sie die noch schlafende Wüstlingsnatur in ihm aufstörten. Der brabanter Hof wurde eine Stätte von Gelagen und Ausschweifungen, von

Lärm und Verschwendung. Nur noch zwei Beschäftigungen hatten Reiz für den jungen Fürsten, die Jagd und das Schmiedehandwerk. Seine Freunde aber, die jungen Wüstlinge, hetzten ihn beständig gegen die Regentschaft der Stadtpatricier auf. Mit noch größerm Hasse verfolgten sie die Führer des Adels, weil sie diesen besonders die Schuld gaben, daß der Fürst unter eine so lange strenge Regentschaft gestellt worden.

Es kam daher den Herren, welche bisher das Land wohl in Ordnung gehalten, recht gelegen, als nach des Dauphins Johann Tode die frühern Plane, mit Brabants Erben die junge Fürstin von Holland zu vermählen, wieder aufgenommen wurden. Die sechzehnjährige Jacobäa, deren Geist und Schönheit man nicht genug rühmen konnte, war schon Kronprinzessin von Frankreich gewesen, ihr Gemahl der Dauphin aber war von seinen Feinden vergiftet, und da jetzt auch ihr Vater, Herzog Wilhelm von Baiern, starb, so wurde ihr von Holland, Seeland und Hennegau als Erbfürstin gehuldigt. Konnte irgendetwas den jungen Herzog Johann, der an Gedanken und Gliedern gleich schwächlich war, retten vor Verführung und Verderben, so war es seine Verheirathung mit einer schönen Frau von männlichem Verstand und Willen. Durfte man nicht hoffen, daß ein so hochherziges und reizendes Weib auch den schwachen Gemahl zu würdigerer Gesinnung erheben werde? Und welche glänzende Machtvermehrung brachte den Brabantern die Vereinigung mit dem seemächtigen Holland, mit dem ritterlichen Hennegau! Nicht minder erwünscht war die Verbindung dem burgundischen Fürstenhause. Dieses hatte sich mit Jacobäa's Vater eng verknüpft, es durfte seine Lande aus dem burgundischen Interesse nicht wieder losschälen lassen: mit Brabant unter einem burgundischen Prinzen vereinigt — denn Johann von Brabant war ja ein solcher — gaben

sie eine treffliche Vormauer gegen das Deutsche Reich ab. Namentlich war es der schlaue und thätige Erbprinz von Burgund, Philipp, der damals noch Graf von Charolays hieß, welcher sich im Verein mit den brabantischen Adelshäusern eifrig Mühe gab, die Verbindung zu Stande zu bringen. Der junge brabanter Herzog begab sich wiederholt an das Hoflager seines Oheims, des „Johann ohne Furcht", in Gent und Mecheln, und die Räthe reisten hin und wieder, um mit den Betheiligten zu unterhandeln. Als alles bereinigt war, wurde ein Tag in Biervliet bestimmt, welche Stadt auf der Grenze Flanderns allen Feindseligkeiten fern und allen Parteien gleich nahe lag. Dort ritten ein am 30. Juli mit ihren vornehmsten Rittern und Räthen von der einen Seite der Herzog von Brabant und der Erbprinz von Burgund, von der andern Jacobäa, ihre Mutter und ihr Oheim. Andern Tags in feierlicher Versammlung traten der Freiherr von Bergen-Grimberg, als dazu bestellter Curator des Bräutigams, und der Freiherr von Ligne als Curator der Braut hervor und gelobten die Heirathsverträge. Bräutigam und Braut faßten sich an und leisteten so mit geschlossenen Händen ihren Treueschwur in die Hände des Abtes von Afflighem. Darauf besiegelten alle Gegenwärtigen die Verträge. Zur Heirath aber war noch die Dispensation der Kirche nöthig, denn die Verlobten waren Geschwisterkinder. Also reisten andern Tags Gesandte nach Konstanz zur Kirchenversammlung; sie nahmen 20000 Kronen mit, um ihrem Gesuche Nachdruck zu geben.

VI.

Während nun diese Angelegenheit zu Konstanz hin und her verhandelt wurde, loderte ein wüthender Aufstand durch Holland und Seeland. Auch hier, wie damals in ganz

Mitteleuropa, gab es zwei Parteien, eine ritterlich=feudale und eine städtisch=liberale, und nirgends bekämpften sie sich wüthender. Sie nannten sich in Holland Kabeljaus und Hoeks. Der Name war zufällig aufgekommen und blieb haften, weil er bezeichnend war. Der Kabeljau ist der Raubfisch, der die kleinen Fische verschlingt und davon fett wird. Kabeljaus schimpfte man also die reichen Großhändler, an welche sich einzelne mächtige Barone anschlossen, die in ihrer Gegend alle Macht und Güter zu erwerben trachteten. Der Raubfisch wird mit dem Hoek, das ist mit dem Angelhaken, gefangen; daher rühmten sich die Feudalritter, es wären die Haken, mit welchen man die fetten Kabeljaus, die Großhändler und Landkäufer, aus dem Wasser aufs Trockene ziehe. Dieser Parteihaß drang in alle Schlösser und Häuser und spaltete die Gemeinden und Familien.

Jacobäa's Vater, dessen Gedanken nur in der Hoheit und dem Glanze des Ritterthums schwelgten, stand mit Leib und Leben ein für die Sache der Hoeks; er verfolgte mit eisernem Hasse die Kabeljaus und hatte es während seiner dreizehnjährigen Regierung dahin gebracht, daß die feindliche Partei im ganzen Lande zerschlagen und geächtet und ihre Häupter auf der Flucht waren. Nur von Hoeks sah sich Jacobäa umgeben, nur von diesen hörte sie Verwünschungen ihrer Feinde. Jungen Prinzessinnen ist es aber nicht gestattet, gleich Fürstensöhnen ihre heimlichen Freunde zu wählen und noch andere Anschauungen in sich aufzunehmen, als zur Zeit am Hofe gelten. Die Hoeks konnten sicher sein, sie bekamen an Jacobäa eine Regentin, welche keinen Augenblick an ihrer Spitze schwankend wurde.

Die Kabeljaus wußten das; deshalb erhoben sie bei der ersten Nachricht von Herzog Wilhelm's Tode in allen Städten, wo sie die Uebermacht hatten, die Fahnen des Aufstandes, und ließen nicht ab mit Bitten und Drängen,

bis des Herzogs Bruder, der lütticher „Johann ohne Gnade", sich an ihre Spitze stellte. Er forderte Holland nach dem Rechte des Deutschen Reichs und des bairischen Fürstenhauses: nach dem einen wie nach dem andern konnte nur ein Mann in Holland regieren. Jacobäa wollte von keinem Vergleiche wissen. Sie nahm den Kampf mit dem gefürchteten Oheim an, sie selbst stellte sich an die Spitze ihrer Getreuen, bei höchster Strafe rief sie jeden Unterthan zu den Waffen. Ihre erste Probe legte sie ab in Gorkum. Sie erstürmte die Stadt und vernichtete in einer mörderischen Straßenschlacht die vornehmsten ihrer Feinde.

Unterdessen hatten auf der Kirchenversammlung die 20000 Kronen im Verein mit der burgundischen Unterhandlungspolitik ihre Wirkung gethan. Es war Martin V. zum Papst erwählt, und er erlaubte am 22. Dec. die Heirath Jacobäa's, weil, wie er sagte, die Verwandten der Verlobten und die Magnaten ihrer Länder diese Verbindung wünschten und weil sie große Kriegsübel abwenden werde. Da entstand großer Lärm in Konstanz. Der Kaiser, so erzählte man, kam im hellen Zorn zum Papste geritten und stellte ihn zur Rede: „Das sei ja offene Ketzerei, daß Bruder- und Schwesterkinder sich zur Ehe nähmen. Wie könne der Papst das zulassen, ohne das heilige Concil zu fragen? Sünden vergeben sei des Papstes Amt, nicht Sünden zu erlauben." Und richtig, zwei Wochen später, am 5. Jan., widerrief der Papst seine Dispensation und entschuldigte sich: „Irren sei menschlich, er habe nur den inständigsten Bitten nachgegeben, jetzt aber sei er durch den Kaiser und eine Menge wahrhafter Zeugnisse darüber belehrt, daß Jacobäa's Heirath nur Aergerniß und Unglück über das Land bringen werde, — er wolle sich deshalb die Sache noch reiflicher überlegen." Die brabanter Gesandten wußten es zu machen, daß wenigstens die Ausfertigung des

Widerrufs auf der päpstlichen Kanzlei verzögert wurde. Johann von Baiern hatte aber schon eine Abschrift in Händen und beeilte sich, sie in die Welt zu senden, auch an den brüsseler Hof.

Hier erkannte man, daß keine Zeit zu verlieren sei. Triumphirend brachten der Freiherr von Bergen und der Graf von Nassau das erste päpstliche Diplom zu Jacobäa nach dem Haag. Der junge Herzog folgte bald nach mit vielen Prinzen und Herren; alle Welt staunte über den glänzenden Brautzug. Die burgunder Gesandten, an ihrer Spitze der kluge Bischof von Tournay, kamen ebenfalls, und es wurde berathschlagt hin und her und jedes der beiden Diplome geprüft. Man kam zu dem Schlusse: Echt sei die Dispensationsbulle, der Widerruf eine bloße unbeglaubigte Abschrift, nur an die erste brauche man sich zu halten. Denn noch immer lag die Ausfertigung der zweiten Bulle in der päpstlichen Kanzlei. Also erklärten am 10. März 1418 Johann von Brabant und Jacobäa von Holland-Hennegau im haager Schlosse, nachdem die päpstliche Dispensationsbulle verlesen war, ihren Willen, sich zu Mann und Frau zu nehmen; die Formel sagte ihnen in französischer Sprache vor der Kanonikus Wyardi. Acht Tage lang dauerten die Festlichkeiten mit königlicher Pracht. Dann begann das junge Paar seine Rundreise, damit dem Gemahl der Erbfürstin in allen holländischen Städten gehuldigt werde, welche nicht von Kabeljaus besetzt waren. Vier Wochen später erfolgte die kirchliche Einsegnung der Ehe in der Schloßkirche im Haag, und nachdem die Huldigungsreise durch die Erblande Jacobäa's vollbracht war, wurde die junge Fürstin feierlich durch die Städte und Herrschaften ihres Gemahls geleitet, um auch die Ehren und Rechte einer Herzogin von Brabant und Limburg zu empfangen.

Jetzt ließ Oheim Johann alle Zurückhaltung fahren. Er gab sein lütticher Bisthum in des Papstes Hände zurück, erhielt vom Kaiser Sigismund die förmliche Belehnung mit Holland, und heirathete dessen Nichte, eben jene Herzogin-Witwe Elisabeth, die Mutter von Jacobäa's Gemahl, welche noch so viel Forderungen an Brabant hatte. Zugleich aber erklärte er sich öffentlich für die Grundsätze der Kabeljaus. Dortrecht erhielt Macht und Freiheit im Lande, wie sie keines Fürsten Stadt im Reiche hatte. Von dieser Stadt aus, deren Besitz so viel werth war als halb Holland, eröffnete der schlimme Oheim nun einen gefährlichen Kleinkrieg, der immer mehr die Hoeks einengte.

Das brabanter Volk fühlte sich in seiner großen Mehrheit viel eher zu den Kabeljaus hingezogen als zu den Hoeks, deren hastiges und leidenschaftliches Gebaren ihm zuwider war. Die jungen Müßiggänger aber, welche den Herzog umringten, insbesondere der alles vermögende Günstling Wilhelm van den Berghe, der Oberstschatzmeister und Oberstkämmerer zugleich war, sie stellten sich schon aus bloßem Hasse gegen Jacobäa und deren Freunde auf die Seite der Kabeljaus, sie freuten sich über jeden Schimpf, welchen die Hoeks erfuhren, wie über ihr eigenes Glück. Denn Jacobäa sparte nicht die scharfen Worte, ihr Treiben zu geiseln, und unaufhörlich stachelte sie ihren schwachen Gemahl zu edlern Thaten an. Der störrische Thor fühlte sich viel mehr hingezogen zu ihrem Oheim, dessen gewaltiger Charakter ihm imponirte. Lange führte er mit ihm Unterhandlungen, um den Krieg zu vermeiden. Allein endlich konnte er die Sache nicht mehr hinhalten. Seine eigenen brabanter Stände, welche mit den Holländern zu Antwerpen versammelt waren, erklärten ihm: Seine Ritterehre fordere, die Lande der Herzogin zu retten und zu schützen wie seine eigenen, und sie wollten ihm beistehen mit Gut und Blut. Es war nicht

blos der Liebreiz der jungen Fürstin, nicht blos das Ehrgefühl, was diese Männer so sprechen machte, sondern auch Furcht vor Johann von Baiern und das eigene Standesbewußtsein. Wer konnte dafür einstehen, daß jener kühne thatkräftige Fürst nicht auch seines Neffen von Brabant Länder ansprach? Anlaß boten die Rechte seiner Gemahlin und das Verlangen des Kaisers, Brabant dem burgundischen Hause zu entreißen. Es hielten aber auch die vornehmsten unter den brabanter Baronen und Stadtpatriciern strenge auf ihre alten ständischen Rechte, welche ihr junger Herzog mit seinen Gesellen gekränkt hatte, welche dagegen die Hoeks hoch hielten. Auch in Brabant wurde jetzt die alte Parteiung zwischen Herren und Bürgern wieder lebhaft, auch hier hörte man jetzt die Namen Hoeks und Kabeljaus. Die Versammlung der beiden weltlichen Stände wählte aus ihrer Mitte einen Kriegsrath und dieser beschloß: Man müsse vor allem andern erst Briel angreifen nnd mit Stürmen nicht ablassen, bis die Stadt gewonnen; dann könne man vor Dortrecht ziehen. Der Rath war gut und die Mehrheit der Stände billigte ihn. Briel war die viel schwächere Stadt und zugleich das dortrechter Seethor; hatte man Briel, so ließ sich den Dortrechtern der Seehandel und die Hülfe, die sie von der Meerseite her bekamen, abschneiden. Da aber erhob sich der Landesschatzmeister, Wilhelm van den Berghe, und rief: „Wo denn die Schiffe seien? Briel könne man nur zu Wasser nehmen, Brabant aber sei kein Seeland, es habe Bewaffnete genug, doch keine Schiffe. Eine Flotte zusammenkaufen, mit neuem Kriegszeug ausrüsten, zahlreiche Matrosen heuern, — das koste entsetzliche Summen. Und woher sie nehmen, da die Kassen erschöpft seien? Wolle man einmal den Krieg, so müsse man den Stier gleich bei den Hörnern fassen. Dortrecht sei der Feinde Hauptplatz, Dortrecht müsse man im

Verein mit den Holländern belagern.“ Die Gründe des Schatzmeisters waren nur zu einleuchtend. Er gebot über alle und jegliche Einkünfte des Fürsten, dessen kleinen Sinn und Geist er völlig beherrschte, und er wußte am besten, daß man keine Kriegsflotte aus leeren Kassen beschaffen könne. Denn des Herzogs Ueppigkeit und die Bedürfnisse seiner Günstlinge zehrten rasch auf, was an Geld und Steuern einkam, und mehr als das. Die Stände stritten hin und her, die kabeljauisch Gesinnten stimmten dem Schatzmeister bei, der Herzog natürlich ebenfalls, und der Landtag kam endlich zu dem Beschlusse: Dortrecht zu belagern, jedoch mit aller Stärke und Vorsicht; jeder wußte, daß man ein gar schweres Werk sich vorgesetzt. Damit ging die antwerpener Versammlung auseinander, und wer nicht hoekisch war, rüstete nur mit halber Kraft und halbem Herzen.

Nachdem der Herzog, der inzwischen großjährig geworden, noch im Mai 1418 die Huldigung eingenommen hatte, brach er vier Wochen später mit seiner Gemahlin und einem großen Kriegsheer nach Dortrecht auf. Diese Stadt nahm durch ihren Welthandel damals in den Niederlanden die Stelle ein, welche nach ihr Antwerpen und noch später Amsterdam erhielt. Schon unterwegs gab es bei den Brabantern Streitigkeiten, und als sie vor Dortrecht mit den Holländern zusammentrafen, fehlte es an dem nöthigsten Belagerungszeuge. Der Landesschatzmeister hatte für nichts gesorgt, für nichts hatte er Geld; Jacobäa's Freunde mußten aus eigenen Kassen die Summen vorschießen. Die Belagerung begann. Zwei Monate lang wurde gestürmt, die Maschinen arbeiteten von früh bis spät an den Mauern und zahlreiche Geschütze warfen Feuer und Kugeln in die Stadt. Allein die Belagerten schlugen jeden Sturm ab — und die Brabanter erlitten eine Niederlage nach der andern.

Laut bezichtigte man den Schatzmeister, daß er mit den Dortrechtern ein verrätherisches Einverständniß unterhalte. So viel war gewiß, durch seine Schuld fehlte es den Brabantern an aller Zufuhr. Durch Hunger und Niederlagen geschwächt, mußten sie die Belagerung aufgeben und zogen heim, in den zwei Monaten mit mehr Spott und Schande beladen, als sie in Jahren wieder abschütteln konnten.

VII.

Jacobäa hatte sich mit ihrem Gemahl nach dem Haag begeben. Die hoekisch gesinnten Führer aber im brabanter Adel traten in Brüssel auf und klagten vor den Landständen über das ehr- und treulose Benehmen des Landesschatzmeisters und obersten herzoglichen Rathes, des van den Berghe. Dieser hingegen lag dem Herzoge täglich in den Ohren mit Verleumdungen, wie schändlich gegen des Fürsten Hoheit die drei Adelshäupter, der Freiherr von Bergen-Grimberg, der Graf von Nassau-Breda und der Freiherr von der Lecke-Heeswyck, handelten und wie sie unaufhörlich im Verein mit Jacobäa Ränke schmiedeten. Der Herzog kam eines Tags im höchsten Zorne zu seiner Gemahlin und ihrer Mutter in den Saal und vermaß sich hoch und theuer: Nie sollten jene drei wieder an seinen Hof, nie ihm wieder vor die Augen kommen. Nun war der Herr von Bergen-Grimberg gerade unterwegs mit einer Botschaft von den Ständen an den Herzog, und erhielt zu Workum einen Brief von Jacobäa's Mutter, worin diese ihn und seine beiden Genossen von den Vorgängen am Hofe unterrichtete. Sofort bat er die beiden andern zu sich; sie kamen und waren darüber einig, daß des Herzogs Worte ihnen an die Ehre griffen und daß Bergen-Grimberg die Gesandtschaft nicht fortsetzen könne. Sie reisten vielmehr sofort zu der Stände-

versammlung zurück, und diese verhängte über Wilhelm van den Berghe die Strafe ewiger Landesverweisung, verurtheilte ihn auch zu einer Bußfahrt nach St.-Johann in Galicien.

Nach dem Herkommen sollte der Oberrichter von Brüssel dies Urtheil feierlich vor der Schöffenbank verkündigen; dieser aber — er war ja des Verbannten inniger Vertrauter, Wilhelm van Asche — weigerte sich dessen. Die Schöffen erklärten ihm: Dann würden sie unter seinem Vorsitze kein Weisthum mehr geben, und da er widerspenstig blieb, nahmen sie ihn gefangen und warfen ihn in die Frohnfeste (Brönte), das brüsseler Staatsgefängniß. Dann machten sie ein Gesetz, daß keiner zu einem städtischen Amte fähig, der nicht sechs Monate vorher aus des Fürsten Diensten getreten und der sich nicht verpflichte, ein Jahr nach Niederlegung seines Stadtamts sich von des Fürsten Dienst fern zu halten. Auch erneuerten die Hauptstädte ihren alten Bund und beschlossen, dem Herzog jede Steuer zu verweigern, bis er seinen Günstling fortgeschickt habe. Nur ein Schöffe stimmte diesen Maßregeln nicht bei, es war Ritter Eberhard T'Serklaes, von vornehmer Geburt, dessen berühmter Vater Brüssel von den Franzosen befreit hatte.

Bei der Nachricht, daß man so unzart mit seinen Günstlingen umspringe, verließ der Herzog Holland und schickte seine Boten nach Brüssel, jene Beschlüsse zu widerrufen. Jacobäa führte unterdessen allein den schweren Krieg gegen ihren Oheim und die Kabeljaus, allein täglich ärmer an Hülfsquellen und verrathen von ihrem Gemahl mußte sie nach einem halben Jahre im Friedensschlusse zu Workum sich dazu verstehen, dem schlimmen Oheim ihr halbes Land völlig und über den Rest die Regentschaft abzutreten. Der Oheim verzichtete dagegen auf die Rechte, welche ihm seine kaiserliche Belehnung gab. Die junge Fürstin begab sich

nun zu ihrem Gemahl nach Mecheln. Dieser hatte den Brüsselern erklärt: Nie werde er bei ihnen wieder Hof halten, wenn sie das Strafurtheil gegen seine Tafelgenossen van Asche und van den Berghe nicht zurücknähmen. Die Freiin Borsselen auf St.-Martinsdyck, welche am Hofe einen hohen Stand hatte, ließ unterdessen ihren Bruder, Heinrich von Bergen-Grimberg, nach Mecheln kommen, damit ihn Jacobäa mit dem Herzoge versöhne. Der listige Schatzmeister wußte ihm aber jeden Zutritt zur Herzogin zu versperren, gab ihm jedoch die schönsten Worte von der Welt. „Nächst dem Herzog", sagte er, „sei ihm keiner lieber als der Herr von Bergen, denn er habe ja einst an seiner Tafel gesessen und seine Kleider getragen, und erst durch seine Gunst sei er an den Hof gekommen, das danke er ihm alle Zeit von Herzen." Herr Heinrich ritt getröstet wieder nach Brüssel. Als er auf die Vilvoorder Wiesen kam, wo man die Stadtthürme schon vor Augen hat, hielten ihm plötzlich Reisige, darunter Leute des Schatzmeisters, die gespannte Armbrust vor. Ihr Hauptmann, Jan van den Vliet, nahm ihn in des Herzogs Namen gefangen und setzte ihm derart zu, bis er das verlangte Gelöbniß that: sich andern Tags bei Sonnenaufgang im Städtchen Hal in des Herzogs Geiselschaft zu stellen. Die Kunde von diesem Vorfall verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch Brüssel, und als Bergen einritt, liefen die Bürger bewaffnet aus den Häusern zusammen. „Unerhört", so schrie man durcheinander, „sei solcher Frevel gegen einen so vornehmen Herrn, der ihr verehrter Mitbürger, und das sei geschehen auf der Stadt Weichbilde! Ob denn ihr Landrecht leide, daß sich ein Bürger in Haft stelle anderswo als in der Stadt selbst?" Die einen wollten, man solle ihn mit einem stattlichen Haufen in Waffen begleiten, daß die Halschen ihre Thore wohl zuhalten würden, dann sei er seines Wortes in Ehren

ledig. Die andern, welche ihm minder günstig waren, nahmen ihn kurzweg gefangen, setzten ihn auf ein paar Stunden in die Frohnfeste und geleiteten ihn dann nach seinem Hofe in der Stadt, wo ihm Arrest angesagt wurde. Es brach ihm das Herz, daß man ihm, dem Haupte des Adels, so mitspiele, und er wurde krank zum Sterben. Die Boten des Herzogs aber mußten froh sein, daß sie noch mit heilen Gliedern aus der Stadt kamen. Van den Vliet bekannte später: Als ihm der Herzog den Befehl gegeben, Herrn Heinrich zu verhaften, sei blos der Schatzmeister Wilhelm van den Berghe im Gemach gewesen, und dieser habe zum Fürsten gesagt: „Herr, wenn nicht dieser Heinrich und noch zwei oder drei der Vornehmsten weggethan werden, daß kein Mensch sie wiedersieht, werdet Ihr niemals Herr in Brabant; geschieht es aber, so zittert alles, wo Ihr hinkommt."

Doch nicht lange mehr sollte er dem Herzog schlechten Rath geben. Wenige Wochen darauf zog das herzogliche Paar in Bergen ein, der Hauptstadt des Hennegau. Jacobäa erblickte mit Trauer und Schmerz die Stätten wieder, wo sie vor zehn Monaten als Neuvermählte zur Huldigung glänzend einherzog; als Besiegte und Beraubte kehrte sie zurück. Alles war voll von Erzählungen ihrer ritterlichen Thaten; die hennegauer Herren und Ritter, welche mit ihr heimkehrten, konnten nicht genug von dem Heldenmuthe der jungen Fürstin erzählen, und wie sie weniger ehrlichen Waffen als schändlichen Ränken unterlegen. Und dann zeigte alles mit Fingern auf den brabanter Schatzmeister, den Hauptverräther. Der Verwegene, daß er sich mitten unter die treuen Hennegauer begab! Er stieg sogar im Naalster Hofe ab, wo der Herr Eberhard, Bastard von Hennegau, wohnte. Diesem und dessen Bruder hatte der Schatzmeister die Einkünfte vorbehalten, welche ihnen ihr illegitimer Vater, Herzog

Wilhelm, und dessen Tochter Jacobäa gewährt hatten. Eines Nachmittags ritten der Herzog aus dem einen Thore auf die Jagd und aus dem andern Jacobäa mit ihrer Mutter auf die Reiherbeize, der Schatzmeister aber lag krank in seinem Gemache. Da kamen ein paar Unbekannte in den Hof gesprengt, stürmten in sein Gemach und durchbohrten den elenden Mann auf seinem Lager. Der Großrichter von Hennegau war selbst im Hause, that aber nichts, die Mörder zu fangen, und ungefährdet ritten sie wieder aus der Stadt. Als die fürstlichen Jagdzüge zurückkamen, schien Jacobäa recht zufrieden, daß van den Berghe aus der Welt sei, wenn es auch auf eine niederträchtige Art geschehen war. Der Herzog aber schrie und weinte volle drei Tage lang und wollte sich nicht trösten lassen; er kam sich vor wie ein Bube, dem mitten im Walde plötzlich sein Meister geraubt ist. Endlich gelang es Jacobäa ihn zu beruhigen und die Ansicht in ihm dämmern zu lassen, daß der Erschlagene ihn wirklich betrogen habe. Nun forderte er von dessen Witwe Rechenschaft über die ihm anvertrauten Gelder, und eingeschüchtert wie er war, ließ er Jacobäa's Anhänger Hof- und Landesstellen einnehmen. Es gelang ihr sogar, dem Herrn von Bergen-Grimberg seine Gnade wieder zu gewinnen. Der arme Mann schien vor Freude wieder gesund zu werden, starb aber gleich darauf. Jacobäa verlor an ihm den treuesten Freund und Berather, den sie im Lande hatte. Er hauptsächlich hatte sie zu der brabanter Heirath überredet.

Ein paar Monate gingen nun die Sachen für sie vortrefflich. Sie war liebreich gegen ihren Gemahl, und beide schienen ein Herz und eine Seele, wie nur Mann und Frau in der Welt sein können. Sie zogen wieder nach Brabant und hielten bald hier Hof bald dort; nur nach Brüssel, wo sein Günstling Asche noch immer in der Frohnfeste saß,

kehrte der Herzog nicht zurück. Allein Jacobäa fiel es leichter, ein Ziel zu erringen als es festzuhalten. Ihre Feinde spannen in der Stille um den Herzog die alten Netze wieder; der Hauptleiter war jetzt der Haushofmeister, Ritter Eberhard T'Serklaes, ein harter, ränkevoller Mann, und der Lockvogel war die schöne Dame Laurette, des gefangenen Günstlings van Asche Stieftochter, für welche der Herzog in Liebe entbrannte. Jacobäa merkte wohl, daß wieder etwas angezettelt werde, und sie ließ die Hofbeamten, welche ihr anhingen, ein wachsames Auge auf den Herzog haben. Dieser begab sich an die Grenze des Landes nach Herzogenbusch, als diese Stadt seine Gegenwart wünschte, weil sie von Feuer und Wasser arge Noth gelitten. Dort bestellte er die Schöffen und Rathsherren des andern Tags zu sich. Sie kamen und warteten und warteten; endlich hörte man, der Herzog sei heimlich vor Tagesanbruch mit dem Herrn von Wesemael fortgeritten. Die Hofbeamten geriethen in die größte Bestürzung, daß sie sich ihn hatten entwischen lassen. Er aber saß schon auf einem benachbarten Schlosse mit einigen Vertrauten zusammen, unter welchen der Herr von Gaesbeck das lauteste Wort führte. Da machten sie einen neuen Hofstaat; Jacobäa's Freunde wurden aus allen Aemtern gestoßen und mit ihnen — nur zwei ausgenommen — sämmtliche Hofdamen. An Stelle der letztern kamen die Frau van Asche, die Mutter und Frau des Herrn von Wesemael, die Tochter des T'Serklaes und andere erklärte Feindinnen der Herzogin, und als wenn das alles für sie noch nicht demüthigend und beängstigend genug sei, wurde auch das schöne Fräulein van Asche unter ihre Hofdamen eingereiht.

Als der Herzog mit seinen Vertrauten den Hofstaat zu Pergament gebracht hatte, kehrten sie nach Vilvoorden zurück, wo die Herzogin war. Sofort wurden alle Herren und

Damen des Hofs berufen. Als sie beisammen waren, las ihnen T'Serklaes ihre Absetzung vor, sowie die Liste des neuen Hofstaats, und ehe einer ein Wort sagen konnte, ritt der Herzog mit seinen Herren wieder fort nach seinem Schlosse in Fuhr. In welchem Tumulte, schreiend vor Aerger, sie den ganzen plötzlich abgesetzten Hof zurückließen, kann man sich denken. Jacobäa aber befahl, auf der Stelle Pferde vorzuführen; von nur einem Fräulein und drei Dienstleuten begleitet eilte sie ihrem Gemahle nach. Kaum im Schloßhofe abgestiegen, ging sie stracks zum Herzog; er aber empfing sie bereits in feierlicher Rathsversammlung. Unter strömenden Thränen — denn Schmerz und Zorn bedrängten ihre Brust — fragte Jacobäa: „Was ihre Damen verbrochen, daß man sie so schimpflich behandle? Ob sie nicht alle von reinem Adel, nicht alle von reinsten Sitten seien? Und sie liebe sie und sei ihrer gewohnt und werde sie niemals sich nehmen lassen, weil sie mit ihr erzogen und groß geworden. Erinnern solle sich der Herzog" — das rief sie mit erhöhter Stimme — „daß sie nicht als Arme, sondern als Erbin von so vielen Landen und Herrschaften zu ihm gekommen, und daß er sie halten müsse wie eine Fürstin mit ihren Frauen und Jungfrauen, wie er sie gefunden." Der Herzog ließ ihr erwidern: „Er habe seine Gründe, warum er den Hofstaat geändert und neu besetzt habe mit den edelsten und angesehensten Damen von Brabant." Zornig rief sie dagegen: „Und wenn diese tausendmal vom höchsten Adel, darum wären ihre Jungfrauen, ihre Gefährtinnen von Jugend auf, noch nicht schlechter." Allein was auch die Fürstin sagen mochte, den Herzog ließen seine Räthe nicht wieder los, und der neue Hofstaat ward nicht widerrufen. Nur ihre alten Gefährtinnen aus Holland ließ Jacobäa nicht von sich. Von diesem Tage an aber schied sie sich vom Herzen und vom Lager ihres Gemahls.

Die Brüsseler dagegen errangen ihren Sieg über den Herzog, denn sie hielten fest zusammen und den Herrn von Asche scharf in der Frohnfeste. Es kam die Zeit, Juni 1419, wo der Fürst aus den einundzwanzig, welche ihm die jährlich abtretenden Schöffen namhaft machten, die sieben neuen wählen mußte; er that es nicht, und mehrere Wochen lang blieben die Gerichtsbänke unbesetzt. Nun legten sich die drei andern Hauptstädte — Löwen, Antwerpen, Herzogenbusch — ins Mittel, und wollte der Herzog seinen Günstling wieder frei haben, so mußte er endlich den Brüsselern ein Privileg geben, daß er jedes Jahr um Johanni so gewiß einen Oberrichter, dazu einen Stellvertreter desselben und die sieben Schöffen ernennen wolle, als sonst das Gericht sich selbst ergänzen dürfe aus eigener Macht.

VIII.

Im September kam von der französischen Grenze eine Nachricht, welche auch den brüsseler Hof erschütterte und auf die Stellung der Parteien nicht ohne Einfluß blieb. Der burgunder Herzog, Jacobäa's wie ihres Gemahls Oheim, der furchtbare „Johann ohne Furcht“ athmete nicht mehr. In die Falle war er gelockt wie ein Wolf und erschlagen wie ein Stier. Nach langen Kriegen hatte er mit dem Dauphin, der auf Jacobäa's ersten Gemahl folgte, sich versöhnt; Friede und Freundschaft war beschworen bei dem Evangelium, und auf ihre heiligen Eide hatten die Versöhnten das Abendmahl genommen. Zu einer Besprechung gaben sie sich später auf der Brücke von Montereau ein Stelldichein, jede Partei voll feindseliger Tücke. Ein leichter Wortwechsel erhob sich, der Herzog faßte an sein Schwert; da fuhr ihm ein Schlachtbeil in das entblößte Haupt und dem Fallenden ein Schwert in den Bauch, daß die Ein=

geweide folgten. Der Dauphin sprach: „Er hat genug", und um zu sehen, ob er nicht doch noch lebe, schleppte man ihn an den Füßen hin und her. Und da er sich nicht mehr rührte, wurde er beraubt und der Ringe wegen riß man ihm die Finger ab; und so lag er die ganze Nacht auf der Mordstätte.

Der Erschlagene war kein Freund des Bürgerthums; Kriege und Ränke hatten ihn jedoch in Frankreich festgehalten, und während dieser Zeit hatten seine Städte in Flandern Ruhe und Handelsblüte. Allein jeder war überzeugt, daß er trachten würde, aufständischen Städtern lüticher Quartier zu bereiten. Von seinem Nachfolger Philipp, dem bisherigen Grafen von Charolays, wußte man nur, daß er ritterlich in seinem Streben und daß er in Unterhandlungen ungemein eifrig und geschickt war. Beide Parteien in den Niederlanden machten sich auf seinen Beistand Rechnung und suchten sich möglichst zu verstärken.

Die leichtsinnigen oder habsüchtigen Edelleute und Patricier aber, welche sich um den schwächlichen brabanter Herzog drängten, bedurften einer festen Anlehnung, und diese fanden sie nur an dem starken Charakter des holländischen Fürsten. Der Furcht vor des Herzogs erschlagenem Oheim entledigt, wandten sie sich gänzlich kabeljauischen Interessen zu und rechneten dabei auf die größern Städte. Ja sie hätten lieber, als daß sie ihren Feinden wichen, ganz Brabant dem Holländer übertragen. Von ihm kam immer Rath und Stärkung, und jedesmal wenn seine Parteigänger in Brabant einen Hauptstreich machen wollten, brachten sie vorher ihren Fürsten an die holländische Grenze, damit er dort gekräftigt werde vom „Johann ohne Gnade". Dieser verfolgte unterdessen mit einer Härte, die seinem Namen Ehre machte, die Hoeks. Sie waren nicht besser als vogelfrei, und um sich zu retten, bargen sie ihre Habe und entflohen einer nach dem andern in die Nachbarländer. Die meisten

gingen ins utrechter Land, andere befestigten sich an der brabanter Grenze in Gertrudsberge, nicht wenige erfüllten mit ihren Klagen und Verwünschungen den Hof ihrer Erbfürstin Jacobäa. Deren Gemahl hielt es jetzt für gerathen, mit den Brüsselern sich auf guten Fuß zu stellen. Er verlegte seinen Hof am 17. Febr. 1420 wieder in ihre Mitte. Als er aber am andern Tage mit seinen Adelichen auf das Rathhaus kam, erhielt er von den Schöffen einen kleinen Denkzettel für die Zukunft: sie verurtheilten in seiner Gegenwart zwei Patricier, weil sie Schimpfworte über diejenigen ausgestoßen, welche den Herzog zum Nachgeben beredet hatten.

Der Oheim in Holland bedrängte jetzt die Utrechter und sie schickten flehentlich Briefe und Gesandte nach Brüssel, ihnen zu helfen. Allein der Herzog lachte sie aus und ging auf die Reiherbeize oder in seine Schmiedekammer, und Jacobäa erklärte ihnen: Sie sähen ja, daß ihr jede Macht entrissen sei. Die Gesandten wurden auf dem Rückwege trotz des herzoglichen Geleits todt geschlagen, ungerächt, und sie waren doch keine bloßen Botenläufer, sondern ehrbare Mannen.

Jacobäa's Eifer brachte endlich am 15. April 1420 ein mächtiges Kriegsbündniß von allen Hoeks mit Leyden und Utrecht zu Stande; sie verzweifelte auch nicht, ihnen aus Brabant Hülfe zu schaffen, denn mehr und mehr trat der vornehme Adel auf ihre Seite. Was that nun die Camarilla? Sie reiste mit dem Herzog nach Antwerpen; dort bestellte er sich einen Rath zur Regierung, in welcher nur erklärte Freunde der Hoeks saßen, unter ihnen der Herr van Asche und sein Sohn. Der Hauptlenker dieses Getriebes, Ritter T'Serklaes, hielt sich noch etwas im Hintergrunde. Mit seinem neuen Rathe ging der Herzog nach Seeland; dort war bereits Johann von Baiern, und sie

siegelten nun am 30. April eine Urkunde, worin Jacobäa's Gemahl ihre Erblande, Holland, Seeland und Friesland so gut als vollständig abtrat und überlieferte. Die Abtretungsbriefe wurden einstweilen geheim gehalten, denn es fehlte noch Jacobäa's Zustimmung. Sie widersetzte sich, als sie von ihrem Gemahl hörte, wie treulos er ihre Erblande aufgeopfert und daß sie nur Hennegau behalten sollte; stolz und entschieden wies sie jede Zumuthung von sich, solchen Verrath zu besiegeln. Der Herzog wurde wieder schwankend. Jetzt beschloß die Camarilla, die gefährliche Herzogin entweder zum Nachgeben zu zwingen oder vom Hofe zu vertreiben.

Der Hofmarschall meinte ein sinnreiches Mittel gefunden zu haben, er wollte ihre Damen aushungern. Denn Jacobäa konnte noch immer sich von ihren Jugendgefährtinnen nicht trennen. Wiederholt wurde die Liste des neuen Hofstaats verkündigt, Jacobäa's Trotz kümmerte sich nicht darum. Nun war am brüsseler Hofe zweimal große Tafel, zum Frühstück und zum Mittag; zum Morgen- und Nachttrunke bekam jeder Wein mit Brot und anderm Imbiß in seine Gemächer. Kurz vor Ostern bekamen die holländischen Hofdamen zum Morgen und Abend immer weniger und zuletzt gar nichts mehr; T'Serklaes ließ für sie nichts mehr verabfolgen. Am Ostertage erschien die entrüstete Herzogin mit ihren Damen bei der Hoftafel, welche an diesem hohen Feste besonders festlich und glänzend sich darstellte. Allein die Dienerschaft folgte auch hier der strengen Weisung des Hofmarschalls, die Holländerinnen zu betrachten als wären sie nicht vorhanden. Also saßen sie vor leeren Gedecken und es war zum Gespötte des ganzen Hofs. Zufällig kam Jacobäa's Mutter nach Brüssel und hörte von dem Aergerniß; sofort eilte sie zum Herzog und stellte ihn zur Rede. Er verschanzte sich wieder hinter seinen Rath; es gab eine

heftige Scene. Empört über so viel Verrätherei und Schmach rief sie ihrer Tochter zu, den Palast zu verlassen, und ritt nach ihrem eigenen Hofe zum Spiegel in Brüssel. Jacobäa wollte mit ihr, kein Wagen und kein Zelter erschien: da ging sie zu Fuße fort. Von dem ganzen eingeschüchterten Hofe wagte keiner, sie zu begleiten; nur ein Page, Johann Rasoir, folgte ihr. Laut weinend ging die junge Fürstin durch die Straßen Brüssels, daß es alle Frauen erbarmte und in den Männern der Zorn kochte über den blutigen Schimpf, welchen man der geliebten schönen Herzogin anthat. Am andern Tage verließen, in feierlichem Geleite von zahlreichen Adelichen, die beiden Fürstinnen die Hauptstadt Brabants und zogen fort nach dem Hennegau: alle Welt sollte erfahren, daß die Herzogin mit Ehren nicht mehr im Lande bestehen könne.

Die Nachricht, der Herzog habe ganz Holland abgetreten und die Herzogin sei vor seinen Mishandlungen aus dem Lande geflüchtet, brachte den gesammten Adel in Aufruhr. Man erfuhr, daß zugleich mit Holland selbst ein Stück brabanter Gebiets, die Herrschaft Herendaels, an Johann von Baiern verkauft worden. Ja einige erzählten für gewiß, daß es sich bereits um Abtretung der Stadt und Markgrafschaft Antwerpen und Lier handle, und die Schandbuben, welche sich des schwachen Herzogs bemächtigt, es darauf angelegt hätten, schließlich die Regentschaft über ganz Brabant an Johann von Baiern zu bringen. Nach und nach sammelten sich die vornehmen Adelichen in Löwen, auch solche, welche früher gegen Jacobäa feindlich auftraten. Sie schrieben dem Herzoge: „Das schmähliche Verfahren gegen seine Gemahlin sei ein Schimpf für die Ehre des Landes, und die Abtretung ihres Erbes stürze Brabant in den größten Nachtheil; um keinen Preis würden sie die schlechten Menschen in der Regierung dulden, welche ihn zu solchen Schritten

vermocht; keinen Heller Steuern würden sie bewilligen.“ Dies geharnischte Auftreten war für die Camarilla nur Wasser auf die Mühle. Ihr Fürst bekam mittags und abends nichts anderes zu hören als: Solchen Schimpf könne er nimmer dulden! Alles wurde in ihm aufgestachelt, was nur von Grimm und Galle in ihm war. Mehrere von niederm Adel, welche gleich seinen Rathgebern sich ebenso schwach fühlten an Vermögen wie an gutem Rufe, gesellten sich zu ihnen. Ein förmlicher fester Bund zu Schutz und Trutz wurde geschlossen. Darin schwuren sie sich zu auf Tod und Leben, den Herzog wider die stolzen Adelsherren zu vertheidigen. Man hörte sie öffentlich sagen: „Es sei ganz in der Ordnung, daß Jacobäa und der Fürst sich getrennt hätten, denn dieser sei ein echter Kabeljau und sie eine Hoek, und die vertrügen sich ewig nicht miteinander; es solle aber bald allen Herzogsfeinden nicht besser ergehen als den Hoeks in Holland.“ Der Herzog bestätigte und besiegelte ihren Bündnißbrief, der am 24. Mai ausgestellt war und 24 Unterschriften trug. Es war in jenen Zeiten eine Eidgenossenschaft der Art an sich nichts Ungewöhnliches; denn noch immer beherrschte das Recht der Fehde und Fehdegenossenschaft alle Köpfe. Kein freier Mann war einem Fürsten oder einer Stadt zu mehr verpflichtet, als er gerade durch seinen Treueid auf sich genommen hatte; im übrigen blieb jeder sein eigener Herr und durfte sich zur Fehde gegen seine Feinde mit Gefährten verbünden, wie er wollte und konnte.

Man suchte jetzt nach Mitteln, mehr Helfer zu werben. Der Herzog berief die Landstände in seinen Palast auf dem Cortenberg; nur wenige Adeliche und einige kleine Städte erschienen. Ein zweiter Schritt sollte die Mehrzahl der Patricier in Brüssel nach sich ziehen. Zwischen zwei Parteien derselben, den Heetsfelds auf der einen, den Lombecks

und Vanderstraaten auf der andern Seite, hatte lange Zeit Haß und Fehde gewüthet. Vor drei Jahren hatten sie ihre Sachen auf des Herzogs Schiedspruch gestellt, der spätestens Ostern 1420 erfolgen sollte. Der Herzog hatte diese Frist versäumt, beschied aber am 20. Juni die Heetsfelds dennoch zu sich. Sie erklärten: Er habe kein Recht mehr zum Schiedsspruche, und sie, nicht ihre Feinde, hätten seither strenge den Frieden gehalten. Dennoch verurtheilte er sie zu zeitweisem Exil und langwierigen Wallfahrten. Nun begaben sich alle Heetsfelds klagend zu den Ständen nach Löwen; ihre Gegner aber traten mit ihrem Anhange am andern Tage in die Eidgenossenschaft des Herzogs ein. An diesem Tage vergab er, um sich auch auswärtige Helfer zu gewinnen, drei Schlösser mit ihren Herrschaften an die Heynsberger, ein Brabant benachbartes mächtiges Geschlecht.

Alle diese Acte dienten nur dazu, die Adelsversammlung in Löwen noch mehr zu reizen. Am 15. Aug. ließ sie ein feierliches Urtheil ausgehen, in welchem neun Räthe und zwei Secretäre des Herzogs mit scharfer Landesverweisung belegt wurden auf so lange, bis Holland dem Herzoge und seiner Gemahlin zurückgegeben sei; 41 Herren setzten ihr Siegel unter dieses Urtheil. Die größern Städte nahmen anfangs ihre eigene Stellung zwischen den Parteien ein. Kabeljauisch gesinnt, konnten sie gleichwol das Treiben der Camarilla nicht gutheißen. Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch tagten besonders miteinander in der Hauptstadt. Löwen, welche Stadt das jetzt verlassene Stammhaus der alten Herzoge und eine für die alten Rechte streitsüchtige Bürgerschaft in sich schloß, war Anführerin gegen den Fürsten. Einige kleinere Städte hatten dagegen ihre Vertreter zu ihm auf den Cortenberg geschickt. Es gab also zur Zeit drei Ständeversammlungen in Brabant. Die Städteboten ritten hin und her, zu vermitteln, richteteten aber nichts

aus. Endlich traten nach dem Vorgange Maestrichts und acht kleinerer Städte, welche der vornehme Adel nach und nach zu sich herüberzog, auch Brüssel und Antwerpen der löwener Erklärung bei. Herzogenbusch hielt fest zum Herzog. In Brüssel begab sich nun eine offene Spaltung. Die Zünfte waren wie so viele der kleinern Städte hoekisch, die Patricier kabeljauisch. Die letztern ließen sich zum größten Theil verleiten, in die Eidgenossenschaft des Herzogs einzutreten. Um so aufgeregter wurden die Zünfte. Die ganze Stadt war voll wilder Parteiung und voll schrecklicher Gerüchte, jedermann schärfte seine Waffen und seine Freunde.

Die herzogliche Partei, welche kein gutes Gewissen und keinen festen Muth und Plan hatte, suchte jetzt das Unwetter abzuwenden. Der Herzog mußte Jacobäa einladen, wieder nach Brüssel zu kommen, und von seinen Anhängern sowie vom Herzog Johann von Baiern gingen eiligst Briefe und Boten an die hennegauer Stände und beschworen sie, alles aufzubieten, damit Jacobäa zurückkehre. Diese erklärte aber sofort schwarz auf weiß: „Sie denke nicht an Rückkehr, bis der letzte Vertrag, durch welchen ihr Gemahl ihre Erblande an den Oheim überantwortet habe, vernichtet und bis ihr ein Hofhalt und Witthum zugesichert sei, wie es sich gebühre.“ Zugleich aber brachte sie einen neuen, für ihre Gegner sehr bedenklichen Punkt hervor. Sie berief sich darauf, „daß ihr Gemahl nach dem Heirathsvertrage ihr noch den kirchlichen Dispensationsbrief schulde; da nun der erste öffentlich vom Papste zurückgenommen, so werde sie so lange, bis eine neue gültige Dispensation da sei, sich von ihrem Manne fern halten; für diese Zeit aber verlange sie von ihm einen anständigen Unterhalt, da ihr doch mehr zukomme als seinen Hunden und Pferden, die er zur Verpflegung nach dem Hennegau schicke.“ Mit diesem Bescheide, den die hennegauer Stände ganz in der Ordnung fanden,

schickten sie ihm Boten nach Brüssel. Diese fanden die Stadt in voller Unruhe. Die Zünfte hatten dem Herzog sagen lassen: Wenn die von den brabanter Ständen Verurtheilten nicht sofort in die Verbannung gingen, so werde man sie in seinem eigenen Palaste aufsuchen und todt schlagen. Auch erboßte man sich über die Gesandten, welche vom Herzog Johann von Baiern in Brüssel waren. Drei- oder vierhundert Lanzen, hieß es, werde der Holländer dem brabanter Herzoge stellen, dafür habe dieser Antwerpen und Lier verkauft. Die Brüsseler lärmten so sehr, daß die von den Ständen Verbannten entwichen und die holländischen Gesandten eiligst abreisten. Kaum aber waren die letztern aus Brüssel, als man sie niederwarf und nach einem festen Schlosse brachte, weil man sich ihrer Schriften zu bemächtigen dachte.

Der Herzog in Brüssel antwortete damit, daß er lediglich seine Parteigänger auf die Schöffenstühle rief, von dem neuen Oberrichter Johann Clütinck seine Eidgenossenschaft beschwören ließ, und endlich seinen Rath aus solchen Gesellen besetzte, welche, unter ihnen T'Serklaes, ärger waren als die schlechtesten, die er früher gehabt hatte. Und diesen Leuten gab er volle Regierungsvollmacht.

Jacobäa dagegen stellte durch offene Briefe die Stände zu Löwen als die Vertheidiger ihrer Ehre und Rechte auf. Das war den Ständen viel werth, denn durch solche Erklärung entgingen sie dem Vorwurf, sie seien Empörer. Mit ebenso klugem Vorbedacht beschickten sie jetzt den nächsten am Throne, des Herzogs Bruder, daß er zu ihnen komme. Graf Philipp von St.-Paul war am burgunder Hofe erzogen und jetzt von seinem Vetter Philipp zum Generalkapitän von Paris bestellt; er besaß wenigstens etwas von dem, was seinem Bruder ganz fehlte, Verstand und Willen. Dieser ließ ihm schleunigst vorstellen, es sei gar nicht nöthig, daß

er komme; er solle lieber den Aufständischen recht bündig schreiben, daß sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten. St.-Paul kam, begrüßte flüchtig seinen Bruder in Brüssel und ging dann nach Löwen. Mit ihm kamen die Gesandten des Königs von Frankreich und des Herzogs von Burgund, welche helfen sollten zur Versöhnung zwischen Jacobäa und ihrem Gemahle. Das erste, was man beschloß, war, daß St.-Paul nach dem Hennegau ging und die beiden Fürstinnen ehrerbietig nach Brabant geleitete. Mit großen Ehren und Feierlichkeiten wurden sie von Ständen und Gesandten in Löwen empfangen. Es sollte eine Genugthuung sein für den Osterschimpf am brüsseler Hofe. St.-Paul reiste dann unterhandelnd hin und her, und mit ihm arbeiteten die Gesandten, bis alle Parteien einwilligten, auf einem Reichstage den 20. Sept. zu Vilvoorden allen Streit zu schlichten und zu sühnen.

IX.

Die Camarilla des Herzogs aber wußte noch andern Rath. Mit gutem deutschen Kriegsvolk wollten sie Brabant zwingen, an ihrer Feinde Gütern ihre Habsucht ersättigen. Sie sandten heimlich zu den Heynsbergern und andern deutschen Grafen und Herren jenseit der Maes, ob sie sich zu einem ritterlichen Zuge nach Brüssel entschlössen, es sei viel Ehre und Beute dabei zu holen. Das reiche Brüssel stach den Herren in die Augen und sie sagten zu.

Während nun die Herzogin, St.-Paul und die versammelten Stände zu Vilvoorden des Herzogs harrten, erklärte ihn T'Serklaes für gefährlich erkrankt. Zwei bis drei vertraute Diener trugen regelmäßig vor aller Augen die Speisen in das Gemach des Fürsten. Dieser aber hatte längst Brüssel hinter sich. In der Nacht des 30. Sept. war er mit dem Herrn von Asche und vier andern seiner Räthe

in größter Stille fortgeritten, und ohne viel aus dem Sattel zu kommen, eilten sie auf heimlichen Wegen, bis sie am andern Abend in Herzogenbusch waren. Da ging es nun an ein eifriges Unterhandeln mit den Befreundeten; bald war man auf diesem, bald auf jenem Schlosse an der Grenze zusammen. Der Herr von Heynsberg, Vater des Bischofs von Lüttich, sein Sohn Propst in Aachen, der Graf von Blankenheim, der Graf von Mörs, der Graf von der Mark und eine Menge anderer deutscher Herren zwischen Maes und Rhein, zusammen beinahe dritthalbhundert, verschworen sich mit dem brabanter Herzoge und traten in seine Fehdegenossenschaft. Sie dachten au 12—1500 versuchter deutscher Kriegsknechte zusammenzubringen. Schlösser, Geldsummen und reiche Beute von des Herzogs Feinden waren der Preis ihrer Hülfe. Es war eine große Adelsverschwörung, welche nicht übel Lust hatte, die Brabanter und insbesondere die Brüsseler etwas von lütticher Brot kosten zu lassen. Die Rädelsführer aber vertheilten schon untereinander die Güter und Schätze ihrer Mitbürger, welche Tod oder ewige Verbannung treffen sollte. Ueber den Kriegsplan war man noch uneinig. Die einen hielten es am gerathensten, den Ravenstein zu befestigen und von dort aus Brabant zu brandschatzen; denn dies war damals in Fehden das Gewöhnlichste, daß man sich in ein festes Schloß oder Städtchen legte und von dort aus so lange Streifzüge auf des Feindes Gebiet fortsetzte, und fleißig raubte, einäscherte und todt schlug, bis der Befehdete sich entweder zum Ziele legte oder man zum Ersatz dessen, was er verweigerte, Beute genug geholt hatte. Die meisten aber hielten solche Kriegsart zu langweilig, sie waren dafür, man müsse in hellen Haufen auf Brüssel ziehen.

Als die Versammlung zu Vilvoorden erfuhr, daß der Herzog entwichen, erklärte sie, weil er damit selbst die Re=

gierung abgegeben habe, seinen Bruder zum Regenten oder, wie man es in den Niederlanden hieß, zum Ruhwart. Tags darauf, am 2. Oct., begaben sich die Stände im feierlichen Zuge mit der Herzogin und dem Ruhwart nach Brüssel. Dort erließen sie ihre zweite Erklärung: Krieg gegen den Herzog Johann von Baiern-Holland. Er hatte die Hoeks in seinem Lande aufs Haupt geschlagen und stand jetzt mit einem starken Heere an der brabanter Grenze, belagerte Gertrudsberge und bedrohte Heusden, die beiden Grenzfestungen. Man beschloß zunächst diese beiden Plätze zu schützen, um weiteres Vordringen des Feindes abzuwehren.

Mitte Octobers setzte sich ein stattliches Heer in Bewegung, Jacobäa und ihr Vetter und Schwager, der Regent, an der Spitze; es fehlte unter den Städten blos das Banner von Herzogenbusch. Heusden wagte keinen Widerstand, Jacobäa zog ein, ließ sich von neuem huldigen und bestellte Arnold von Sevenbergen zum Commandanten. Sie mußte jedoch die Stadt zum voraus an die Brabanter für die Kosten des Kriegszugs verpfänden. Die Stadt Gertrudsberge fand man in der Gewalt des Feindes, aber die dortige Burg stand noch ungebrochen. Zehn Tage lang lag man vor der Stadt und konnte sie nicht nehmen, jeder Angriff wurde blutig zurückgewiesen. Man begnügte sich, die Burg mit Proviant, Mannschaften und Kriegszeug zu verstärken, und weil es Winter wurde, zog das brabanter Heer ab und ging auseinander. Der holländische Fürst berannte jetzt die Burg mit Macht; der Commandant, der tapfere Merwede, da er sich nicht anders helfen konnte, machte seine Drohung wahr, schoß Feuer auf Feuer in die Stadt und sie brannte am 11. Nov. ab bis auf ein kleines Stückchen. Das holländische Kriegsvolk hatte Mühe und Noth, sich zu verschanzen; denn die Hoeks stürmten von der Burg

hernieder auf die Brandstätten und fielen mörderisch ihre Feinde an. Endlich aber hatte der Herzog hinlänglich schweres Geschütz zur Stelle. Er pflanzte seine guten Stücke auf, schleuderte ihre schweren Geschosse gegen die Mauern, ein Thurm auf der Burg stürzte zusammen und bald darauf noch einer. Die Hoeks wehrten sich wie Verzweifelte, und als sie die Trümmer nicht mehr halten konnten, zogen sie ab in geschlossenen Reihen nach Brabant hinein. Die Belagerer glaubten sie jetzt bezwingen zu können und fielen sie an, aber auch im freien Felde standen diese Hoeks wie Helden und warfen den Feind siegreich zurück. Arnold von Sevenbergen vertheidigte sich nicht minder wacker. Von der Schelde aber streiften Hoeks und Antwerpener auf raschen Schiffen nach den see- und holländischen Küsten, sie verbrannten Ostende und Stuyvesand, während die Seeländer zwar Sandvliet und Lillo plünderten, jedoch nicht weiter auf der Schelde vordringen konnten. Herzog Johaun von Baiern hatte bei dem hartnäckigen Widerstande, den er auf der Grenze fand, viele Zeit und Leute verloren, und hielt für gerathen, erst abzuwarten, wie sich die Dinge in Brabant entwirrten.

Hier hatten unterdessen fast alle Stände den Ruhwart anerkannt; 15 Prälaten, 58 vom Adel und 26 Städte unterzeichneten seine Bestallung und zugleich eine öffentliche Darlegung der Gründe ihrer Maßregeln. St.-Paul bot Adel und Städte auf, sich wohlgerüstet zu halten, und setzte einige unzuverlässige Beamte ab, welche dem Herzog ihre Stellen verdankten, auch den Oberrichter Johann Clütinck. Diesmal aber wurde er von seinem Bruder betrogen. Dieser zog ihn durch Unterhandlungen hin und zeigte sich auf die Einladung, welche Herzogin und Stände an ihn richteten, nicht abgeneigt, in Güte zurückzukehren. Namentlich waren es die Städte, welche den Frieden wollten, weil sie fürch-

teten, der Adel werde sich seines Sieges überheben. Die Antwerpener erklärten dem Herzoge: Mit Freuden würden sie ihn empfangen, kehre er friedlich wieder, und wenn die Thore zu seinem jubelreichen Einzuge nicht breit genug, wollten sie ein Stück ihrer Mauern einreißen. Des Herzogs Anhänger unterhielten sorgfältig diese Stimmung, und sie fanden es nicht schwer; denn die geringen Früchte, welche der holländische Kriegszug eingebracht, sahen nicht danach aus, die Freunde und die Hoffnungen der Herzogin zu verstärken. Die brüsseler Patricier aber hatten fortwährend ihren heimlichen Verkehr mit dem Herzoge. Als er nun sein fremdes Kriegsvolk im Anzuge wußte, schrieb er an vier Schöffen, die ihm ergeben waren, ob er ohne Gefahr nach Brüssel komme und ob sie ihm den Einlaß erleichtern würden. Sie beriefen ihre Freunde zu einer verborgenen Berathung in die Frohnfeste, deren Gouverneur der abgesetzte Oberrichter war. Ihr Beschluß ging dahin, daß zwei von ihnen in aller Stille sich zum Herzog aufmachten mit der Botschaft, er solle nur kommen. Clütinck mit drei Schöffen werde ihm bis Tervueren entgegenreiten, während der vierte Schöffe das Löwener Thor offen halte. Sei dann Clütinck vom Herzog als Oberrichter wieder anerkannt, so werde er seinen Amtsstab erheben und vor dem Fürsten herziehen. Sofort brach Johann mit den Rittern und Reisigen von Herzogenbusch auf, und kam in Eilmärschen noch denselben Tag nach Diest. Hier sollte ihn Graf Mörs treffen, der die Kriegsvölker vom Rhein brachte. Diesem hatten aber die Maestrichter die Thore versperrt und er konnte nicht über die Maes. Das war schlimm, allein zum Umkehren war es für den Herzog zu spät. Noch in der Nacht des 21. Jan. verließ er Diest, und auf eiligen Nebenwegen kam er nach Tervueren, zwei Stunden von Brüssel. Hier wartete schon sein abgesetzter Oberrichter

mit den drei Schöffen und andern Patriciern. Feierlich erhob Clütinck seinen Amtsstab wieder in des Herzogs Gegenwart, und als damit der Rechtsform genug geschehen, eilten die drei Schöffen zur Stadt und begaben sich auf ihre Sitze zu ihren Amtsgenossen auf dem Rathhause. Der Herzog folgte ihnen auf dem Fuße. Als er aber vor dem Löwener Thore ankam, war es verschlossen. Bestürzt schauten die Ritter an den hohen Mauern und Zinnen hinauf, sie waren verzweifelt hoch. Die einen riefen: „Fort, fort! Verrath!" Die andern verfluchten die falschen Patricier. Dem Herrn von Heynsberg, der am zornigsten sich geberdete, rief, so erzählte man, ein armes Bettelweib zu: „Herr, sorgt nicht so sehr, wie Ihr hinein kommt, sondern, wenn Ihr drinnen seid, wie Ihr wieder heraus kommt."

Die Stadt gerieth in Aufregung. Die nicht mit verschworenen drei Schöffen beriefen eiligst den großen Rath. Stürmisch wurde hin und her gesprochen, zwei Stunden lang. Endlich setzten es des Herzogs Anhänger durch: Er solle in die Stadt kommen mit seinen Dienern und 120 Rittern, jedoch nicht mit Verbannten und nicht mit Fremden. Die sieben Schöffen gingen das Thor zu öffnen und den Herzog zu begrüßen. Er ließ nun die 120 Mann einreiten, dann aber rief er auch den übrigen „Vorwärts!" zu. Einige Bürger wollten sich widersetzen, doch der Schöffe Heinrich Clütinck rief: „Laßt sie nur herein, alle herein!" Nun zogen sich die Bürger zurück; der Herzog ließ seine ganze Reiterei vor sich vorbei ziehen, und als der letzte durchs Thor war, setzten sich alle in Galop und rasselten durch die Straßen nach dem Palaste. Hier traf der Herzog den Regenten, die beiden Brüder wechselten ein paar kalte Worte miteinander, und St.-Paul verschloß sich in seine Wohnung.

X.

Die Stadt war nun gewonnen, jedoch nicht die Bürgerschaft. Des Herzogs Anhänger thaten ihr Möglichstes, sie zu seinen Gunsten zu bearbeiten. Er selbst begab sich am andern Morgen auf das Rathhaus, wohin nicht blos der Große Rath, sondern auch die Geschworenen der Zünfte berufen waren. Der Herzog erklärte ihnen: „Nur des Friedens, nicht des Kriegs wegen sei er gekommen, und alle möchten ihm thätig beistehen, die Eintracht im Lande herzustellen." Die Bürgerschaft blieb schwankend. Inzwischen zog auch der Graf Mörs mit den übrigen Deutschen in Brüssel ein, St.-Paul aber war nach Löwen abgereist. Als Johann das letztere erfuhr, entbot er die Schöffen zu sich und fragte: Was sie thun würden, wenn sein Bruder mit einem Heere vor die Stadt rücke? Sie boten ihm die Stadtschlüssel an, er möge selbst die Thore bewachen. Da rief der Herzog: „Nein, nein, ich verlasse mich auf euere Treue, ich will auch euch ein treuer Herr sein." Damit verpaßte er die ersten Tage, welche ihm am meisten günstig waren.

Denn allmählich fiel das deutsche Kriegsvolk den Bürgern, bei denen es einquartirt war, nicht wenig beschwerlich. Noch schlimmer war, daß diese Gäste ihre Lust und Laune nicht bergen konnten. Uebermüthig gingen und ritten sie auf den Straßen hin und her, die bloßen Schwerter in der Hand, und lagen in allen Wirthshäusern und prahlten: „Sie gingen nicht wieder weg von Brüssel, ohne alle Taschen voll brabanter Kronen, — bald hätten einige Herren zum letzten mal das Sonnenlicht gesehen, dann seien deren schöne Frauen und Töchter und Häuser wohlfeil für des Herzogs Kriegsleute." Das ärgerte nun das Volk ganz unbändig und die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Der Herzog wußte wiederum nichts anderes zu thun, als die

vornehmsten seiner Anhänger zu Rathe zu ziehen, und wieder hörte er von ihnen den Trost: Sie würden ihn vertheidigen mit Leib und Leben. Einige riethen ihm, er solle sich auf die Zünfte stützen, welche feinere Handwerke trieben, denn diese seien ihm zugethan; das aber warf er weit von sich. In der Bürgerschaft wurde es immer unruhiger, als man merkte, wie des Herzogs Anhänger stets die Köpfe zusammensteckten und noch immer nichts geschah. Die Luft hing voll von unheimlichen Gerüchten. „Wozu", so flüsterten sich die Bürger zu, „sei denn der Herzog mit so vielem Volk in Brüssel eingedrungen? Gewiß werde er plötzlich über seine Feinde herfallen. Aber wenn dann die fremden Völker Herren der Stadt seien, wer werde dann die theuere Kriegsrüstng bezahlen müssen? Werde es nicht zuletzt über aller Bürger Habe und Freiheiten hergehen?" Die Freunde der Heetvelts und die andern Patricier, welche den Herzoglichen verhaßt waren, säumten nicht, die Bürgerschaft in der Stille aufzureizen. Jacobäa, des Herzogs Gemahlin, legte sicher auch nicht die Hände in den Schos. Einige Bürger legten sich halbwegs zwischen der Stadt und der Ständeversammlung zu Löwen auf Posten, damit die Briefe und Boten zwischen beiden um so sicherer gingen. Von Löwen kam der Rath, den Haß der Bürger gegen das fremde Kriegsvolk nach Kräften zu schüren. Die Verschwörer im Palast hatten offenbar den Muth nicht, zur That zu schreiten und ihre schrecklichen Vorsätze auszuführen. Erst nach und nach wurden sie einig. Es bleibe nichts übrig als mit gesammter Macht loszubrechen und die Feinde niederzuschlagen; der Oberrichter selbst müsse dabei Sturm läuten und dem Volke zurufen: „Fort mit allen Zöllen und Steuern!" Das werde die Bürgerschaft anlocken.

In der sechsten Nacht nach des Herzogs Einzuge bemerkte eine Magd Licht in der Kammer eines Quartier-

gastes. Sie meldete es ihrem Herrn; dieser sah den Mann sich eilig waffnen und sagte es seinen Nachbarn. Da wollten auch andere beobachtet haben, wie sich Kriegsknechte in voller Rüstung aufs Lager warfen. Das gab nun ein heimliches Sprechen und Laufen von einem Hause zum andern; man weckte die vornehmsten Gegner der herzoglichen Partei. Es hieß: Gleich werde vom Palaste die Glocke tönen, dann marschire das Kriegsvolk nach dem Markte, werde das Rathhaus besetzen, in die Häuser einbrechen. Die Brüsseler aber waren nicht die Leute, welche dem Sturme aus dem Wege gingen und sich in ihre Gemächer und Keller verschlossen; nein, noch vor Mitternacht standen die Zünfte bewaffnet auf dem Markte. Die Anhänger des Herzogs wurden bestürzt. Er ritt selbst, nur von wenigen begleitet, auf den Marktplatz hinunter und von einer Zunft zur andern, um sie zu beruhigen, daß sie wieder nach Hause gingen. Allein er bekam nichts anderes zu hören als: Ihm gelte es nicht, er solle nur wieder heimreiten. Er ritt endlich wieder fort; auf halbem Wege aber kehrte er um, weil er hörte, das Volk habe sich zerstreut. Er war getäuscht; nochmals beschwor er die Bürger bei seiner Liebe und Gnade, auseinanderzugehen; sie ließen ihn aber nicht mehr zu Worte kommen. Verwirrter als vorher kam er in seinen Hof zurück. Seine Kriegsleute mußten sich vertheilen, als dächten sie an nichts als ihr Vergnügen. Sie sagten: Nur des Lärmens wegen hätten sie sich bewaffnet, weil sie nicht gewußt, was das bedeuten solle.

Natürlich stieg nun bei so ängstlichem Benehmen der Herzoglichen der Muth und der Aerger der Bürger. Sie warteten den ganzen folgenden Tag. Da aber nichts sich rührte, begannnen sie heftig zu sprechen: „Wie unerhört es sei, daß der Fürst sein eigenes Volk mit fremden Kriegsknechten überziehe. Und was die Herzoglichen für feige Leute

seien! Die Brüsseler brauchten ja nur mannhaft aufzutreten, gleich wichen jene zurück." Die Gemüther erhitzten sich immer mehr, und als andern Tags, am 29. Jan., Botschaft kam, der Regent werde mit den Ständen eintreffen, zogen die Zünfte in der Frühe vor des Herzogs Palast und schrien: „Den Heynsberg wollten sie haben, oder sie würden ihn mit Gewalt holen." Auf den alten Heynsberg hatte das Volk eine besondere Wuth, er war nicht nur der Haupthelfer des Herzogs, der ihm die deutschen Kriegsvölker aufgebracht hatte, sondern es hieß auch: Ganz Brüssel sei ihm verpfändet und verschrieben vom Herzoge für die Kosten des Heerzugs. Dem wüthenden Andrängen des Volks wußten der Herzog und seine Partei nicht zu widerstehen. Heynsberg mußte sich zum Schein an den Oberrichter Clütinck ausliefern. Dieser kam mit den Schöffen und hatte Heynsberg angefaßt, und so zogen sie, die Zünfte hinterdrein, nach dem Rathhause, wo Heynsberg in Fesseln gelegt wurde. Die Bürger sahen nun, welche Macht sie hatten, und da ruhten sie auch nicht mehr. Ihre Haufen drangen in die Häuser, und alle die fremden Ritter und Reisigen wurden vereinzelt überfallen und gefangen genommen. Nur der Graf von Moers, weil er später gekommen und nicht in die Stadt eingebrochen war wie die andern, durfte auf sein Ehrenwort in seiner Wohnung bleiben.

Abends kam St.-Paul mit den Baronen und den Vertretern von Löwen und Antwerpen. Unter großem Jubel zog ihm das Volk entgegen. Der Regent belobte die Bürgerschaft und sagte: sie hätte das ganze Vaterland gerettet. Am andern Morgen begab er sich in den Palast und ließ die Vertrauten und Dienstleute seines Bruders, unter ihnen auch mehrere hennegauer Ritter, ergreifen. Der Herr von Bergen op Zoom wurde dabei von Jacobäa's natürlichen Brüdern in des Herzogs Gemächern niedergestoßen. Das

Volk war aber damit nicht zufrieden, und da nichts anderes erfolgte, erhoben sich am 31. Jan. die Zünfte; ihre bewaffneten Rotten füllten die Straßen, stürmten und durchsuchten die Häuser und schleppten des Herzogs Freunde in die Gefängnisse. Und als sie damit fertig waren, verlangten sie das Blut der Schuldigen. Wieder standen sie andern Tags in Waffen auf dem Markte und warteten und lärmten. Da kam endlich van der Zype, der des Regenten rechte Hand war, und rief lustig: „Fangt nur an! Einmal muß man doch anfangen.“ Sogleich führte der vom Regenten wieder eingesetzte Oberrichter, Johann van Diedeghem, des Herzogs Oberrichter Johann Clütinck und dessen Kerkermeister herbei auf den Markt und ließ ihnen die Köpfe abschlagen.

Diese beiden waren die ersten. Der Tiger der Volkswuth hatte Blut gekostet, ihn hungerte nach mehr. Die gefangenen Patricier wurden auf die Folter geworfen, sie sollten die Verschwörung eingestehen. Nur mit Mühe wurden sie der Volkswuth entrissen. Am 6. Febr. erging über sie der Spruch der Barone und der drei Städte Brüssel, Löwen und Antwerpen: daß sie in Fesseln und ewiger Gefangenschaft ihr Leben hinbringen sollten in verschiedenen Städten und Burgen des Landes. Sie fuhren ab, hart auf Karren gebunden, daß die Stricke ihnen ins Fleisch schnitten. Den T'Serklaes aber und noch ein paar Hauptschuldige ließen die Bürger vorläufig noch nicht aus ihren Händen. Der Herr von Asche und andere von den früher durch die Stände Verurtheilten waren entflohen, sie wurden vogelfrei erklärt und 500 Kronen auf ihre Köpfe gesetzt. Die fremden Reisigen wurden nackt und bloß fortgeschickt, und ihre Waffen und Pferde vertheilte der Regent an seine Günstlinge; 150 deutsche Herren und Ritter aber blieben gefangen.

Wie kläglich stand es jetzt um das vordem so stolze und stattliche brüsseler Patriciat! Die meisten Häupter waren als erklärte Verräther im Kerker oder auf der Flucht. Die Zünftigen sahen sich auf einmal als die Herren und Meister der Stadt. Also ladete der Rest der Patricier sie ein, förmlich an der Stadtregierung theilzunehmen und rasch eine neue Verfassung zu begründen.

Mit dem politischen Geschick, welches damals Gemeingut der Bürger jeder größern Stadt war, hatten die Zünfte in den Tagen dieser Aufstände nicht versäumt, sich eine festere Ordnung zu geben. Die verwandten Gewerke hatten sich zusammengestellt, und so ergaben sich aus den etwa vierzig Zünften neun Gruppen, welche sich die neun Völker (de negen natien) nannten und von denen jede einen Kirchenpatron erkor, unter dessen Schutz und Namen sie sich stellte. Außerdem hatte man, damit die Nachbarn bei Kriegs- und Feuerlärm um so rascher sich geordnet scharten, die Bürgerschaft eingetheilt in Bezirke von hundert und von zehn Mann, welchen je ein Hundertmann und ein Zehntmann vorgesetzt wurde. Diese Einrichtungen wurden neben der Siebengeschlechtseintheilung des Patriciats die Grundlage für die neue Stadtverfassung. Schon am 3. Febr. war dieselbe von allen Schöffen, Patriciern und Stadtbeamten, sowie vom Regenten und den Landständen besiegelt und trat sofort in Geltung.

Sie war mit politischer Weisheit und von seiten der Sieger nicht ohne Mäßigung ausgedacht. Auch jetzt noch erkannte der gemeine Bürger den Patricier als mehrberechtigt an. Das Gericht blieb bei den patricischen Schöffen; die Zünftigen beschieden sich, daß nur Patricier als von Alters her Vollfreie schöffenbar seien. Das Schöffencollegium erhielt die Stelle einer ausgleichenden Behörde; die Verwaltung kam dagegen an neue Collegien, welche aus Patriciern

und Zünftigen gemischt waren. Den Magistrat bildeten fortan ein patricischer und ein zünftiger Bürgermeister, zwei patricische und zwei zünftige Schatzmeister, acht patricische und sieben zünftige Rathsherren. Die Schöffen wählten aus der dreifachen Zahl der hier von den sieben Geschlechtern, dort von den neun Nationen Vorgeschlagenen die Beamten und Rathsherren. Hinwieder erkoren die Zünfte aus drei von den Schöffen Vorgeschlagenen den patricischen Bürgermeister. In ähnlicher Weise wurde die Ernennung der übrigen städtischen Beamten unter Geschlechter und Zünfte vertheilt. Bei wichtigen Fragen zog der Magistrat den Großen Rath zu, in welchem außer den Gildemeistern diejenigen Sitz und Stimme hatten, welche einmal Schöffen oder Rathsherren gewesen. Handelte es sich aber um eine ernste große Sache, so kam sie an die Bürgerschaft, und diese war dann durch sämmtliche städtische Beamte und durch sämmtliche Geschworenen der Zünfte vertreten.

XI.

Es blieb nun sechs Wochen ruhig, und alles ließ sich an zu Frieden und Ordnung. Die Herzogin Jacobäa war nach dem Hennegau gegangen. Als bei der schrecklichen Verwirrung, welche ihr Gemahl in Brabant angerichtet, jede Aussicht zu einer neuen Heerfahrt nach Holland entschwunden war, als er sich bei allem Volke mit Schande und Verachtung bedeckt hatte, konnte sie ihres Abscheues gegen ihn nicht mehr Herr werden. Hartnäckig weigerte sie sich, nach Brüssel zurückzukehren. Sie flüchtete zu Anfang des März heimlich nach England und erkor sich dort den tapfern und schönen Bruder des Königs, Herzog Humfried von Glocester, zu ihrem Ritter und Verlobten. Ihre Ehe aber mit dem Herzog von Brabant erklärte sie für erschlichen und

nichtig und ladete ihn vor den Richterstuhl des Papstes. Alle Brabanter waren empört, daß ihre geliebte Herzogin über sie solche Schande verhängte, und dies Ereigniß trug nicht wenig bei, daß die Parteien sich näherten. Mit dem holländischen Fürsten wurde jetzt Friede geschlossen und er behielt Jacobäa's Erblande, nur nicht den Hennegau.

Zum Unglück entdeckte man zu Ende des März bei dem Propste der Schloßkirche die geheimen Verbundbriefe der Herzogspartei. Jetzt erst erkannte die Bürgerschaft, welche furchtbare und verbrecherische Verschwörung über ihren Häuptern gehangen. Schrecken und Zorn bemächtigte sich der Sieger. Auf der Stelle machten brüsseler Bevollmächtigte die Runde durch die Städte, wo ihre Mitbürger gefangen lagen, ließen sie auf die Folter spannen und entrissen ihnen durch die grausamsten Qualen traurige Geständnisse. Als die Berichte davon auf dem brüsseler Rathhause verlesen waren, füllte sich sofort der Markt wieder mit Bewaffneten. Drei Tage lang standen dort die Zünfte mit ihren Piken und Aexten und schrien: „Rache! Rache!“ Am vierten Tage kam van der Zype vom Regenten und rief ihnen zu: „Kinder, seid gutes Muths; sogleich soll Recht geschehen!“ Hinter ihm erschienen Ritter T'Serklaes, der ehemals so Gefürchtete, und mit ihm zwei der vornehmsten Patricier. Einen nach dem andern traf das Beil.

Vier Wochen später, am 4. Mai, stellte der Herzog die schmähliche Urkunde aus: „Seine Mitverschworenen hätten des Landes Rechte und Freiheiten antasten, ihn selbst von seiner Gemahlin und seinen besten Freunden und Unterthanen feindlich trennen wollen. Deshalb hätten die Stände und sein Bruder mit Fug und Recht sich widersetzt und sie hätten auf das beste und schönste gehandelt; er bestätige alles was geschehen, und verpflichte sich bei seiner herzoglichen Ehre, daß niemals er oder seine Nachfolger deshalb jemand

ungünstig oder undankbar sein solle. Ja, wenn jemals wieder ein Herzog der Unterthanen Freiheiten antaste und sich durch eine feindliche Eidgenossenschaft von ihnen scheide: so seien sofort alle ihrer Unterthaneneide entbunden und sollten einen Regenten bestellen, dem alle Gehorsam so lange schuldig, bis jedem gekränkten Rechte Genugthuung widerfahren sei!"

Unterdessen lagen die 150 deutschen Grafen und Herren noch immer gefangen in Brüssel. Sie sollten sich sühnen nach brabanter Recht, hieß es, oder im Kerker bleiben. Die Brüsseler fürchteten ihre Rache, wenn sie frei würden. Die Gefangenhaltung so vieler vornehmer Ritter fühlte man in den Rhein- und Niederlanden als eine Schmach für allen Adel. Mehrere niederländische Fürsten hielten ihretwegen eine Versammlung in Mecheln, die Kurfürsten des Reichs forderten die Freilassung, der Kaiser drohte mit Acht und Oberacht, Gesandtschaften kamen und gingen; aber die Zünfte hielten ihre Gefangenen fest.

Die verurtheilten Patricier, welche in den brabanter Städten vertheilt waren, freuten sich so vieler und erhabener Fürsprecher und dachten durch deren Hülfe in kurzem auch wieder frei zu werden. In einigen Städten entlastete man die Gefangenen ihrer Fesseln und erlaubte, daß sie ihre Freunde bewirtheten. Einige sagten: Sie würden bald wieder nach Brüssel kommen und ihre Feinde mit gleicher Münze bezahlen. Erzählungen davon setzten die Stadt in neue Unruhe. Die Zünftigen zitterten vor Wuth und Angst. Sie fürchteten neue Verschwörungen, neue Aufstände des Adels. Eben erst hatten sie die Süßigkeit des Mitherrschens gekostet; sollten sie dulden, daß man sie in die alte Verachtung zurückstoße? Aller Haß loderte wieder auf. Zum dritten mal standen die Zünfte in vollen Waffen auf dem Marktplatze und schrien und tobten und wichen nicht. Es

dürstete sie nach frischem Blute. Der Regent, die Schöffen, die Stände beschworen sie vergebens. Vergebens stellten sie vor: die Gefangenen seien ja schon verurtheilt, zweimal denselben Mann richten sei ja wider alles Recht. „Zur Hölle die Verräther!" schallte es aus den tobenden Reihen zurück, „jetzt wissen wir erst, zu welchen Verbrechen sie sich verschwuren." Als man noch immer zögerte, wurden Stimmen laut: „Dann holt den Heynsberg und die deutschen Herren herbei und schlagt ihnen die Köpfe ab auf öffentlichem Markte!" Alle Zünfte wiederholten diese Drohung. Das wirkte. Die gefangenen Patricier waren der Verschwörung gegen ihre Mitbürger überwiesen, und gegen erklärte Feinde hielt man damals das Todesurtheil für gerecht; die deutschen Herren aber hatten noch nichts gefrevelt als daß sie auf des Herzogs Befehl gewaltsam in die Stadt eingeritten. Ihre Enthauptung zog über Brabant unfehlbar die Acht und einen Heereszug des Reichs herein. Solche Unterscheidung machten St.-Paul und die Stände; schmählich genug gaben sie die Opfer preis. Die vornehmsten der Patricier wurden aus den verschiedenen Orten herbeigefahren und bestiegen am 7. Mai auf dem Marktplatze ihrer Vaterstadt das Schaffot. Vormittags starben zehn und nach Tische noch vier; und während langsam einer nach dem andern enthauptet wurde, standen rings in Reihen die bewaffneten Zünfte und vor dem Rathhause die Schöffen mit dem Oberrichter, und alle sahen zu den ganzen Tag. Am andern Abend führte Van der Zype seine Braut zur Hochzeit über den Marktplatz, wo das Blut ihrer Verwandten noch nicht getrocknet war. Der geängstigte Herzog aber bestätigte auch diese Unthaten.

Die Freunde der deutschen Herren benutzten Van der Zype's Hochzeit, um ihm und seiner Braut köstliche Geschenke in Gold und Edelsteinen zu verehren. Dadurch höchlich

geschmeichelt, wußte er so geschickt die Sachen zu drehen, daß man die Herren freigab auf ihr Ehrenwort, sich zum Feste Allerheiligen wieder in Brüssel zu stellen. Sechzehn weigerten sich dessen und blieben gefangen. Der Graf von Mörs wurde sogleich für immer freigelassen. Die andern stellten sich sämmtlich am gedachten Tage; ein Schiedsgericht, gewählt aus ihren Freunden und Brabantern, fällte den Spruch: Sie sollten Urfehde schwören, daß sie niemals an den Brüsselern Rache nehmen und daß, wenn dies dennoch von einem geschähe, auch die andern sich freiwillig wieder gefangen stellen wollten. Die Urfehde wurde geschworen. Jene andern sechzehn brachen später aus den Gefängnissen aus und gaben sich selbst ihre Freiheit wieder.

Des Herzogs Bruder zeigte wenig Lust, die angenehmen Zügel der Herrschaft wieder abzugeben, und die Brüsseler bestärkten ihn dabei. Er verlangte zuletzt Landestheilung, und wenig fehlte, daß Bürgerkrieg ausbrach. Den Ständen gelang es endlich, ihn mit großen Summen und mit den confiscirten Gütern aller Enthaupteten und Verbannten zu beschwichtigen. Er nahm diese Besitzungen an als gute Beute.

Der Herzog aber scheute sich zwei Jahre lang, das schreckliche Brüssel wieder zu betreten. Während dieser Zeit waren die Zünfte fleißig daran, ihre Herrschaft zu befestigen. Ein beständiger Stadtkapitän wurde eingesetzt, der fortwährend für den guten Stand der Festungswerke und alles Kriegszeugs sorgen mußte. Die Zünfte erhielten die freie Wahl ihres Bürgermeisters und der beiden Schatzmeister, sie erhielten freies Gericht über die Beleidiger einer Zunft, Zutritt für die Hundertmannen zum Großen Rath und die Freiheit, daß kein Zünftiger gestraft werden dürfe ohne Zustimmung seiner Geschworenen. Zuletzt wurde sogar beschlossen, daß jeder Zünftige Schöffe werden könne und daß

jeder Nichtpatricier in eine Zunft eintreten müsse. Strenge Sittengesetze sollten der Zügellosigkeit steuern, in welcher einst der Hof voranging. Die Brüsseler verschmähten sogar eine Universität, damit nicht durch der Studenten Wildheit den guten Sitten Schaden widerfahre.

XII.

Gegen Ende des Jahres 1423 versöhnte sich der Herzog mit den Brüsselern und kehrte in ihre Mitte zurück, denn er brauchte höchst nothwendig die Hülfe des gesammten Landes, um sich gegen seine frühere Gemahlin zu wehren. Jacobäa war mit ihrem neuen Gemahl, dem englischen Prinzen, und einem ansehnlichen Heere in Calais gelandet, hatte in raschen Märschen ganz Hennegau besetzt, alle Hoeks strömten ihr jubelnd zu, und sie bedrohte jetzt Brabant und Holland. In Brüssel war eine der neuen Gewalten dem zurückgekehrten Fürsten besonders widerwärtig, dies war der Stadtkapitän, welcher die Stadt gleichsam in fortwährendem Belagerungszustande hielt. Der Herzog dachte ihn abzusetzen, die Zünfte wollten ihn nicht fahren lassen. Zum letzten mal brauchten sie ihr altes Mittel und besetzten wieder tagelang bewaffnet und drohend den Marktplatz. Indessen war doch etwas vom alten Feuer verraucht, und es gelang dem Hofe, sich unter den Zünften selbst eine Partei zu machen. Am 24. Dec. verkehrte St.-Paul auf dem Rathhause mit dem Magistrate; plötzlich trat er ans Fenster und rief: „Zu mir in Waffen, wer Freund ist des Herzogs und der guten Stadt!“ Sofort stellte sich ein Theil der Zünfte zu ihm; in demselben Augenblicke rückte der Herzog mit dem vornehmsten Landesadel auf den Platz, der Rest der Zünfte wurde verwirrt und ging endlich auseinander. Jetzt wurden 13 Hauptschreier verhaftet und dem Herzog

zur Strafe überliefert. Der Kapitän legte sein Amt nieder. Das war die letzte Scene in dieser brüsseler Revolution, deren furchtbares Andenken sich tief in die Gemüther der Zeitgenossen einsenkte. Sie war das Gegenstück zu dem lüttticher Aufstande, nur mit dem Unterschiede, daß dort das Volk, hier der Adel zerschmettert wurde.

Der Parteikampf in den Niederlanden wüthete jetzt am heftigsten unter den Fahnen von zwei andern Gegnern. Es waren Jacobäa und Herzog Philipp von Burgund, beide noch in der Blüte der Jugend, die eine so kühn und heldenmüthig, als der andere Meister in allen Künsten der Politik. Zu ihr standen alle Hoeks, zu ihm alle Kabeljaus. Denn Herzog Johann von Baiern-Holland war von den Hoeks vergiftet, Philipp war jetzt der mächtigste wie der klügste und thätigste Fürst in den Niederlanden, und der feige Johann von Brabant, welchen des Papstes Urtheil für Jacobäa's rechtmäßigen Gemahl erklärte, hatte ihre Erblande Philipp abgetreten. Durch seine Hülfe wurde Jacobäa im Hennegau schwer bedrängt, Verrath spielte sie in seine Hände, er ließ sie nach Gent abführen und streng bewachen auf seinem dortigen Schlosse. Nach drei Monaten entfloh sie als Page verkleidet nach Holland und führte sofort ihre Hoeks wieder in den Kampf. Ein mörderisches Schlagen begann und dauerte vier Jahre hindurch; Treffen folgte auf Treffen, bald zu Lande, bald zur See. Jacobäa verheerte wie eine grimme Rachegöttin alles, was feindlichen Namen trug, Philipp erdrückte sie langsam vorschreitend nach und nach mit seinen Heeresmassen, bis sie, verlassen auch von ihrem englischen Gemahl, sich im Jahre 1428 ergab. Ihr brabanter Gemahl war kurz vorher gestorben, und da auch sein Bruder und Nachfolger St.-Paul ihm bald im Tode folgte, wurde ihr nächster männlicher Verwandter, Philipp, der bereits Graf von Flandern, Artois,

Hennegau, Holland und Seeland war, 1430 auch Herzog von Brabant und Limburg. In kurzer Zeit gelang es ihm, durch Politik und Erbglück auch noch die übrigen Niederlande zu erwerben.

Von jetzt an änderte sich der Gang der Dinge. Philipp war ein ritterlich glänzender und leutseliger Herr, aber in der Tiefe seines Herzens ein so harter und rücksichtsloser Egoist, als jemals einer auf dem Throne saß. Dabei übte er mit wunderbarem Geschicke die Kunst, die Menschen zu behandeln; indem er ihren Neigungen huldigte, wußte er sie so zu fassen, daß sie doch nur seinen Interessen dienten. Er prägte nun der politischen Entwickelung in den Niederlanden eine Richtung ein, welche sie fortan einhielt. Der Fürst fesselte die Ritterschaft durch glänzenden Hofdienst, Orden und Aemter an seine Person, — Städten und Ständen ließ er freie Hand in lokalen und minder wichtigen Einrichtungen, — für alle größern Angelegenheiten aber wurde im fürstlichen Rathe eine centrale Behörde befestigt, deren wachsende Wirksamkeit sich mehr und mehr über das ganze Land ausdehnte.

Die Parteien gaben sich noch ein Jahrhundert lang heftige Stöße, allein über sich fühlten sie jetzt einen Herrn, dessen Macht sie nicht erschüttern konnten, weil sie noch aus andern Ländern als aus dem ihrigen ihre Kraft zog. Wo, wie in Flandern, noch furchtbare Aufstände ausbrachen, da schlug Philipp sie mit einer kalten Grausamkeit nieder, welche vielen Tausenden von Bürgern ihr Grab bereitete. Jede Partei erkannte, daß sie gegen einen solchen Herrn ihren ständischen wie ihren demokratischen Trotz zu Hause lassen müsse. Um zum Triumphe über ihre Gegner zu gelangen, suchte sich jede vielmehr der fürstlichen Gewalt anzuschmiegen; um ihre Gegner zu beherrschen, mußte die siegende Partei sich selbst vom Fürsten beherrschen lassen.

Dabei wurzelten die Machtmittel des Landesherrn mehr und mehr ins Volk ein; sie waren vor allem zweierlei: Besatzungen und Steuern. Die Partei, welche mit der Fürstengunst emporkam, litt es gern, wenn er starke Besatzungen in die Städte und Schlösser legte, um die Gegenpartei im Zaume zu halten. Die Commandanten dieser Besatzungen hatten die Landfriedensbrecher zu Paaren zu treiben, wurden also eine stehende Polizeigewalt. Zu den Besatzungen reichte aber das gewöhnliche Landesaufgebot nicht aus, denn dieses brauchte nach altem Herkommen nur sechs Wochen im Felde zu dienen; man mußte es durch Söldner ersetzen. Handgeld, Waffen und Sold für die Angeworbenen erforderten beträchtliche Summen; die Partei, welche gerade am Ruder, bewilligte daher dem Fürsten Steuern und sah nur darauf, daß hauptsächlich die Gegner damit belastet wurden. Das wechselte dann bei dem nächsten Umschwunge, und weil die Ursachen fortdauerten, so dauerten auch die fürstlichen Soldtruppen fort und wurden bei jedem neuen Parteikampfe nur verstärkt. Nun erhielt die gesammte Landesverwaltung einen militärischen Zuschnitt; sie wurde, soweit das überhaupt damals möglich war, centralisirt. Der fürstliche Befehl griff durch, wo bisher die Stände haderten! Schon im 14. Jahrhundert hatten die niederländischen Fürsten darauf Bedacht genommen, außer den Statthaltern, Rentmeistern, Richtern und Amtleuten, welche sie einsetzten, eine ständige Behörde zu bilden aus ihren obersten Gerichts- und Hofbeamten, den sogenannten hohen oder geheimen Rath. Herzog Philipp verstärkte diesen Rath in allen seinen niederländischen Provinzen, besetzte ihn nur mit eifrigen Anhängern und wies sie an, auf alle Landesangelegenheiten wohl Acht zu haben, damit nirgends die frühere Macht der Stände und Gemeinden wieder emporkomme. Auch

in die Besetzung der Raths- und Schöffenstellen in den Städten griff jetzt der Fürst ein, sobald es darauf ankam, der feindlichen Partei den Zutritt zu verschließen.

Inmitten also und infolge der bürgerlichen Kämpfe entstand eine landesherrliche Centralregierung, welche sich auf stehende Heere, wachsende Steuern und vermehrte Beamten stützte. Es waren die Keime gelegt, welche sich weiter bis zum modernen Staate entfalteten. Niemals jedoch würde die Fürstenmacht sich so rasch und mächtig entwickelt haben, wäre sie nicht von der Gunst und Zustimmung der untern Volksmassen, insbesondere auf dem Lande, getragen gewesen. Diese nämlich, welche immer tiefer in die Lasten und Bande der Hörigkeit versanken, sahen jetzt über ihre Herren sich eine neue Macht erheben, die fürstliche. Der Fürst, der über allen stand, war allen gemeinsam; von ihm hofften sie endlich gründliche Untersuchung des Unglücks und Unrechts, welches sie immer unwiderstehlicher umstrickte. Daher die Gunst und Zustimmung der Massen, von welchen getragen die fürstliche Macht emporstieg. Das gab die Endentscheidung. Denn so regelmäßig auch die untern Klassen von den obern Ideen und Form und Zuschnitt der Bildung empfangen, bei großen geschichtlichen Bewegungen ist es doch der Instinct der Massen, welcher auf die höhern Stände zurückwirkt und den Ausschlag gibt.

Anmerkungen.

1) Hauptquellen sind Edmund van Dynter und Peter van der Heyden. Der erste war des Herzogs Johann IV., seines Vorfahrs und seiner beiden Nachfolger Geheimschreiber, und zeichnete ausführlich auf, was er selbst sah und erlebte. Weil er aber etwas Hofmann war, so dient vortrefflich zu seiner Ergänzung der nicht minder ausführliche Bericht des van der Heyden, genannt a Thymo, eines Patriciers, der sich das Vertrauen seiner Mitbürger in so hohem Grade erwarb, daß er nach den hier erzählten Unruhen der erste Pensionär von Brüssel wurde, in welcher Eigenschaft er die Stadt als juristischer Anwalt und Redner vor dem Herzog, den Ständen und sonst in wichtigen Proceßsachen zu vertreten hatte. Eine dritte Quelle ist eine volksthümliche Erzählung über diese Zeit in Reimen, die den Titel führt: „Brabantsche Yeesten." Urkunden finden sich außer bei Dynter und a Thymo in den Sammelwerken von Miräus und Mieris, sowie in den „Plakkaerten van Brabant". Einzelheiten für unsere Erzählung sind zu entnehmen aus dem „Luyster van Brabant", aus den Berichten des Chastellain, Monstrelet und Sanct-Rémy in ihren zeitgenössischen Geschichten, des Zantvliet in seiner lütticher Chronik, des Diväus in seinen brabanter, noch mehr in seinen löwener Annalen. Auch die henneganer und holländischen Quellen, namentlich die „Particularités curieuses sur Jacqueline de Bavière", die Annalen des Vinchant, der sogenannte „Vermeerede Beka", sind mit Nutzen zu gebrauchen. Die einzelnen Thatsachen sind fleißig gesammelt in Henne und Wauters' „Histoire de la ville de Bruxelles", welche die in den brüsseler Archiven noch beruhenden handschriftlichen Berichte und Urkunden eingesehen und benutzt haben; jedoch ein näheres Verständniß der hier dargestellten Vorgänge erschließt sich nur aus den Quellen selbst.

Giovanni Rosini.

Von

Alfred von Reumont.



Es hat in allen Jahrhunderten Schriftsteller gegeben, deren Bedeutung für ihre Zeit und Umgebung man nicht lediglich nach den Werken beurtheilen darf, die uns von ihnen geblieben sind. Die persönliche Stellung inmitten näherer und weiterer Umgebung, der lebendige unmittelbare Einfluß auf die Zeitgenossen, die Vielseitigkeit desjenigen Wissens, welches dem Umgang mehr als dem Schriftthum zugute kommt, der Reichthum der Erfahrung eines langen vielbewegten Lebens, die ganze Persönlichkeit, die sich in Erscheinung, Haltung, mündlicher Mittheilung, nicht aber in Büchern abspiegelt: alles dies sind Momente, verloren für den, der ferne steht, der nicht gelangen kann zu klarer noch vollständiger Anschauung, da wo der Schriftsteller in mehr denn gewohntem Maße durch den Menschen ergänzt wird. Auf wenige der Männer unserer Zeit, die dem eigentlichen Gelehrten- und Autorenstande angehören, die zahlreiche Denkmale einer ausgebreiteten Thätigkeit hinterlassen haben, findet dies in solchem Grade Anwendung, wie auf Giovanni Rosini. Wer ihn nur aus seinen Werken kennt, mögen diese immer so vielseitig, mögen sie theilweise noch so charakteristisch sein, hat keinen rechten Begriff von seiner Eigenthümlichkeit, von dem, was ihn eigentlich auszeichnete, was ihm unter seinen Landsleuten einen besondern Stempel aufdrückte, eine

rechte Bedeutung gab. Giovanni Rosini war nicht blos einer der thätigsten und kenntnißreichsten, sowie, in gewisser Beziehung, einer der talentvollsten Literaten des neuen Italien; er war infolge seiner unausgesetzten fruchtbaren Betheiligung am modernen Culturleben seiner Heimat, die lebendige Chronik der italienischen Literatur wie des literarischen Treibens von mehr denn sechzig Jahren. Er hatte, wie er sich ausdrückte, Parini's keusche Muse, Verdienst und Tugend lohnend, gegen Lüge und Verweichlichung und Laster die Geisel schwingen; er hatte die strenge Melpomene, pallasähnlich gewappnet, dem Haupte Alfieri's entsteigen sehen; er hatte Monti gelauscht, wie er Basville's blutiges Ende besang und die grenzenlose Verwirrung der ephemeren Republiken am Ende des vorigen Jahrhunderts schilderte, die krösusreich am tollsten modernen Unsinn in antiker Form; er erlebte eine junge Welt, welche in der Fremde ihre Muster suchte und, eine glorreiche Erbschaft stillschweigend verleugnend, ja laut verschmähend, in Poesie und Sprache statt wahrhaft befruchtender Elemente einen meist unnatürlichen und somit für die Dauer unproductiven Antagonismus weckte. Er hatte Melchior Cesarotti gewissermaßen zum ersten höhern Lehrer gehabt; er hatte Saverio Bettinelli gekannt, Ennio Quirino Visconti, Teresa Bandettini die berühmteste Improvisatrice, Lodovico Savioli von Bologna den Sänger der „Amori", Salomon Fiorentino den anmuthigen Lyriker, Lorenzo Pignotti, der als Fabeldichter heute noch mit den besten genannt wird, Ippolito Pindemonte, der ihm, dem um zwanzig und mehr Jahre jüngern, theilnehmende Freundschaft zuwandte; er war Zeitgenosse Leopoldo Cicognara's, Ugo Foscolo's, Giulio Perticari's, Pietro Bagnoli's, Giovan Batista Zannoni's, Gian Jacopo Trivulzio's, Giuseppe Barbieri's, Giovan Batista Baldelli's, Pietro Giordani's; er überlebte, von den Jüngern, Silvio

Pellico, Giacomo Leopardi, Giuseppe Giusti, Luigi Carrer und manche andere, und sah von denen, welche Zeugen der Thätigkeit seines kräftigsten Mannesalters gewesen, kaum einen noch bei seinem Ende, außer Giovanni Batista Niccolini, und diesen nur noch als Schatten seiner frühern geistigen Kraft. Nachdem er, ein Jüngling, den Sieg des reinen Geschmacks durch die Einwirkung von Parini's und Alfieri's Werken erlebt, sah er am Ende seiner langen Laufbahn wiederum eine Poesie Mode werden, schwülstig und hohl gleich jener, vor welcher Visconti einst den jungen Monti gewarnt hatte, und, das Uebel vollzumachen, im Schmuck fremder Pfauenfedern.

Wie gesagt, Rosini war die lebendige Chronik dieser ganzen Literaturepoche. Eine Zeit, leidenschaftlich angeregt und zerrissen, die mit dem Einbruch der Französischen Revolution und der französischen Heere in Italien begann, mit den tausend politischen, socialen, literarischen, persönlichen Zerwürfnissen und Feindschaften von zwanzig Jahren Franzosenthums. Eine Epoche, deren Charakter man aus Botta's und anderer Geschichtsbüchern nur sehr oberflächlich kennen lernen wird, aus Monti's, Foscolo's, Giordani's und anderer Briefen besser kennen lernen könnte, wäre der eine nicht so charakterlos hin- und herschwankend, wäre der andere durch sein leidenschaftliches Temperament nicht so sehr abgezogen und auf sein Ich mit allem seinen Elend und den darin begründeten jähen Wechseln des Hoffens und Verzagens angewiesen, wäre nicht der dritte mit unendlichen Miseren beschäftigt, welche seine Correspondenz unlesbar machen, wie sie ihn gehindert haben, selbst nur ein einziges seinem Geiste und seinem Rufe entsprechendes Werk zu hinterlassen. Eine Epoche, die mit ihren immer schneidender werdenden Dissonanzen jener der sogenannten Restauration voraus ging, welche über dem Kampf mit den Nachwehen

halbeingestandener Unselbständigkeit und unter den vielfachen Beschränkungen der Gegenwart vergebens nach fester Gestaltung und klarer Erkenntniß ihrer Aufgabe rang; ein fruchtloses Bemühen, worin sie noch von der Literatur des heutigen Tags überboten wird, in welcher so manche Elemente und Bestrebungen mit größerer oder geringerer Berechtigung, immer aber mit großen Ansprüchen, sich geltend zu machen versuchen. Rosini, jahrelang der Nestor der italienischen Literatur; für den Classicismus kämpfend, aber Vertheidiger der Zwittergattung des historischen Romans, während der Vater des historischen Romans in Italien, Alessandro Manzoni, das Genre als solches fallen ließ; der Annalist mittelalterlicher Malerei, aber mit dem Herzen blos am 16. und 17. Jahrhundert hangend und in Canova's Werken das Ideal der plastischen Kunst verehrend; Biograph, Philolog, Dramatiker, Epiker, Lyriker; ein Mann, von dem es wie in der Johnson'schen Grabschrift Oliver Goldsmith's heißen konnte: „Nullum fere scribendi genus non tetigit, nullum quod tetigit non ornavit." Seine vielfachen Beziehungen zu Literatur und Literaten mehrerer Länder, namentlich Frankreichs, wie zur Gesellschaft der eigenen Heimat, wurden erst recht fruchtbar im persönlichen Umgange, bei seinem außerordentlichen Gedächtniß, bei seiner angenehmen Erzählergabe. Denn er war ein „man of infinite remembrance", wie es in Spencer's „Feenkönigin" heißt, der mit gleicher Lebendigkeit, mit gleichem Interesse die großen und kleinen Facta seiner Zeit und seines Lebens berichtete, vom Großherzog Leopold I. an bis auf die Pisaner Confusion von 1848, von den Salons in den Tagen der Königin von Etrurien und Elise Baciochi's, von denen der Gräfin von Albany und der Gräfin Albrizzi bis zu dem jüngsten, im Äußern unendlich glänzendern, an Gehalt und Befriedigung weit ärmern Gesellschaftsleben in

Pisa, Florenz und Venedig, von Cesarotti und Alfieri bis auf Cantu und Prati. Unerschöpflich und unermüdlich, begann er mit Michel Angelo und Guicciardini, und endigte mit Pietro Tenerani und Carlo Botta, ohne Suchen, ohne Haschen, ohne Zwang, ohne Abspannung, im natürlichen Fluß der Rede; literarische, künstlerische, sociale Anekdoten, Erlebtes und Vernommenes folgten aufeinander im buntesten Wechsel und in lebendigster Anschaulichkeit. Dabei betrachtete und behandelte er den jüngsten Hörer gleichsam als Mitlebenden „vor sechzig Jahren“, als eingeweiht in die Geheimnisse der Dame und der Zofe, in die Gründe der Misgunst akademischer Preisrichter und die Parteiränke lombardischer Zeitschriften, in die Details von Gianni's Zank mit Monti und Monti's Feindschaft gegen Foscolo, und in alle die großen und kleinen Fehden, in denen die italienische Literatur glänzende Gegenstücke zu Bodmer und Gottsched geliefert hat. Bei weitem am lebendigsten und anziehendsten war er, wenn er Geschichten und Anekdoten aus den Tagen seines frühen Mannesalters erzählte. Er wußte deren unendliche, und im buntesten Wechsel zogen Personen und Facta vor dem Hörer vorüber. Wer könnte sie alle nennen, die er gekannt hatte, die er oft mit wenigen Worten zu charakterisiren wußte! Da waren die schönen und liebenswürdigen Frauen vom Anfang des Jahrhunderts, da waren die drei Grazien Venedigs, unter denen er an der Gräfin Marina Benzon, der „Biondina in Gondoletta“ der Barcarole, das Herz Bradamante's unter der Form Aspasia's pries. Da war Leopoldo Cicognara, welchem eine an ihn gerichtete Elegie des Mantuaners Ceroni über Venedigs Fall die herbe Ungnade Bonaparte's zuzog, die ihm Muße zu literarischer Beschäftigung gewährte, mit seiner anmuthigen und geistreichen ersten Gattin Massimiliana Cislago, welche diese Ungnade theilte. Da war Vincenzo Monti, dessen Charakter=

schwäche so groß war wie seine poetische Begabung, der nacheinander Suworow und Bonaparte und Kaiser Franz besang; Monti, von welchem Rosini noch in seinen letzten Jahren sagte, er würde neben Parini und Alfieri als ebenbürtiger Nebenbuhler gestanden sein, wären die Ereignisse nicht stärker gewesen als seine Willenskraft: immer noch beglückt zu nennen, indem die seinen Lippen entströmende Fülle der Poesie ihn vom Schiffbruch gerettet, sodaß er größer geblieben als die übrigen Mitlebenden, wenngleich tief unter der Höhe, die ihm erreichbar gewesen sein würde. Da war Monti's unversöhnlicher Gegner Gianni, der phantasiereiche Improvisator, der aber so langsam recitirte, daß Alfieri sagte, er improvisire nicht, sondern componire nur rascher als andere; Gianni, der dem republikanischen Diplomaten Laflotte, einem jener tricoloren Aufwiegler, welche die Februarrevolution nach funfzig Jahren wieder auf die Bühne brachte, den Hof machte und als Pseudo-Tyrtäus der neuen Freiheit Bonaparte'scher Laureatus wurde. Da waren, unter den vielen Fremden, die in dem französirten Italien eine Rolle spielten, der zu thätige Denon, welcher die Kunstmonumente wegschaffte und das Herz der liebenswürdigen Gräfin Albrizzi für sich behielt; Miollis, welcher mit dem starren Alfieri in Collision gerieth, lange bevor er vom Quirinal herab Rom beherrschen ging; Fabre, der Maler und Baron, der in mehr denn einer Hinsicht Alfieri's Erbe wurde. Doch es ist Zeit, die Galerie zu schließen, die bei ihm eine unübersehbare war.

Zu oft stand sein Ich in erster Linie. Es war zu viel die Rede von seinen Werken, die man vielleicht nicht gelesen hatte; man vernahm zu häufig die Genesis des historischen Romans in Italien, und wie und weshalb die „Nonne von Monza" nichts mit den „Verlobten" zu thun habe, was andere auch meinten, aber nicht zum Vortheil der „Nonne",

während der Verfasser der letztern ganz ehrlich meinte und aussprach, sein Roman habe die „Verlobten" aus dem Felde geschlagen — es thue ihm leid für Manzoni, aber er könne es nicht ändern. Man wurde, mehr als man es wünschen mochte, in seine vielen literarischen Händel eingeweiht, von den Eifersüchteleien und Intriguen aus Anlaß des Napoleonischen Preises der Crusca von 1812, und vom Streit mit Vincenzo Monti an bis zu den Fehden mit Gaetano Capponi in Florenz und Celestino Cavedoni in Modena und mit Pietro Selvatico in Padua wegen Tasso's Liebschaft und mittelalterlicher Kunstgeschichte. Aber seine gute Meinung von den eigenen Werken war so offenherzig und eloquent, und hing so enge zusammen mit dem hohen Begriff von der Aufgabe und Würde der Literatur überhaupt, daß man sie ihm gerne nachsah im ungehemmten Fluß der meist pikanten Erzählung oder Ausführung. Denn wie groß auch seine Reizbarkeit sein mochte, wie ungeberdig seine Heftigkeit in literarischen Kämpfen, deren häufig unerquickliche Zeugnisse in zu großer Menge vor uns liegen und wobei er, ohne es zu ahnen, bisweilen in die von ihm selbst verlachte Disputationsweise eines seiner Zeitgenossen aus der Epoche des Königreichs Italien verfällt, welcher, sagte er, seine Gründe auf seinen Stiefelspitzen sitzen habe: so brach doch seine natürliche Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit sich wieder Bahn in der stets munter strömenden mündlichen Rede, die vieles ganz anders erscheinen ließ als das gedruckte Blatt. Wenn er, zwei bis drei Stunden lang die Conversation beherrschend, von sich und andern, von Leben und Literatur und Kunst im buntesten Wechsel erzählt hatte und dann wol sagte, man habe ihn gar zu viel sprechen machen, und er vielleicht unmittelbar darauf an anderm Orte nochmals anhub: so konnte man sich des Wunsches nicht erwehren, daß er diesen Erlebnissen und

Erfahrungen in geschriebenen Denkwürdigkeiten Form und Dauer geben möchte, Denkwürdigkeiten, an deren Abfassung er selbst einmal dachte, indem er im Frühling 1851 ein Fragment von Skizzen gleichzeitiger Geschichte drucken ließ. Aber es war nicht die glücklichste Form, die er in diesem sonst lesenswerthen Aufsatze wählte, und bisweilen drohte der liebenswürdige Erzähler zu verschwinden vor dem streitsüchtigen Literaten.

Giovanni Rosini war am 24. Juni 1776 zu Lucignano geboren, einem der zahlreichen Castelle, die von den an Reben und Oelbäumen reichen Höhen des Chianathals auf die damals arg versumpfte und ungesunde, heute in den fruchtbarsten Garten umgeschaffene Ebene hinabschauen, die von Arezzo bis zu dem an Erinnerungen und Monumenten reichen Chiusi sich ausdehnt. Sein Vater gehörte zu der Klasse jener kleinen Beamten, welche die juristische Subalterncarrière in Toscana als Prätoren, Vicarien, Gemeindekanzler und anderes von Ort zu Ort wandern heißt. Im Aelternhause, erst im Geburtsorte, dann in Livorno, bis zum zwölften Jahre geblieben, besuchte er längere Zeit hindurch das Seminar von Fiesole, dem es auch heute nicht an zahlreichen Zöglingen fehlt, dann die philosophische Schule der Benedictinerabtei von Florenz. Er war erst 16 Jahre alt, als einige in der florentinischen Akademie vorgetragene Verse die Aufmerksamkeit Lorenzo Pignotti's, damaligen Professors an der pisaner Hochschule, erregten, dessen Name, sei es daß wir auf seine Gedichte oder auf die erst nach seinem Tode gedruckte Geschichte der Republik Florenz blicken, immer mit verdienten Ehren genannt wird, mögen auch erstere sich nicht zum Höchsten erheben, mag letztere in Bezug auf historische Kritik wie auf politisches Verständniß viel zu wünschen übrig lassen. Zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, lag er demselben in Pisa ob, wo er

schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre als Doctor juris promovirte, ein akademischer Grad, der in Italien weit leichter erlangt wird, als namentlich in Deutschland, und ohne welchen man selten die Universität verläßt. Neben Pignotti förderte und beschützte den jungen Rosini vorzugsweise Angelo Fabroni, der viele Jahre lang diese hohe Schule leitete, deren Annalen er in einem von der Gelehrtenwelt aller Länder geschätzten Buche schrieb, während er in andern Werken die Geschichte italienischer Wissenschaft, so in den letzten Jahrhunderten wie in dem des Aufblühens classischer Literatur in Florenz unter den großen Mediceern, in einer an die Latinität der besten Zeiten erinnernden Form und mit Hülfe des schätzbarsten urkundlichen Materials erläuterte, was spätern Historikern, namentlich dem vielfach überschätzten Roscoe, sehr zugute gekommen ist. Bis an sein Ende bewahrte Rosini diesen beiden Beschützern seiner Jugend ein dankbares Andenken, und während er Pignotti's Verdienste als Mensch und Schriftsteller bei mehreren Anlässen und namentlich in dem kritischen Versuch über dessen Geschichte Toscanas hervorzuheben sich bemühte, stiftete er noch in seinen letzten Jahren Angelo Fabroni ein biographisches Denkmal, das seinem Lehrer wie ihm selbst große Ehre macht. Die Jurisprudenz war Rosini's Brotstudium; Geschichte, Literatur, Kunst zogen ihn vorzugsweise an, und er endigte damit, sich ihnen ganz zu widmen. Schon früh literarische Production mit buchhändlerischer Thätigkeit verbindend, wie er sein Leben hindurch Verleger der eigenen Schriften und anderer von ihm edirten Werke blieb, begann er seine bibliopolische Laufbahn mit einer Gesammtausgabe der Werke Melchior Cesarotti's, den er in Padua kennen gelernt hatte, wie er dies in den schönsten Versen seiner letzten Lebensjahre, in den Terzinen an den Bildhauer Pietro Tenerani, beschrieb, und übernahm dann

die Druckerei Fabroni's, die unter mancherlei Wechseln unter dem Namen der Capurro'schen bis zu seinem Ende bestand und von deren Unternehmungen noch die Rede sein wird. Im Jahre 1804 wurde ihm von der Regierung der Königin von Etrurien die Professur der italienischen Literatur an der Universität Pisa übertragen.

Es ist nöthig, einen Blick auf die Verhältnisse Toscanas in jener Zeit zu werfen, die dem achtundzwanzigjährigen Rosini das Lehramt anvertraute, welchem er bis zu seinem Tode, das heißt über ein halbes Jahrhundert hindurch, vorstand; Verhältnisse, zu deren Beurtheilung er selbst manche Daten geliefert hat. Großherzog Peter Leopold, dessen Maximen und Regierungsweise unleugbar der Revolution in manchen Dingen den Weg gebahnt, aber auch durch allmähliches systematisches Wegräumen von vielem, was anderswo dem ersten tumultuarischen Andrang der Umwälzung unter großem Lärm erlag, den Brennstoff vielfach gemindert, die Contraste abgeschwächt, die Ecken abgeschliffen hatte, war im Jahre 1790 als deutscher Kaiser aus Toscana geschieden. Er schied in dem Augenblicke, wo die französische Staatsumwälzung den ruhigen Tagen ein Ende machte, deren Italien seit dem Aachener Frieden, also seit mehr denn vierzig Jahren, sich erfreut hatte; eine Ruhe, wie sie, seit der glänzendsten und glücklichsten Epoche der römischen Kaiserherrschaft, der Halbinsel nicht wieder zu Theil geworden, vielleicht nicht wieder zu Theil werden wird. Wie in Deutschland, wie in England, wurde die Umwälzung an der Seine auch in Italien, von den Enthusiasten und Poeten nicht blos, sondern auch von vielen kältern und überlegendern Naturen, als eine junge Morgenröthe begrüßt, als die späte Verwirklichung der Kadmusfabel von den Drachenzähnen und dem harmonischen Aufbau der Mauern eines neuen Thebens. Man ahnte nicht, daß gerade diese Umwälzung den

im langen Frieden vorbereiteten und eingeleiteten nationalen Aufschwung Italiens hemmen, die mit vielem Schlimmen ringenden bessern Elemente zurückdrängen, gleichwie vor drei Jahrhunderten fremden Einflüssen aufs neue eine breite Bahn brechen, mit einer unverhältnißmäßigen Verstärkung fremden Elements enden würde. Erzherzog Ferdinand, Kaiser Leopold's zweiter Sohn, war dem Vater in Toscana nachgefolgt. Der Marchese Federigo Manfredini von Rovigo, welcher Erziehung und Studien des jungen Prinzen, sowie, wenngleich nur kürzere Zeit hindurch, die des ältesten Bruders, des nachmaligen Kaisers Franz, geleitet hatte, übernahm nun, obgleich er nicht die Stellung eines Premierministers, sondern die eines Oberhofmeisters hatte, die Leitung der Regierung, der er mit Einsicht und Mäßigung vorstand.

Lorenzo Pignotti hat in handschriftlichen Aufzeichnungen Manfredini geschildert, als sehr gewandt in den Geschäften, voll natürlicher Beredsamkeit und vom leutseligsten Wesen, wodurch er leicht die Herzen von Personen aller Stände gewann, Anhänger der philosophischen Ansichten der Josephinischen Zeit und der ökonomischen Grundsätze Großherzog Leopold's, denen er auch in spätern Jahren treu blieb; vielleicht zu offenherzig für einen Staatsmann und deshalb nicht selten getäuscht in seinem Vertrauen und Gegenstand vielseitiger Anfechtungen, namentlich seitens der Königin Karoline von Neapel, Anfechtungen, gegen welche die Gunst des jungen Großherzogs ihn standhaft schützte. Eine Charakteristik, welcher hinzugefügt werden muß, daß Pignotti, selbst der philosophischen Schule des 18. Jahrhunderts angehörend und Manfredini's Vertrauter, dessen Ansichten und Wirksamkeit natürlich nach seinen eigenen Neigungen beurtheilte, welche auch die von Rosini's Jugendjahren waren.

Manfredini's Aufgabe war keine leichte. Die Regierung Großherzog Leopold's hatte in reformistischem Drange mit großer Willkür geschaltet; sie hatte manches geschaffen, was dem Geiste und den Traditionen des Volks überhaupt widerstrebte, anderes, dessen Nutzen erst die spätere Zeit ins Licht stellte, noch anderes, was geradezu verkehrt war und entweder in alterworbene Rechte verletzend eingriff, ohne im großen wirklichen Ersatz zu gewähren, oder die Verhältnisse Toscanas zu den Nachbarn, namentlich zu Rom, unnöthigerweise störte. Aber diese Regierung hatte in ihrer Richtung und ihrem gesammten Gange eine Einheit gehabt, welche ein Abweichen im einzelnen von ihren Maximen und ihrer Handlungsweise schwer machte. Dies trat unter der Verwaltung des Nachfolgers bald zu Tage. Dennoch könnte man auf die ersten Jahre Ferdinand's III., ungeachtet mancher ökonomischen Misgriffe, die sich schnell rächten, und trotz der Schwankungen in kirchlichen Angelegenheiten oder vielmehr der kirchlichen Polizei (denn mit Polizei in allen Dingen hatte sich Leopold am meisten und liebsten zu schaffen gemacht und somit eine böse, in unruhiger Zeit drohend aufschießende Saat hinterlassen), mit einer gewissen Befriedigung blicken, würde dieselbe nicht getrübt durch das erst im fernen Hintergrunde lauernde, dann näher und näher rückende Verhängniß, von welchem Toscana weniger hart als irgendein anderer Theil Italiens, immer aber noch hart genug betroffen ward. Weniger hart als irgendein anderer Theil Italiens: denn es ist bemerkenswerth, daß die Ereignisse, selbst wo deren Anlässe von außenher kamen, etwas von der freilich mit Schwäche gemischten Milde des Volkscharakters annahmen; eine Erscheinung, die sich auch in unsern Tagen mit ihrem Guten und Schlimmen wiederholt hat. Manfredini war der Minister des Friedens; er that alles, diesen zu erhalten. Durch seine eigenen politischen

und socialen Ideen und Neigungen bestärkt, wagte er es sogar, zur Erreichung dieses Zwecks sich von der österreichischen Politik loszusagen und ohne Rücksicht auf dieselbe den Weg zu gehen, den er als den geeignetsten für das Wohl Toscanas zu erkennen glaubte. Es war keine dem Hause Habsburg feindliche Politik: diese blieb anderer Zeit, andern Strömungen, andern Ministern aufgespart. Es war die Politik der Neutralität, wobei man sich auf ein sogenanntes Grundgesetz Peter Leopold's vom Jahre 1778 berief, und durch welche mehrere italienische Staaten, in vollständigster Täuschung über die Natur des Gegners, den Frieden zu erhalten, ihre Existenz retten zu können wähnten. Der toscanische Minister irrte sich, wie Größere und Mächtigere vor und nach ihm sich geirrt haben. Er schützte seinen Herrn und Zögling nicht vor funfzehnjährigem Exil, und somit wäre eigentlich der Stab über diese Politik gebrochen, welche, zwei Jahre nach der Hinrichtung des Königs, sechzehn Monate nach jener der Königin von Frankreich, die Hand eines österreichischen Erzherzogs in die bluttriefenden Mörderfäuste der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses legte, denen Ferdinand's Abgesandter im Conventssaale den Bruderkuß gab, indem er am 4. Febr. 1795 den Neutralitätstractat zwischen Toscana und der Französischen Republik unterzeichnete, — was alles diese hochherzige Republik nicht hinderte, einige Monate darauf den Herrn Gesandten, welcher die Tochter des unglücklichen Königs, die nahe Verwandte seines Gebieters, vor ihrer Auswechselung zu besuchen gewünscht hatte, mit Schimpf und Hohn wegzujagen, und nach einem Jahre durch den General Bonaparte mit Zwangsmaßregeln drohen und zugleich, zum Schutz der Neutralität, Livorno besetzen zu lassen! Alles, was man von Manfredini's Politik sagen kann, ist, daß sie dem Lande manche Uebel ersparte, inden sie dem ersten wüsten revolutio-

nären Andrang auswich: wenn nicht etwa die allmähliche Gewöhnung an das entnervende Bewußtsein der Ohnmacht und, infolge dessen, die fortschreitende Ermattung bei einem nicht von Natur schlaffen, aber durch das politische System dreier Jahrhunderte seiner Energie beraubten Volke schlimmer ist als die meisten andern Uebel.

Die Verwaltung Manfredini's hatte sonst manche Erfolge. Hier sei nur des Schutzes gedacht, welchen er, namentlich durch Lorenzo Pignotti's trefflichen Rath geleitet, den Wissenschaften und Künsten angedeihen ließ. Er war es, welcher Tommaso Puccini die Direction der Galerie der Uffizien anvertraute, an welcher dieser, in Rom durch mehrjährigen Umgang mit Winckelmann, Mengs, Visconti, D'Agincourt, D'Azara gebildet, als Gelehrter und Kenner wie als Administrator aufs löblichste wirkte, — Puccini, bekannt durch die Thatkraft, womit er, in den traurigen Tagen des Bilder- und Statuenraubs durch die Commissarien der unersättlichen Französischen Freiheit, die Mediceische Venus und manche andere classische Werke nach Palermo flüchtete. Erst unter der Regierung Großherzog Leopold's, welche sonst den Künsten wie den Wissenschaften, wenn diese nicht Utilitätszwecken dienten, nicht besonders günstig war, hatte die Galerie der Uffizien die Einrichtung erhalten, welche sie im wesentlichen bis heute beibehält. Damals wurde das Vestibulum gebaut, wo die Büsten der Mediceer und ihrer Nachfolger stehen, und der Niobidensaal, der leider so wenig seinem Zwecke entspricht und im Jahe 1779 die Reihe der Statuen dieses großartigen Cyklus aufnahm, die bis dahin die Mediceische Villa auf dem Monte Pincio schmückten, von wo der Großherzog sie nebst dem Apollino und andern classischen Marmorwerken auf den Rath Angelo Fabroni's, des schon erwähnten nachmaligen vieljährigen „Moderators" der Universität Pisa, nach Flo-

renz schaffen ließ. Auch Raffael Morghen kam durch Manfredini nach Toscana, schon berühmt durch die in Rom gearbeiteten Blätter, durch die Messe von Bolsena und die Aurora Guido Reni's; in der neuen Heimat Gründer einer thätigen Kupferstecherschule und nach wenigen Jahren als der erste in seinem Fache anerkannt, nachdem sein noch unübertroffener Grabstichel das Abendmahl da Vinci's wiedergegeben hatte, das er Ferdinand III. widmete, wie er den Namen Manfredini's, des „Promotore della sua fortuna presso l'ottimo principe", unter seine Madonna della Seggiola schrieb, das erste Blatt, das er in Florenz ausführte. Manfredini war selbst Kenner und Liebhaber von Kupferstichen und besaß eine bedeutende Sammlung.

Die Milde und Duldsamkeit der Regierung, die Achtung vor dem Gesetz, das Bestreben, des Volkes Los ohne sociale Umwälzungen zu verbessern, Tendenzen, welche Rosini nach Verlauf von mehr als einem halben Jahrhundert, in einem ihm Ehre machenden Rückblick, an Manfredini's Verwaltung rühmte, vermochten Toscana nicht vor der großen Katastrophe zu retten, welcher nacheinander Sardinien, Venedig, Parma, Modena, Genua, Neapel, der Papst erlagen. Am 27. März 1799 verließ der Großherzog sein Land. Der Marchese Manfredini hatte alle Muße, über den traurigen Ausgang seines politischen Systems Betrachtungen anzustellen, und wenn er sagen konnte, daß es andern Gouvernements nicht besser, zum Theil viel schlimmer ergangen war, so hätte man immer darauf erwidern mögen, daß die moralische Demüthigung Toscanas doch die größere war. Er flüchtete mit andern Ministern und mehreren der bei Ferdinand III. accreditirten Gesandten nach Sicilien, kehrte, vom österreichischen Hofe und von seinem Herrn selbst, den er noch wie in den Jugendjahren beherrschen zu können glaubte, sehr ungern gesehen, zu letzterm zurück, als er Kurfürst von

Salzburg wurde, und vertauschte endlich das Hofleben, unter veränderten Verhältnissen, mit der Zurückgezogenheit der eigenen Heimat, wo er zu Ende der zwanziger Jahre in vorgerücktem Alter starb. Doch wenden wir uns wieder nach Toscana, auf welches der Großherzog am 9. Febr. 1801 im Lüneviller Vertrage verzichtete und welches sechs Wochen darauf den Bourbonen von Parma als Königreich Etrurien gegeben ward. Als Rosini seine pisaner Professur antrat, regierte seit einem Jahre die Königin-Mutter, Marie Luise Infantin von Spanien, im Namen ihres minderjährigen Sohnes Karl Ludwig. Unter ihrer Regierung wurde das naturwissenschaftliche Museum in Florenz eröffnet, das Collegium Pianum in Arezzo gegründet, die Venus Canova's im Residenzpalaste, die Judith Pietro Benvenuti's im aretiner Dom aufgestellt, Giovan Batista Niccolini mit dem historisch-mythologischen Unterricht an der florentiner Kunstschule betraut, während der greise Lanzi und Puccini noch immer an der Galerie der Uffizien wirkten, in welcher leider das Postament der durch die Flucht nach Palermo nicht geretteten Venus in der Tribune leer stand. Alles dies Beweis genug, daß, welche Schwächen immer die etrurische Regierung haben mochte, sie doch der in Toscana traditionellen Pflege des Schönen und Guten sich nicht zu entfremden vermochte.

Mit dem Jahre 1807 hörte diese Regierung auf, und Toscana wurde eine französische Provinz, die dann in Napoleon's begabter Schwester Elise Baciocchi eine Titulargroßherzogin erhielt. „Wer diese Frau kannte", sagte einmal Rosini, „und weiß, wie sehr ihr am Herzen lag, ihrem Namen und ihrer Stellung Ehre zu machen, und wie viele Verbesserungen in der Gesetzgebung, in der Verwaltung, im industriellen Leben sie im Sinne hatte, kann unmöglich gering von ihr denken." Die bekannteste Maßregel der neuen

Verwaltung in Angelegenheiten der Literatur und Wissenschaft ist die Wiederherstellung der Akademie der Crusca, welche Kaiser Napoleon auf Vorschlag seiner Schwester decretirte. Ein wenngleich fremdem Stamm entsprossener doch Italien angehörender Fürst, Leopold, hatte die berühmte und verdiente Sprachgesellschaft im Jahre 1783 aufgehoben, — ein fremder Souverän, in dessen Adern aber italienisches Blut rollte, hieß sie nach einem Vierteljahrhundert wieder aufleben. Giovanni Rosini ist einer derjenigen gewesen, die auf diese Wiederherstellung wesentlichen Einfluß geübt haben. Schon im Jahre 1806 hielt er eine Antrittsrede „Ueber die Nothwendigkeit des schriftlichen Gebrauchs der eigenen Sprache". Wenn man bedenkt, wie der größte Theil Italiens damals Frankreich zinspflichtig, französischen Einflüssen nach allen Richtungen, in Politik, Literatur, schönen Künsten, offen war; wie verderblich überdies im letzten Viertel des vorhergehenden Jahrhunderts die Tendenzen gewirkt hatten, welchen Cesarotti durch seine Vorliebe für den Pseudo-Ossian und durch seine französirende Schreibart, von andern mit schlechterm Geschmack, geringerm Talent und größerer Bequemlichkeit nachgeahmt, Bahn zu brechen suchte, indem er durch hohles Pathos und Nebelhaftigkeit der Bilder besonders die Jugend für ein falsches Schönes gewann und sie den classischen Vorbildern entfremdete: so wird man geneigt sein, Rosini's Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mag man auch gegen seine eigenen Grundsätze und Praxis als Stilist manches einzuwenden haben. Zwei Jahre später behandelte er ein verwandtes Thema, indem er in einer andern akademischen Rede seinen Landsleuten klar machte, wie sie sich der Untreue zu schämen hätten, womit sie dem glorreichen Erbtheil der Ahnen den Rücken gewandt und ihre herrliche Sprache einer Barbarei preisgegeben, die auf Geist und Herz und Sitten in gleichem

Maße einwirke, indem er ferner die Nothwendigkeit der Ausarbeitung eines neuen Wörterbuchs darlegte, mit welchem eine Commission zu beauftragen wäre, welche, während sie die Rechte der Grammatik und Syntaxis unverletzt erhielte, denen der Beredsamkeit und Philosophie Anerkennung gewährte. Das Urtheil Ippolito Pindemonte's, welcher äußerte, noch sei von keinem der mehrfach besprochene Gegenstand in solchem Umfange aufgefaßt und mit so viel Lebendigkeit und Wärme, mit so überzeugender Eloquenz behandelt worden — ein Urtheil, welches der französische Literarhistoriker Ginguené, in diesem besondern Falle ein nicht wohl zu verschmähender Richter, bestätigte —, war für den Verfasser ein ehrendes Zeugniß. Derselbe Ginguené und Carlo Botta der Historiker waren es, die, wesentlich aus Anlaß der erwähnten Rede, welche die Aufmerksamkeit der neuen Großherzogin erregte, bei dem Minister Grafen Montalivet dahin wirkten, daß er dem Kaiser die Wiederherstellung der Akademie der Crusca vorschlug.

Diese Restauration erfolgte im Jahre 1809. Zugleich ward eine ansehnliche Summe zur Belohnung des würdigsten neuern Werkes in italienischer Sprache bestimmt. Der erste Schiedsrichterspruch theilte den Preis, welcher dem Livornesen Giuseppe Micali für sein vielgenanntes Buch „L'Italia avanti il dominio dei Romani" — ein ungeachtet aller seiner tiefliegenden, durch die nach mehr denn zwei Decennien erschienene neue Bearbeitung nur theilweise getilgten Mängel, nach dem damaligen Stande der antiquarisch-historischen Forschung in Italien immerhin beachtenswerthes, mit einem reichen Denkmälerapparat ausgestattetes Buch —, dem Florentiner Niccolini für seine Tragödie „Polyxena", und Rosini für ein mythologisches Festgedicht zuerkannt wurde, das in achtzeiligen Stanzen die Hochzeit Jupiter's mit Latona besang und zugleich Gelegenheitsgedicht bei

der Kaiserhochzeit war. Er schrieb dasselbe, wie er selbst erzählt, infolge einer Einladung des damaligen Präfecten von Livorno, nachmaligen Ministers Karl's X., Baron Capelle, zu welchem er in freundschaftlicher Beziehung stand. Es darf nicht übergangen werden, daß, sowie Rosini's erstes größeres Gedicht auf Napoleon sich bezog, so sein letztes, das, wie es heißt, vor seinem Tode gedruckt war, aber seiner eigenen Bestimmung gemäß nicht zu seinen Lebzeiten erscheinen sollte, den russischen Feldzug in zwölf Gesängen darstellte. Man würde sich indeß täuschen, wollte man aus diesem Umstande und aus der Widmung seines größten Werkes an König Ludwig Philipp, den Schluß ziehen, als wäre er besonders franzosenfreundlich gewesen. Er dachte und fühlte stets als Italiener, wenngleich als ein Italiener, der, in den Ideen und Maximen des 18. Jahrhunderts aufgewachsen, sich von dem Einflusse der Franzosen, der rechten Väter dieser Ideen, nie ganz frei zu machen wußte, obgleich sein gesunder Sinn sie mäßigte; als ein Italiener, dem die französische Literatur der classischen Zeiten stets Muster lieferte und der als Staatsbürger nicht gleichgültig war gegen den Glanz der Siege, gegen die großartigen Erfolge einer mächtigen Centralisation, gegen den wohlthätigen Einfluß, welchen das straffe französische Verwaltungssystem in vielen Fällen auf Italien ausgeübt hat, wo das herkömmliche Sichgehenlassen mit einer gewissen Stagnation bedrohte. Seinem wenn nicht tiefen doch klaren Geiste konnte das Gewaltsame und Falsche in der Stellung der zum Kaiserreich geschlagenen italienischen Provinzen nicht entgehen, wenn er auf Toscana blickte, wo man doch die Uebergänge mannichfach vermittelt und eine Art Scheinautonomie aufrecht erhalten hatte; noch viel mehr aber, wenn er auf die Zustände in dem benachbarten, weit härter getroffenen Rom seine Aufmerksamkeit

lenkte, wo die Fremdherrschaft in möglichst guten und redlichen Händen lag und dennoch das zum Erschrecken rasche Versiegen der alten Lebensquellen nicht zu hemmen im Stande war. Ebenso wenig hätte er, wäre er nicht selbst von herrschenden Einflüssen beherrscht und fortgerissen gewesen, die falsche Richtung der italienischen Literatur jener Zeit verkennen können, welche, wohin immer man in Italien die Blicke richten mochte, auf Mailand oder Florenz, auf Rom oder Neapel, von der französischen am Gängelbande geführt ward. Eine Literatur, wie ein neuerer Schriftsteller, Carlo Gemelli im „Leben Foscolo's", sich ausdrückt, welche den Nationalgeist völlig erstickte, glänzend im Pomp serviler Formen, arm an Ideen, ein geduldiges Werkzeug Napoleonischer Politik und des ordinären Ehrgeizes akademischer Schwärme, höfischer Professoren und gekrönter Dichter. Eine Literatur endlich, welche in des pensionsüchtigen und eiteln, bestandlosen Monti verkehrtesten Productionen, in dem „Bardo della Selvanera" und der „Spada di Federico", die man schon damals als Phantasmagorien zu bezeichnen wagte, ihre Repräsentanten, in unzähligen so mittelmäßigen wie begierigen Verse- und Prosamachern Nachtreter fand, und heute den Italienern als ein warnendes Denkmal ihrer geistigen Unfreiheit reichlichen Stoff zu ernster Betrachtung geben sollte, wenn sie sich der Worte Ugo Foscolo's, eines der wenigen Unabhängigen jener abhängigen Zeit, erinnern, wo er erzählt, wie man ihn im Jahre 1812, nach der Bekanntmachung seiner Tragödie „Ajax", in welcher politische Anspielungen auf General Moreau den Exilirten, auf Pius VII. den Gefangenen und Kaiser Napoleon den Allgewaltigen gewittert wurden, nach Paris senden wollte, „unter Sr. kaiserl. Majestät Polizeiminister die tragische Kunst zu studiren". Aber es ist Zeit, zum Preisgericht zurückzukehren.

Der Umstand, daß die Werke dreier Toscaner gekrönt wurden, weckte die Eifersucht anderer italienischen Provinzen, namentlich der Lombarden. Die Geschichte des dadurch veranlaßten literarischen Streits ist lang und langweilig, und selbst Rosini, der doch gut erzählte und bis an sein Lebensende davon zu erzählen liebte, vermochte ihr keine unterhaltende Seite abzugewinnen. Es genüge zu sagen, daß das Urtheil der Preisrichter bei der Revision bestätigt ward und daß Rosini fortan stets im Hader lebte mit mailändischen Journalen und Literaten. Der Streit wie das Gedicht von Zeus und Leto sind längst vergessen; für den Dichter aber war der günstige Erfolg ein Sporn zu ernstern Arbeiten, in denen er sich, zu eigenem Frommen wie zum Besten der Literatur, der Prosa zuwandte. Ein Aufenthalt in Paris im Jahre 1813, inmitten der vielgestaltigen Bewegung und des anfänglich von den meisten noch keineswegs vollständig gewürdigten furchtbaren Ernstes der Dinge, die unaufhaltsam vom russischen Winter zum deutschen Herbste, von Moskau nach Leipzig eilten, erweiterte den Kreis seiner Verbindungen wie seiner Anschauungen. Dieser Aufenthalt ließ ihm manches klar werden in den unnatürlichen Verhältnissen seines Heimatlandes, dessen Mittel- und Schwerpunkt sich mehr denn zu verrückt fand, seit Paris Ziel- und Brennpunkt der Gedanken und Plane der Italiener geworden war. Bei der Betrachtung der kolossalen im Louvre aufgehäuften Kunstschätze entstand in ihm die erste Idee des großen Werkes über die Geschichte der italienischen Malerei, deren Ausführung anderer Zeit und anderer Umgebung vorbehalten blieb, als günstigere Geschicke den nie verschmerzten Raub nach Italien zurückgeführt hatten, das so viele Jahre hindurch unter Thränen mit obligaten Complimenten und falschem Enthusiasmus für Schaden und Schmach sich zu bedanken genöthigt gewesen war.

Während Rosini mit dem Lehrfach und mit eigenen Werken beschäftigt war, während er an dem von Monsignor Fabroni gestifteten „Giornale de' letterati“, das einst für die beste kritisch-literarische Zeitschrift Italiens galt und erst in unsern Tagen eingegangen ist, theilnahm, begann eine Thätigkeit gemischten bibliopolisch-selbstschaffenden Charakters, welcher wir heute noch Dank wissen, ist auch manche Leistung von Jüngern überholt worden, worüber man sich um so weniger wundern darf, als viele kritische Hülfsmittel, mit der rechten Art sie zu benutzen, erst neuerdings zugänglich geworden sind, abgesehen von der Hast, mit welcher Rosini theilweise arbeitete. Ihm verdanken wir, infolge der Ermunterung, die in Turin der durch historische und linguistische Arbeiten vortheilhaft bekannte Graf Galeani Napione an ihn richtete, die erste wirklich lesbare Ausgabe der Geschichtbücher Guicciardini's, welche er in leicht übersichtliche Kapitel theilte, während er die formidabeln Sätze durch verständige Interpunction auflöste, wobei er allerdings nicht ohne eine gewisse Willkür verfahren sein mag, wie sich wol noch durch die verheißene Vergleichung der Originalhandschrift herausstellen wird, im allgemeinen jedoch ohne Zweifel durch ein richtiges kritisches Gefühl geleitet ward. Ihm verdanken wir die erste vollständige Ausgabe von Tasso's Werken und als Theil derselben die erste Sammlung der Briefe, der es freilich an chronologischer Ordnung wie an kritischer Sichtung fehlt, die aber jedenfalls das schätzbarste Material geliefert hat für den viele Jahre später erschienenen sorgsamen und strenggegliederten Guasti'schen Druck dieser sprechenden Zeugnisse eines edeln, aber unsteten, mit sich selbst hadernden Geistes, eines warmen, aber friedelosen Herzens, des anhaltenden Kampfes der Phantasie mit der spröden Wirklichkeit. Ihm verdanken wir ferner die Herausgabe der gesammten Schriften Donato Giannotti's,

der auch nach Macchiavell als politische Autorität genannt wird, wie er dessen Amtsnachfolger war. Ihm verdanken wir endlich, anderer Werke nicht zu gedenken, die man gern den classischen anreiht und von denen erträgliche Drucke fehlten, die Bekanntmachung der merkwürdigen Briefe Giovan Batista Busini's an Benedetto Varchi über Personen und Vorfälle während der Belagerung von Florenz in den Jahren 1529—30: eine Ausgabe, welche jedoch infolge der zahlreichen Lücken und Mängel der Abschrift eine neue berichtigte und mit Anmerkungen versehene nicht überflüssig macht. Nur im Vorbeigehen möge hier der Prachtausgaben italienischer Classiker gedacht werden, die er im Wetteifer mit den berühmten Producten der Bodoni'schen Typographie veranstaltete und an denen der durch seine Leistungen im bibliographischen Fach vortheilhaft bekannte nachmalige großherzogliche Bibliothekar Giuseppe Molini Antheil hatte.

Es war zum Theil diese Thätigkeit als Herausgeber älterer Werke, welche Rosini auf ein literarisches Fach hinwies, in dem er Vorzügliches geleistet hat. Es sind jene biographisch-literarisch-künstlerischen Versuche, weniger eigentliche Lebensbeschreibungen als jenen Eloges ähnlich, an denen die französische Literatur, so in älterer Zeit wie namentlich in unsern Tagen, wo dies Genre von seinem rhetorischen Charakter verloren, hingegen an individueller Wahrheit gewonnen hat, zum Theil aus akademischen Anlässen besonders reich ist — ein Genre, das seine unbestreitbaren Vorzüge hat, wenn Geschmack, Feinheit und Mäßigung die Feder leiten. Rosini wählte eine freiere Form als die seiner ältern französischen Vorbilder; büßte er dabei ein an rednerischem Schmuck, auf den er jedoch keineswegs verzichtete, so gewann er wol so an Individualität wie an Mannichfaltigkeit des Inhalts. Er begann mit einer Denk-

schrift auf eine liebenswürdige und feingebildete Frau, Teresa Pelli Fabbroni, die Tochter Giuseppe Pelli's, des Biographen Dante's, und Gattin des so in der französischen Zeit wie unter der Restauration vielgebrauchten verdienstvollen Oekonomisten Giovanni Fabbroni. Dann wählte er bedeutendere Stoffe, indem er über Zeitgenossen schrieb, über Ippolito Pindemonte; über Angelo Fabroni, seinen väterlichen Freund; über Antonio Canova, dessen warmer Verehrer er war; über Andrea Vaccà Berlinghieri, den berühmten Augenarzt und Chirurgen, dessen Denkmal im pisaner Camposanto Thorwaldsen's schönes Relief des Tobias schmückt; über Gaetano Mecherini von Pisa, den Uebersetzer von Roscoe's „Leben Lorenzo's de' Medici"; über Giuseppe Antinori von Perugia, den in weitern Kreisen selten genannten feinen Kenner classischer und italienischer Literatur, über welche er viele Jahre lang an der Universität seiner Vaterstadt Vorträge hielt; über Giuliano Frullani, einen gleich ausgezeichneten Mathematiker und Beamten, welchem Toscana die Ausführung seines Katasters verdankt; über Pietro Obici von Modena, einen tüchtigen Lehrer der Mathematik an der pisaner Hochschule, u. m. a.: Arbeiten, die den Vorzug persönlicher Erlebnisse und Beziehungen haben und durch Wärme und Lebendigkeit anziehen, obgleich das Sentenziöse und Didaktische bisweilen zu sehr in ihnen vorherrscht. Oder er griff auch wol in frühere Jahrhunderte zurück. Sein Versuch über Francesco Guicciardini wird stets Werth behalten, wegen der glücklichen und gewandten Benutzung des historischen Hintergrundes, wegen der richtigen und ruhigen Beurtheilung einer Zeit und eines Autors, deren geistiger Glanz, viel mehr noch als geistige Größe, nicht blenden noch ihre heillose moralische Schwäche vergessen lassen darf — eines Autors, den man neuerdings zum Helden und Träger

italienisch-nationaler Gesinnung zu erheben sich bestrebt hat, während seine eigenen Schriften, bei allem ihrem staatsmännischen Scharfsinn und ihrer eloquenten Dialektik, doch das tiefe Verderben seiner politischen, socialen, sittlichen, religiösen Grundsätze, wie seine innere Zerrissenheit, welche die seiner Zeit war, bloßlegen und verklagen. Ich deute hier auf Ansicht und Bestreben der jüngsten Tage hin: Rosini, welcher in einer Zeit schrieb, die nach zwei Jahrzehnden der Revolution, der anarchischen wie der absolutistischen, sich des schwererkämpften Friedens freute und mit Mäßigung und Behagen seiner Güter genoß, ließ sich, obgleich ein Bewunderer der geistigen Kraft des Mannes, durch die Sophistik seiner Worte und Handlungen nicht täuschen, obgleich ihm selbst manches nicht ganz klar war in der höhern Moral, weniger durch eigene Schuld als durch die Schuld der Zeit, in der er groß geworden war und die alles in Frage stellte. Wenn er ausführt, wie die Epoche, in welche Guicciardini's Jugend fiel, ihn rasch bildete, seinen Geist schärfte, seine Erfahrung reifte; wenn, wie er sagt, die Ereignisse jener Tage in der Sinnes- und Denkungsart des Jünglings den Samen der Standhaftigkeit und Kraft niederlegten, die ihn nie verließen in den Wechselfällen seines Lebens: so hätte er billig hinzufügen sollen, daß die verderblichen Richtungen derselben Zeit seine eigene Richtung bestimmten, die das Recht in der Kraft, das Erlaubte im Nützlichen sah, die das Gute und Schlechte nur nach dem Gewicht der Umstände maß, nicht nach seiner absoluten Bedeutung noch nach innerm Werth und Sinne.

Die Lobrede auf Galileo, welche er bei der Aufstellung der Statue des großen Mannes, bei Gelegenheit der pisaner Gelehrtenversammlung im Herbste 1839, vortrug und die in seiner Schilderung der zwei Jahre später eingeweihten Galileo-Tribune im naturwissenschaftlichen Museum zu Florenz

gewissermaßen eine Ergänzung fand, ist ein Zeugniß seiner in ihrer Unabhängigkeit Maß und Recht nicht misachtenden Gesinnung und ein Beispiel geschickter Benutzung verschiedenartigster Materialien; im wesentlichen heute noch in den Resultaten genau und treu, obgleich die letzten Jahre die Masse jener Materialien, namentlich durch Albèri's und Marini's Arbeiten (denen ich die Libri'sche gern beizählen würde, wäre sie nicht durch Parteigeist gefälscht), nicht unbedeutend gemehrt haben. Der schon erwähnte Versuch über Canova ist ein Zeugniß seiner warmen Liebe zur Kunst, vereint mit der innigen Verehrung gegen einen Mann, welchen Ueberschwenglichkeit des Urtheils und jene einseitig-hohle Geschmacksrichtung, die in der Zeit der französischen Republik und des Kaiserreichs das Studium und die Nachahmung der Antike auf falsche Bahnen lenkte, zu hoch gestellt haben mag, der aber den Ruhm eines Regenerators der Sculptur, ein Ruhm, den jeder ihm einräumen muß der die Werke der unmittelbar vorausgegangenen Zeit mit den seinigen vergleicht, mit edeln Eigenschaften des Geistes und Herzens vereinigte. Diesen kleinen Arbeiten von reichem Inhalt und sorgfältiger Form schließt sich an der Versuch über Torquato Tasso's Liebe und Gefangenschaft, in der Beurtheilung des unbesonnenen wie unglücklichen Dichters und gleicherweise in den wesentlichen Resultaten der Untersuchung ohne Zweifel richtig, wenngleich manches Problematische mit zu großer Zuversicht als Thatsache hingestellt und zweideutigen oder völlig apokryphen Documenten unvorsichtigerweise Glaube beigemessen ist.

Die letztgenannten Schriften und Arbeiten nebst einer Menge kleinerer, die nicht einzeln aufzuführen sind, gehören einer ganzen Reihe von Jahren an, vom Sturze der Napoleonischen Herrschaft an bis tief in die vierziger Jahre herein. Rosini, welcher, obgleich durch die kaiserliche

Regierung mannichfach begünstigt, doch mit allen Toscanern die Rückkehr Großherzog Ferdinand's III. und die Wiederherstellung der Autonomie, ohne welche alles Leben in Toscana doch nur Scheinleben ist, freudig bewillkommnet hatte, verblieb während dieser Zeit in seiner akademischen Stellung in Pisa, die Ferienzeit theils in Florenz verbringend, theils zu Reisen durch Italien benutzend. Seine literarische Thätigkeit umfaßte aber noch manches neben dem schon Erwähnten, neben akademischen Reden und Vorträgen über vaterländische Literatur, neben den Streitschriften, die er mit den Lombarden in Angelegenheiten der Crusca und des Rechts der toscanischen Sprache als Schriftsprache, mit einem Toscaner und einem Modenesen über die Geschichte Tasso's und der Prinzessin Eleonore, zunächst aus Anlaß des obenerwähnten Versuchs über des Dichters Liebe und die geheimen Ursachen seiner Gefangenschaft, nebenbei auch mit Beziehung auf die meist falschen Alberti'schen Tasso-Documente, mit andern über anderes wechselte. Literarische Fehden, zu oft durch Leidenschaftlichkeit vergällt und auch wol auf ein anderes Gebiet als das literarische hinübergespielt, während sie in bittere Persönlichkeiten ausarteten. Zwei waren aber die Hauptfächer seiner Thätigkeit reiferer Jahre, das der Kunstgeschichte und jenes des historischen Romans.

Obgleich vielbewandert in manchen Zweigen der Geschichtswissenschaft, war Rosini mehr Literat als Historiker. Er war es auch in seinen kunstgeschichtlichen Arbeiten. Durch den vieljährigen Aufenthalt in Pisa auf die Betrachtung des Entwickelungsganges der toscanischen Kunst vorzugsweise hingewiesen, beschäftigte er sich doch ungleich weniger mit urkundlicher Forschung als mit Kunstästhetik, die, abgesehen von ihrem dilettantisirenden Wesen, ihn, nach der Richtung der Bildung seiner Jugend, nothwendig auf manche Abwege

bringen mußte. Immerhin jedoch ist es als bedeutender Gewinn und als gutes Zeichen zu betrachten, daß er den Gemälden des Camposanto seine Aufmerksamkeit zuwandte. Von Vasari's Zeit an bis auf Alessandro Morrona und Sebastiano Ciampi, das heißt von der Mitte des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, ziemlich vergessen, sodaß man nicht nur der langsamen aber sichern Zerstörung durch die Zeit durchaus keinen Einhalt that, sondern auch den untern Theil der Wände des herrlichen Baumonuments durch geschmacklose Denkmale der schlimmsten Zeit entstellen ließ, begann der wundervolle Bildercyklus, der in seinen verschiedenen Abtheilungen die Geschichte der Genesis und das Leben des Heilands, sowie Heiligenlegenden und allegorisch-historische Darstellungen in Vergegenwärtigung der dichterischen Phantasien der großen schöpferischen Epoche italienischer Poesie umfaßt, den der mittelalterlichen Kunst lange entwöhnten Gemüthern wieder nahe zu treten und verständlich zu werden. Daß es geschah, daß dem schlechten Geschmack der Napoleonischen Epoche, politisch, literarisch, künstlerisch, in falsch verstandener Nachahmung des imperatorischen Römerthums befangen, dieser Sieg abgerungen ward, ist großentheils ein Verdienst Rosini's, in höherm Grade als seines Zeitgenossen und damaligen Collegen Ciampi, dessen tüchtige Forschungen erst später rechte Würdigung fanden, währeud sie seltsamerweise jahrelang unbeachtet blieben und keine Nachahmung weckten. Er machte den Kupferstecher Carlo Lasinio, dessen äußerst mäßiges Talent mehr als viel größere Gaben anderer geleistet hat, auf den Freskencyklus aufmerksam, und veranlaßte dessen große Nachbildungen, die den seltenen Reichthum der Compositionen der florentiner und sienesischen Meister des 14. Jahrhunderts, namentlich aber den des gemüthreichen, phantasievollen und doch stets in Wirklichkeit und Gegenwart fußenden

Benozzo Gozzoli, zuerst in weiten Kreisen bekannt gemacht haben und heute noch, nachdem die Originale in stets fortschreitendem Maße gelitten haben, das vorzüglichste Hülfsmittel zu deren Erkenntniß sind. Er erläuterte diesen Cyklus in einem zuerst 1810 erschienenen, mehrmals aufgelegten kleinen Buche, für dessen zeitgemäße Bedeutung einige historische Irrthümer und ästhetische Misgriffe nicht den Maßstab geben dürfen und das man heute noch gern als Wegweiser durch die majestätischen Hallen Pisano's benutzt.

Beinahe dreißig Jahre vergingen, bevor das große Werk ans Licht zu treten begann, dessen Gedanke, wie erwähnt, schon in Paris vor Rosini's Seele getreten war. Dieser ursprüngliche Gedanke war, wie wir von ihm selbst wissen, für die Geschichte der Malerei das zu leisten, was Cicognara für die der Sculptur geleistet hatte. Cicognara und Rosini hatten manches miteinander gemein. Beide gehörten einer Zeit an, in welcher das Mittelalter sich erst bei den Erwählten seine Geltung erkämpfen mußte, während es der Masse noch unverständlich war. Beide waren elegante, im Grunde sehr moderne Geister, die wol ein richtiges Gefühl künstlerischer Schönheit hatten, aber durch ihre Bildung in dem Suchen nach einem falschen Ideal befangen waren. Beide hatten eine Ahnung des Bildungsgangs christlicher Kunst, ohne jedoch den rechten Geist derselben zu erkennen. Der Eklekticismus Rosini's war am wenigsten geeignet, den Anforderungen an eine Kunstgeschichte zu genügen. Ueberdies erschien sein Buch, welches von vornherein etwas ganz anderes sein wollte als Lanzi's immer noch höchst brauchbare und umfassende pragmatische Darstellung, in einem Zeitpunkte, wo die großen ästhetischen Fragen auf dem Felde der bildenden Kunst alle angeregt waren, wo eine scharfgezogene Scheidelinie die Anhänger der verschiedenen

Meinungen trennte, von denen die der religiösen Kunst, mehr fremde als ursprünglich italienische Elemente in sich aufnehmend, in dem Franzosen Rio und dem Paduaner Selvatico ihre Häupter sah. Es erschien zu einer Zeit, wo die urkundliche Forschung, namentlich durch Rumohr und Gaye angeregt, mit jedem Jahre Riesenschritte machte, bei jedem Schritte das mangelhafte Fundament eines großen Theils des bisherigen historischen Baues aufdeckte, der auf Vasari's Biographien sich stützte. Rosini's Gebäude war nun, abgesehen von anderm, von der wunderlichsten Construction, mit seinen Versuchen einer Schulengenealogie, für die es, in ihren seltsamen Verzweigungen, nicht selten an allem positiven Nachweis gebrach. Zudem war die Kenntniß des Mittelalters, welche der Verfasser zu seiner Arbeit mitbrachte, eine mangelhafte. Recht bewandert war er eigentlich nur im 16. und 17. Jahrhundert, für die allein sein Herz warm schlug. Er verfiel nicht, wie der Franzose Stendhal-Beyle, in die Sünde, insgeheim Domenichino über Raffael zu stellen; aber er stand sonst wesentlich auf gleichem Standpunkte. Außerdem war er, wie in gleichem Falle Hirt, ein Mann vorgefaßter Meinungen, von denen kein Beweis ihn abzubringen vermochte. Wenn das Gefühl ihn bisweilen sicher leitete, wie in dem Streite über die Autorschaft bei dem Abendmahl in St.-Onofrio zu Florenz, das er nun und nimmer Raffael zuschreiben wollte, so war er doch zu andern malen im Irrthum, wo er ebenso fest auf seiner Ansicht beharrte, so in Bezug auf die Ansprüche Masaccio's und Filippino's an die Fresken in der Kirche des Carmine, wie auf die Madonna del Granduca und jene aus dem Hause Tempi, die er nie für Werke des Urbinaten gelten ließ. Für die ältere Zeit wenig zu gebrauchen, wie alle Bücher, welche, ohne feste kritische Grundlage, eine Vermittelung zwischen den Ergebnissen der neuern Forschung, zwischen den

oft übertriebenen Ansprüchen der Lokalgeschichte und den Nachrichten Vasari's oder gar Baldinucci's versuchen, ist das Werk in den spätern Jahrhunderten doch eigentlich arm an Neuem, und die rhetorische Form, die zu häufige Anwendung eines oft gesuchten Parallelismus, die dadurch veranlaßten übermäßigen Allgemeinheiten die mit der Sache wenig oder nichts zu thun haben, und ein gewisses apodiktisches Räsonnement, wie eine häufig zu vage und wenig prägnante Ausdrucksweise und Terminologie, sind nicht dazu gemacht, für den, der schärfere Charakteristik und festere Begründung sucht, die Grundfehler der Gesammtanlage zu verbessern.

Darum ist das große mühsame Werk doch keineswegs ohne Werth. Der Verfasser hat viel gesehen und auch secundären Künstlern eine Aufmerksamkeit gewidmet, die der Geschichte vielfach zugute kommt, ohne das richtige Verhältniß zu beeinträchtigen, während eine relative Vollständigkeit erzielt ist. Er stempelt nicht, wie der Graf Alessandro Cappi in Ravenna, einen Luca Longhi zum Raffael, um sich dabei von den Kupfertafeln des eigenen Werks Lügen strafen zu lassen; aber er macht, mit richtigem Takt, manches Unrecht und manche Vergeßlichkeit wieder gut. Mit dem ihm eigenen literarischen Geschick und Talent zieht er sodann, zur Charakteristik einer Epoche, von der allgemeinen und der Culturgeschichte so viel hinein, als erforderlich ist, der Darstellung Leben zu geben und die Verbindung zwischen Kunst, Literatur und Leben klar zu machen. Sieben Bände, die von 1839—54 ans Licht traten, umfassen das Gesammtgebiet der Malerei, in vier große Abtheilungen zerfallend, die von den Ursprüngen bis auf Masaccio, von Filippo Lippi bis auf Raffael, von Giulio Romano bis Baroccio, von den Carracci bis Andrea Appiani gehen. Der große, sorgfältig und umsichtig angelegte, wenngleich

keineswegs in gleichem Maße sorgfältig und treu reproducirte Apparat von Monumenten, mehrere Hunderte von großen und kleinen Kupfertafeln, ist immer höchst dankenswerth und brauchbar, als umfassendste und im ganzen gewählteste Sammlung dieser Art. Das Werk ist um ein volles Vierteljahrhundert zu spät gekommen; somit hat es keinen rechten Fuß fassen können, weder beim Publikum, das entweder Eingehenderes suchte oder gedrängtere Fassung vorzog, oder endlich das magistral-aphoristische für das erzählende Element hingegeben hätte, noch vor der Kritik, welche, indem sie die Vorzüge über den Schwächen zu sehr außer Acht ließ, zu einem unerquicklichen Federkriege Anlaß gab, in welchem beide Theile sich den Sieg zuschrieben.

Es bleibt nun noch übrig, Rosini als Erzähler und Dichter zu betrachten. Er war von Natur äußerst empfindlich und reizbar; nichts aber vermochte den Fluß seiner Rede so zu beschleunigen, und hundertmal wiederholte Citate von Namen und Daten, und Berufungen auf alte Freunde, selbst auf alte Gegner heraufzubeschwören, wie die bisweilen in aller Unschuld fallen gelassene Aeußerung, die „Nonne von Monza“ sei eine Nachahmung der „Verlobten“. Man bekam dann unfehlbar mit allem Detail zu hören, wie er schon im Jahre 1808, „also vor Walter Scott“, den Plan eines historischen Romans entworfen habe, der die Geschichte des Erasmus von Rotterdam in der Umgebung seiner Zeit behandeln sollte; wie sodann im Frühling 1828, somit nur kurze Zeit nach dem Erscheinen der „Verlobten“, der Druck der „Nonne“ begonnen sei, eines Romans, welcher umfassende und langwierige Studien voraussetze; wie noch niemand in demselben Maße sich das Ziel gesteckt habe, den Zustand der Wissenschaft, Literatur und Kunst in einer gegebenen Epoche mit specieller Beziehung auf den Schauplatz der Handlung zu schildern, wie es in gedachtem Buche

geschehen sei. Kurze Zeit vor seinem Tode — ich glaube in dem letzten von ihm gedruckten Blatt — wiederholte er dies in einem Schreiben an Lamartine (der damals wol an anderes als an Rosini's Roman und an sein florentiner diplomatisch-literarisches Leben zu denken hatte!), zur Abwehr gegen eine in der „Revue des deux mondes“ enthaltene Kritik von Perrez, dem radicalen Biographen Savonarola's, der die arme „Nonne“, ungeachtet ihrer fünfundzwanzig Auflagen, auf die der Verfasser nicht mit Unrecht sehr stolz war, eine undankbare Tochter der „Verlobten“ und nebenbei phantasiearm und effectlos schalt. Rosini hatte thatsächlich recht. Seine historischen Romane haben nichts mit Manzoni zu thun. Aber der Vortheil ist nicht auf ihrer Seite, und daß er die „Nonne“ allen Ernstes für ein besseres Buch hielt als die „Verlobten“, ist die ärgste Selbstüberschätzung, deren er sich je schuldig gemacht hat. Was er im Jahre 1808 in der Form eines Romans ersann, hat auf diesen Namen ungefähr denselben Anspruch wie Barthélemy's „Anacharsis“. Er wollte seinen Erasmus in Italien von Stadt zu Stadt, von einem großen und berühmten oder berüchtigten Manne zum andern führen, um auf solche Weise das Zeitalter Leo's X. zu schildern. Später mäßigte er seine gelehrte Conception, aber der Grundton blieb derselbe.

Seine Romane sind nichts anderes als die mehr oder minder detaillirte Ausführung irgendeiner historischen Thatsache oder einer Folge von Begebenheiten, mit den geschichtlichen Personen und den Monumenten der Zeit, belebt durch mancherlei theils ganz ersonnene, theils auf historischem Boden ausgeschmückte Umstände, durch Charakterzüge und Anekdoten; ein Mittelding zwischen Geschichte, Chronik, Memoiren, Roman; nicht frei von Willkürlichkeiten und Anachronismen, weil nicht Geschichte; ohne echt künstlerische

Anlage, Durchführung, Gesammtwirkung, weil zu sehr durch gegebene Factoren bedingt, um freier Schöpfung Raum zu lassen; sonach mit den vielen und merklichen Uebelständen einer Zwittergattung, deren eigentlicher Charakter sich schwer bestimmen läßt; Uebelstände, noch verdoppelt durch des Verfassers Unvermögen, eine spannende Romanintrigue zu ersinnen und seinen Romanfiguren Leben und Leidenschaft einzuhauchen. Es sind, mit einem Worte, historisirende Gemälde eines sehr belesenen und kenntnißreichen Mannes, der kein Dichter ist. Hiermit soll jedoch diesen Büchern ihr vielseitiges Verdienst, ja der Reiz den sie für den Leser haben, nicht abgesprochen werden. Dies Verdienst besteht von vornherein in dem treuen, lebendigen, figurenreichen, bewegten Gemälde der Zeit, in der markirten Porträtirung historischer Figuren, in der Belebung der Schilderung durch Charakterzüge, Anekdoten, Zwischenfälle aller Art, in dem im allgemeinen gewandten Verweben der merkwürdigsten Erscheinungen des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in die Handlung. Es mag sein, daß bisweilen der Gelehrte mehr denn billig durchscheint, daß wir ästhetische Abhandlungen erhalten oder akademischen Erörterungen beiwohnen, wo wir Fortschreiten der Handlung oder Wirken der Leidenschaften erwarten, daß ein historisches Datum dem Erguß des Gefühls in den Weg kommt, daß wir an der Hand des Cicerone zu wandern statt an dem Herd des Erzählers zu sitzen glauben. Aber das Geschick, womit das Gemälde von Zeit, Personen, Stimmungen, Dingen vor uns aufgerollt wird, ist immer nicht gering anzuschlagen.

In der „Nonne von Monza“, deren Protagonisten unglücklich gewählt, deren Verwickelung ungeschickt, deren Ausgang den Regeln künstlerischer Composition widerspricht, steht das Florenz der spätern Mediceischen Herrschaft vor uns, die Epoche Großherzog Ferdinand's II., mit dem er-

erbten legitimen Glanze aus der Vergangenheit und den vielen Schwächen und Sünden der Gegenwart, der Mitte des 17. Jahrhunderts, der Zeit der Dii minorum gentium in Politik, Literatur, Kunst, unter denen der einzige Galileo in angefochtener, aber zweifelloser Größe ragt. Alle übrigen historischen Personen, denen wir in dem Buche begegnen, haben wol ein gewisses relatives Interesse, insofern Zeit und Umgebung sich in ihnen abspiegeln. Dies Interesse ist jedoch ein beschränktes und gewissermaßen lokales, und man kann selbst den Italienern anderer Landestheile nicht zumuthen, daß Lorenzo Lippi, der Verfasser des außerhalb Toscanas schwer verständlichen komischen Heldengedichts „Malmantile racquistato“, oder Francesco Bracciolini, der schmuziggeizige Secretär des Cardinals Maffeo Barberini, dessen „Scherno degli Dei“ gewiß keiner nach der „Secchia rapita“ Alessandro Tassoni's liest, oder der Satirendichter Jacopo Soldani u. a. ihnen wichtig oder interessant genug erscheinen sollen, um endlosen Conversationen, zu deren Verständniß häufig Anmerkungen erforderlich sind, ohne Ungeduld beizuwohnen. Der Verfasser, während er den Gedanken der Nachahmung der „Verlobten“ weit von sich wies, forderte doch selbst zum Vergleich auf, indem er eine Episode des Manzoni'schen Romans wählte, um den Faden des seinigen zu spinnen: in jeder Hinsicht eine unglückliche Wahl, weil der Abstand zwischen beiden Büchern oder zwischen dem einen und dem andern Genre zu groß ist, und weil die Geschichte der schuldvollen nnd unglücklichen Nonne, in der Art wie der Roman sie mit dem Gefährten ihrer Abenteuer durch einen großen Theil Italiens hermzerrt, ein zu loses Gewebe bietet, sodaß das Ganze vielmehr eine Reihe von mehr oder minder interessanten Episoden ist, als eine kunstgemäß durchgeführte Handlung. Daß Rosini, durch die Wahl der Person Geltrudens als vornehmste Heldin

seiner Erzählung, von selbst zu jener Vergleichung mit Manzoni herausfordert, ist eine um so seltsamere Erscheinung, als es ursprünglich seine Absicht war, die Ereignisse in Toscana, welche bei weitem den Hauptinhalt bilden, an die Geschichte der Barbara degli Albizzi als Hauptperson zu knüpfen, während derselben in dem Romane, wie er vor uns liegt, nur eine Nebenrolle zugewiesen ist und man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, als hätte irgendein äußerer Grund den Autor veranlaßt, den Ergebnissen seiner, wie der Augenschein zeigt, langen und fleißigen Studien über Zeit und Lokalitäten eine ihnen von vornherein nicht zugedachte Form zu geben. Die Scenen florentinischen Lebens und Treibens, mit den vielen treuen und gelungenen örtlichen Schilderungen, und den zahlreichen, zum Theil mit nicht gewöhnlichem Geschick auf die Scene gebrachten historischen Figuren, ermangeln keineswegs der Anschaulichkeit und Wirksamkeit, und das Buch wird immer eine gewisse literar- und culturgeschichtliche Bedeutung behalten. Aber Personen und Dinge sind doch nicht wichtig genug, um so große Ausführlichkeit zu rechtfertigen, und die einzelnen Theile haben oft so wenig mit dem eigentlichen Gegenstande des Romans zu thun, daß man sie bequem herausschneiden kann, ohne eine Lücke zu lassen.

Eine ungleich interessantere, bewegtere, thätigere, an kräftigen und im Guten wie im Schlimmen bemerkenswerthen Charakteren reichere Zeit führt uns die „Luisa Strozzi" vor, die Zeit der letzten Zuckungen der Republik Florenz und der Nachwirkungen des reformatorischen Geistes Fra Girolamo Savonarola's, bei der endlichen Begründung der Mediceischen Gewaltherrschaft. Wir treten in eine große Galerie historischer Porträts: da ist Herzog Alexander Medici mit Francesco Guicciardini und Baccio Valori, mit dem verständigen kaiserlichen Gesandten Muscettola und

dem zum Italiener gewordenen deutschen Dominicaner Nikolaus von Schomberg; da ist die ganze Familie der Strozzi, der zu seinem Verderben bestandlose Filippo, die männlich-entschlossene Clarice, die beiden tapfern Söhne Piero und Leone, alle mit markirten und bedeutenden Zügen; da sind die hervorragenden Künstler, Michel Angelo Buonarroti, Baccio Bandinelli, Benvenuto Cellini, Soddoma, Pacchiarotto, Tribolo; die Dichter und Literaten Luigi Alamanni, Francesco Berni, Girolamo Benivieni; die florentinischen Ausgewanderten auf sienesischem Boden, an ihrer Spitze Dante da Castiglione, der Ajax der untergehenden Republik; die Dominicaner von San-Marco, in denen der Geist Fra Girolamo's so lange fortlebte, ja heute noch nicht ganz erstorben ist; da sind endlich die hohen und niedern Werkzeuge und Stützen einer Tyrannei, die den alten Volksgeist völlig brechen mußte, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Ungeachtet aller zum Theil sehr offenbaren Schwächen der eigentlichen Composition, interessirt und spannt diese ganz auf dem Boden der Wirklichkeit fußende Darstellung durch geschickte Benutzung historischer Momente, durch verschiedene gut erzählte Episoden, durch die Anschaulichkeit der Lokalität so in Florenz, Pisa, Siena wie in den Umgebungen, durch gewandte Einführung des populären Elements. Sie interessirt und spannt durch die Wärme der Empfindung und die treue Wiedergebung des Colorits und der Stimmung einer vielfach und in den verschiedensten Richtungen bewegten, thränenreichen und sittlich verkommenen, aber noch widerstandsfähigen, an großen Charakteren fruchtbaren Epoche, die das rechte Widerspiel ist von dem, was Toscana in spätern Zeiten wurde, als den schlimmen Leidenschaften die Spitze abgebrochen, in demselben Maße aber der höhere moralische Sinn abgestumpft und die Thatkraft erstickt ward; Ursachen jener Mattigkeit, die vor vielen Excessen bewahrt,

aber auch vieles Gute verhindert und in ihrem Gefolge die trostlose Indifferenz geführt hat, die am Ende auch dem Schlimmen keinen Damm mehr entgegenzustellen vermag.

In diesen beiden Romanen gab Rosini den Charakter der Zeit mit Glück wieder; in weit geringerm Grade gelang ihm dies in dem dritten und letzten, „Ugolino della Gherardesca". Das Sujet war nicht glücklich gewählt, insofern als die furchtbare Entwickelung durch eine der beiden berühmtesten Episoden der „Göttlichen Komödie" mit unerreichbar tragischer Kraft jedem vor die Seele gerückt ist, während für den Zweck des eigentlichen Romans die Epoche zu weit hinter uns liegt, und es eines ganz andern Talents als das des Verfassers bedurft hätte, diesen Figuren wirkliches Leben einzuhauchen. In der That sehen wir eine Reihe zum Theil glänzender und großartiger Bilder an uns vorüberziehen, Pisa zwar schon herabgesunken von der Höhe seiner Macht, aber noch die belebte Vermittlerin zwischen Orient und Occident; wir sehen den Aufwand großer, aber ungeregelter Kraft in den Kämpfen, welche die italienischen Städte gegeneinander führten, wie sie in denselben in heilloser Zerrissenheit den eigenen Herd verwüsteten; wir sehen das heitere Aufblühen der jungen Kunst, die eben erst wiedererwacht aus dem Schlafe der barbarischen Jahrhunderte, um in der Betrachtung der Antike, unbeschadet des christlichen Geistes, die byzantinische Fessel abzustreifen. Aber wir folgen mit mäßigem Interesse dem Gange der Erzählung selbst, wobei wir nicht warm werden, und deren Ende, ebenso wie das der „Luisa Strozzi" und der „Nonne von Monza", des Verfassers gänzliches Unvermögen an den Tag legt, den geschürzten Knoten kunstgemäß zu lösen.

Was immer man von Rosini's historischen Romanen, als Kunstwerke erzählender Gattung betrachtet, urtheilen mag, so bleiben sie doch interessante und in ihren Grund=

zügen wahre Gemälde Toscanas im 14., 16. und 17. Jahrhundert, in den Zeiten nämlich des Kampfes der Communen und der alten großen Factionen, als diese noch ihre wahre Bedeutung bewahrten; in denen des Untergangs der letzten Freistaaten des Mittelalters, welcher mit der Begründung des Uebergewichts der Fremdherrschaft in Italien zusammentraf; endlich in jenen des überhandnehmenden Verfalls italienischer Unabhängigkeit, Sitte, Literatur und Kunst. Man kann diese Darstellungen, um ihr Verhältniß zur wirklichen Geschichte zu bezeichnen, Landschaftsbildern vergleichen, die nicht eine eigentliche Vedute, sondern den Charakter irgendeiner Gegend wiederzugeben beabsichtigen, deren Gegenstand jeder erkennt, in denen aber der Maler durch Kürzen oder Ausdehnen der Linien und durch veränderte Anordnung von Accidenzien dem künstlerischen Bedürfniß gerecht zu werden sich bestrebt hat. Sie dienen nicht dazu, Geschichte zu studiren, aber sie bringen keine falschen Züge und Anschauungen und sind auch für den, der die Geschichte kennt, anziehende Gesammtbilder. So ist der Beifall, den diese Romane trotz mehrseitigen Widerspruchs gefunden haben, erklärt und gerechtfertigt, darf man sie auch nicht vergleichen mit der ungleich höhern und feinern künstlerischen Conception, der moralischen Schönheit, der weit sicherern Porträtirung der „Verlobten", von denen mit vollem Rechte gesagt worden ist, daß sie, obgleich Roman, von der Lombardei in ihrem traurigsten Verfall, das heißt unter der spanischen Herrschaft, eine weit klarere und treuere Anschauung geben als irgendein Geschichtswerk von gleichzeitiger oder späterer Hand.

Von Rosini als Dichter ist nicht viel zu sagen, obgleich er gekrönter Dichter war und Verse machte bis zu seinen letzten Lebenstagen. Ihm fehlte das heilige Feuer, nicht Uebung und Form poetischer Sprache, noch eine zu wohl-

feiler Leichtigkeit gesteigerte Gewandtheit in der Mehrzahl der Dichtungsgattungen. Er versuchte sich in den meisten derselben, im Epos, in der Ode, in fast allen übrigen lyrischen Formen, wie, mit geringem Glück, im dramatischen Fach. Sein bekanntestes Schauspiel, „Torquato Tasso“, ist zugleich das erste Werk, welches er für die Bühne schrieb; es ist in Prosa, während er einen „Gilblas“ und anderes in Versen schrieb. Seiner Gelegenheitsgedichte ist eine bedeutende Zahl; ohne gerade ausgezeichnet zu sein, stehen sie doch über dem Gewöhnlichen. In einem Gedicht seiner letzten Jahre schlug er einen Ton an, welcher zeigte, wessen er bei größerer Sammlung fähig war: in den Terzinen an Pietro Tenerani, dessen kunstreiche Hand sein Brustbild geformt hatte. Ein Gesang, in welchem er die Begegnungen und Erlebnisse seiner Jugendjahre wieder vorüberziehen ließ vor seinem geistigen Auge, die veränderte Zeit, die veränderte Richtung, den veränderten Geschmack betrachtend, von Parini an, dem Gegner des schwülstig leichtfertigen Genre, der „sich waffnete mit dem bittern Lächeln und dem züchtigen Stil“, bis zum Lauf der „entzügelten Rosse“, deren regelloser Bahn Ueberdruß und Ermüdung endlich ein Ziel setzen müssen, am Tage, wo die Sonne aufsteigt, die Phaëthon's Irrfahrt und Sturz ins Gedächtniß zurückruft. Den spätern Zeiten gehören die dramatischen Versuche an, seinen schwächsten Producten beizuzählen, mögen wir die Lustspiele betrachten oder die vielmehr dialogisirten als dramatisirten Geschichten Torquato Tasso's und der Luisa Strozzi. Jene sind ohne komische Laune, diese ohne dramatischen Nerv, beide ohne Wirkung und ohne spannende Verwickelung.

So vielfach und verschieden waren die Richtungen, nach welchen hin Giovanni Rosini's literarische Thätigkeit sich entwickelte, während eines äußerlich mannichfach begünstigten

wenig gestörten Lebens. Jahre waren vergangen nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft in Italien, von welcher heute posthume Geschichtsphilosophie uns glauben machen will, ihr eigentlicher Gedanke und Zielpunkt sei gewesen die Einsetzung der italienischen Nationalität in ihre verkannten Rechte. Toscana hatte unter Großherzog Ferdinand friedliche und im ganzen glückliche Tage gelebt. Die freundliche Gewöhnung an bequeme Verhältnisse, deren milde Formen den Mangel an wahrhaften Fundamenten und an Anstalten zum Aufbau für die Zukunft momentan den Augen und der Betrachtung entzogen, ließ die in andern Theilen der Halbinsel ausbrechenden Stürme von 1820—21, wie die von 1831—32, wenn nicht ohne drohende Anzeichen doch ohne nahe Gefahr vorüberziehen. Diese ruhigen Jahre, auf welche die bewegte Gegenwart mit Sarkasmen, aber schwerlich ohne geheime Sehnsucht zurückblickt, waren für Rosini eine Zeit vielseitigen Schaffens, dessen Ergebnisse größtentheils dem Leser vorgeführt worden sind. Seine äußern Verhältnisse, bequem wenn nicht glänzend, blieben unverändert; unverändert blieben auch seine literarischen Grundsätze. In der jungen Welt, die ihn, nicht selten mit gewaltigem und lästigem Lärm umringte, blieb er den Traditionen seiner Jugend treu, wie der classischen Zeit der italienischen Literatur. Er verwies immer wieder auf das Beispiel Alfieri's, der von sich selbst erzählte, wie er in schon reifen Jahren sich gebildet durch anhaltendes Studium Dante's, Petrarca's, Ariosto's und Tasso's „und weniger andern“. „Wer würde sich der Nachahmung Alfieri's schämen?“ sprach er im Jahre 1840 zu der turiner Gelehrtenversammlung, welcher er, ohne seinen Zweck zu erreichen, die Einrichtung einer Abtheilung für classische Literatur im weitesten Sinne empfahl. „Heute fehlt es“, sagte er, „weniger an Autoritäten als an Ge-

legenheit, sich Gehör zu verschaffen; es fehlt nicht an der Zahl, nicht an Muße, wol aber an Mitteln, an Impuls, an einer Bühne. Wenn die Weisen und Erfahrenen den Platz räumen, nehmen die waghalsigen Neuerer ihn ein und fangen die Jugend in den Netzen jener Sophismen, welche nur eine sichere Hand zu zerreißen vermag." Er war jedoch, schon infolge der ersten Eindrücke seiner Bildungsjahre, welche, wie wir gesehen, in die Zeit der zu liberalen Ansichten und Bestrebungen Cesarotti's und seiner Anhänger fielen, keineswegs ein Pedant im Autoritätsglauben. Seine eigene Schreibart ließ, was strenge Beobachtung der höhern Reinheit und Feinheit und die Präcision der Form betrifft, manches zu wünschen übrig, während seine große Leichtigtigkeit ihn nicht selten die letzte Feile vergessen ließ. Er wies aber auch die gerechten Anforderungen veränderter Zeit und erweiterter Verhältnisse, fortgeschrittener Kenntnisse nicht ab; Zeugnisse davon sind, neben zahlreichen einzelnen Urtheilen über ästhetische und literarische Fragen, manche seiner eigenen Werke. Noch in spätern Jahren äußerte er, bei der Erwähnung von Vincenzo Monti's Kampf gegen die Crusca, seine Ansicht über die Nothwendigkeit des Festhaltens an den Autoritäten, eine Ansicht, die hier um so eher stehen mag, als sie zugleich von seinem Gerechtigkeitsgefühl Kunde gibt, insofern es sich um den Mann handelt, mit dem er eine schwere Fehde durchgekämpft hatte, welche durch das Zusammentreffen des literarischen Antagonismus mit landsmännischen Antipathien, mit der Auflehnung der Lombarden wider die Ansprüche der Toscaner, noch vergällt ward.

„Der gegenwärtige Zustand der Literatur in Italien", sagt er in der Biographie Giuseppe Antinori's, „ist der redendste Beweis der Folgen dieses Umstürzens aller Ordnung, dieses Misachtens aller Autorität. Durch den Misbrauch seines schönen Talents eröffnete Monti allen mittel-

mäßigen und in ihrer Mittelmäßigkeit keinen Zügel duldenden Geistern den Weg zum mühelosen Eintritt in die Bahn und zum Umwälzen des Bestehenden. Man begann damit, Salvini und Lami beiseite zu schieben, man endigte mit Tasso und Petrarca; und als man mit den Alten fertig war, schob man, mit der gewohnten Steigerung ruheloser Revolutionen, ihn, Monti selbst, beiseite. Und wir Toscaner, die wir seine Lehren bekämpften, die wir die Folgen vorherverkündeten, wir müssen jetzt die Stimme erheben, wir müssen ihn vor den Angriffen seiner Gegner schützen und ihn vor der Ungerechtigkeit bewahren, die ihm den Ruhm eines großen Dichters streitig machen will. Trauriges Beispiel eines falschen Princips, zur Anwendung gebracht von einem glänzenden Geiste, der mehr auf die Stimme der Leidenschaft hörte als er auf die Lehre der Weisheit achtete, mehr nach dem leeren Beifall der Menge warb als er die strenge aber gerechte Würdigung der Nachwelt zu erlangen sich bestrebte."

Es ist begreiflich, daß seine literarischen Grundsätze, sofern sie die italienische Literatur betrafen, gleichfalls für seinen Geschmack und seine Richtung in der französischen maßgebend sein mußten, deren classische Epoche, von Corneille bis Voltaire, er gut kannte, deren ästhetische Principien er immer wieder zur Sprache und zur Anwendung brachte. Aber er gehörte der alten Schule nicht in dem Maße an, um der modernen Poesie Anerkennung zu versagen, was sich freilich nicht auf die romantischen Ausschweifungen in Lyrik, Dramatik und Roman erstreckte, wie er denn von Natur wie durch seine Bildung stets zu den maßhaltenden Geistern gehörte. Seine Freundschaft mit Frau von Staël, welche er im Winter 1816 während ihres längern Aufenthalts in Pisa fortwährend sah, und später mit Alphonse de Lamartine, welcher vor der Julirevolution

einige Jahre lang als französischer Legationssecretär und zeitweiliger Geschäftsträger in Florenz lebte und sich an die ausgezeichnetern Toscaner enge anschloß, ist Beweis genug, daß seine Richtung keine einseitige war.

Giovanni Rosini war schon ein alter Mann, als die Jahre der Unruhe, in der er seine Jugend verlebt hatte, für Italien wiederzukehren drohten, als das friedfertige Toscana, als das ruhige Pisa, in dessen ruhigstem Theile, zwischen dem erzbischöflichen Palaste und dem herrlichen Domplatze, seine geräumige schöne Wohnung lag, Scene einer politischen Bewegung wurden, deren Anfänge den stereotypen, durch Verschwörungen und Factionen hervorgerufenen italienischen Umwälzungen so wenig entsprachen, daß man sich eines bessern Ausgangs hätte versehen dürfen, wäre nicht durch unverständigste Maßlosigkeit und Ueberschätzung der Kräfte, wie durch Ungunst äußerer, drängender Umstände, bald alles in die gewohnte falsche Bahn gebracht worden. Rosini hatte nie selbstthätigen Antheil an politischen Dingen genommen, aber er hatte sich der Beachtung und Besprechung derselben nie entzogen. Die Jugendeindrücke der Französischen Revolution waren in ihm lebendig geblieben, wie die traurigen Folgen der Extreme nach beiden Richtungen hin, deren anarchische Tyrannei er im angehenden Mannesalter, deren absolutistische Tyrannei er in reifen Jahren in Italien erlebt hatte. Eine Vorliebe für gemäßigte repräsentative Formen war ihm geblieben; in dieser Vorliebe bestärkten ihn die grenzenlose, so unwürdige wie verderbliche und demoralisirende Confusion der von französischen Generalen und Tribunen geschulmeisterten und mishandelten italienischen Demokratien, und die Thaten und Erfolge der (wie Alfieri sich schon 1789 ausdrückte) inquisitorischen, räuberischen, guillotinirenden Freiheit, und die Großes wollende und erzielende, aber vor dem Fatalismus des Ueber=

schwenglichen machtlose Napoleonische Gewaltherrschaft, wie endlich das traurige Schauspiel der Ohnmacht der Mehrzahl der italienischen Staaten der Neuzeit, die er jeder Stütze der Autorität, der moralischen wie materiellen Kraft beraubt sah. Rosini gehörte zu der großen Zahl derjenigen, welche, wie Joseph Droz, glaubten, die Französische Revolution hätte geleitet werden können, wenn Ludwig XVI. dem Rathe Necker's statt den Eingebungen der Königin gefolgt wäre, und welche eine Art Demarcationslinie zogen, die zugleich für ihre Ansicht vom modernen Staat entscheidend ward. Dieser Ansicht, welcher man einen theoretischen Werth und unter gegebenen Umständen eine praktische Verständigkeit nicht absprechen kann, lieh er mehrfach Worte, so zur Zeit, wo dieselbe im wesentlichen in Toscana zu überwiegen schien, und auch dann noch, als die so traurigen wie schmachvollen Ereignisse des Herbstes und Winters 1848—49 manche Illusion zerstört und den constitutionellen Ideen in den obern Regionen alle Gunst entzogen hatten. Im Februar 1848, als Toscana eine Repräsentativverfassung nach dem Zweikammersystem erhielt, war Rosini zum lebenslänglichen Mitgliede des Senats ernannt worden, in welchem man einen Theil der alten florentinischen Verfassung, wie sie, ohnmächtig genug, unter den Mediceern und bis zur französischen Revolutionszeit bestanden hatte, wiederzubeleben beabsichtigte, wofür aber das Land in seinen momentanen Verhältnissen kaum geeignete Elemente darbot. Er nahm seinen Sitz in dem kurz lebenden toscanischen Parlament, aber nie hat er an einer Discussion sich betheiligt. Bevor die volksthümlichen Institutionen Wurzel fassen konnten, waren sie schon wieder umgestürzt durch den revolutionären Schwindel. Der Siebzigjährige sah, was der Zwanzigjährige gesehen hatte, das Exil seines angestammten Fürsten. Aber Ferdinand III. blieb funfzehn

Jahre hindurch dem schönen Toscana wenn nicht fremd doch ferne, Leopold II. fünf Monde. Und wie im Jahre 1799 das Volk zu Gunsten des abwesenden, durch die Uebermacht eines perfiden Feindes vertriebenen Herrschers aufstand, so im April 1849 zu Gunsten dessen, den die innere Umwälzung genöthigt hatte, in der Fremde Schutz zu suchen. Im erstern Falle jedoch war es ein von richtigem Gefühl geleiteter aber roher Aufstand des Landvolks und der untern Klassen, und die Restauration war bei erneutem Drang von außen von kurzer Dauer, während ein halbes Jahrhundert später eine allgemeine Volkserhebung gegen die Ochlokratie einen Umschwung herbeiführte, der schwerlich neuer Störung anheimgefallen wäre, hätte man ihn in dem Sinne eines im Bewußtsein, in der Zustimmung und Anhänglichkeit des Volks wurzelnden politischen Zustandes zu nützen verstanden oder vermocht.

Wenn diese politischen Stürme Rosini nur mäßig berührten, abgesehen von dem Umstande, daß die revolutionäre Regierung ihm, unter dem Vorwande seines hohen Alters, einen Coadjutor im Lehramte zur Seite setzte, so flossen seine letzten sechs Jahre in ungestörter Ruhe hin. Für manche patriotische Herzen waren diese Jahre eine Zeit bitterer Enttäuschung. Auf die, ungeachtet mancher Schwächen, anfänglich schöne und warme Erhebung von 1847 war so rasch das Fieber toller, großentheils niedriger Leidenschaft gefolgt, und dann jener sieche, unbehagliche Zustand, der das Alte herstellen sollte und nicht konnte, weil die Basis zerstört war, weil der rechte Glaube an Erfolg fehlte, und man sich somit an einer Sisyphusarbeit erschöpfte, woran aller gute Wille und vereinzelte Thatkraft scheiterte. In Pisa, wo, wie es in Universitätsstädten meist zu geschehen pflegt, die Aufregung unter Professoren und Studirenden groß gewesen war, theils Enthusiasmus, theils Strohfeuer, theils revolutio=

näre Velleitäten, war in gleichem Maße die Entmuthigung merklich. Sie wurde noch gemehrt durch die harte, ungerechtfertigte, unverständige Maßregel der Regierung, welche die Gesammtheit des schönen wissenschaftlichen Erbes so vieler Jahrhunderte zerstörte, welche so glänzenden wie legitimen Ruhm eigenwillig antastete und aufgab, indem sie, durch Verlegung der theologischen und der juristischen Facultät nach Siena, die Universität zerriß, indem sie eine in der bloßen Einbildung bestehende „toscanische Universität" mit getrennten Lokalitäten ersann. Eine Maßregel, unbegreiflich für den, der sich bewußt ist des nothwendigen innern, lebendigen Zusammenhangs aller wahren Wissenschaft; in der Praxis selbst mit zahllosen Schwierigkeiten verbunden, die durch das geringe Organisationstalent schlecht gelöst wurden und endlose Verwirrung nachschleppten. Wie verschieden waren diese Tage Pisas von jenen, welche Stadt und Universität zehn und mehr Jahre früher erlebt hatten! Damals gab es keine Gunst, deren die Hochschule nicht theilhaft ward, und man mochte des Wortes Lorenzo's de' Medici gedenken, welcher, als man ihm vorhielt, er gebe zu viel für Pisa aus, wo die Studentenzahl doch nicht die von Pavia und Padua erreichen könne, erwiderte, es genüge ihm, daß das Lehrercollegium Pavia und Padua übertreffe. Eine Menge tüchtiger Männer aus allen Theilen Italiens wurde nach Pisa gezogen, welchem die physikalisch-chemischen und naturwissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten Mossotti's, Matteucci's, Piria's, Savi's, die juristischen Vorträge Carmignani's, del Rosso's, Capei's, Bonaini's, die philosophisch-literarischen Centofanti's und unsers Rosini, die an Monumenten und literarischen Aufzeichnungen reichen Ergebnisse von Rosellini's ägyptisch-nubischer Reise, das Agrarinstitut Cosimo Ridolfi's, frisches und freudiges Leben gaben. Eine schöne Zeit, in welche die Gelehrtenversammlung

von 1839 fiel, durch welche Großherzog Leopold die Reihe jener friedlichen Congresse eröffnete, welche zum Austausch der Ideen, zur Erweiterung der Beziehungen unter den Italienern der verschiedenen Staaten so wesentlich beitrugen und im Herbste 1847 zu Venedig ein Ende nahmen, kurz vor dem Ausbruch jener Bewegung, zu welcher sie freilich auch mitgewirkt hatten, und deren Anzeichen bei dieser letzten Versammlung sichtbar genug wurden, wäre es auch nur in dem tumultuarischen Auftreten des Fürsten von Canino, des ersten Anregers der Gelehrtencongresse und den heftigen Declamationen des nachmals oftgenannten Daniele Manin.

Die neuen ungünstigen Verhältnisse, ungünstig für die Wissenschaft, in deren Lebensmark man mit ungeschickter Hand hineinschnitt, ungünstig für die Stadt, deren Blüte abhängig ist von der Blüte der Hochschule, mußten auch Rosini berühren. Aber er war, wie gesagt, ein alter Mann; seine Thätigkeit an der Universität war nur noch eine beschränkte, und wenn seine geistige Lebendigkeit dieselbe blieb, so wirkten doch begreiflicherweise äußere Anlässe in minderm Grade auf ihn als auf jüngere. Er begann in diesen Jahren seine Denkwürdigkeiten, von denen er ein Fragment drucken ließ, in Form einer Besprechung des Briefwechsels Cesarotti's und des Monti'schen. Im Eingange gegenwärtiger Charakteristik geschah dessen Erwähnung. Zu sehr im Conversationston gehalten, reich an Anspielungen und Beziehungen wie seine mündliche Unterredung, welcher indeß das Geschriebene nothwendig nachstehen mußte, weil eben der leichte Fluß der Rede und die Lebendigkeit des Blicks sowie die mannichfache Inflexion der natürlichen und unterhaltenden Uebergänge fehlte, läßt dieser Anfang doch bedauern daß er Fragment geblieben, durfte man auch, nach der ganzen Anlage, kein Gegenstück zum Leben Alfieri's

erwarten. Er legte nämlich, wie sich schon aus der gegenwärtigen Schilderung ergibt, literarischen Kleinigkeiten, um nicht zu sagen Miseren, viel zu große Wichtigkeit bei und kam zu gern auf längst vergessenen und an sich unbedeutenden literarischen Anekdotenkram mit tausend Eifersüchteleien und frondirenden Ansprüchen und lästigen Berufungen auf gedruckte und mündliche Zeugnisse zurück, als daß es ihm möglich gewesen wäre, Memoiren im höhern Sinne zu schreiben. Er dichtete damals die schon erwähnten Terzinen an Tenerani, vielleicht die beste seiner Poesien nach gewichtigem Inhalt und schöner gedrängter geschlossener Form, wenngleich die Wirkung vielleicht durch den Umstand beeinträchtigt wird, daß nur dem in die neuere Literargeschichte Eingeweihten das Verständniß leicht ist. Er unterwarf frühere Arbeiten, so seine eben erst vollendete „Geschichte der Malerei", nochmaliger Durchsicht, und übersetzte kurz vor seinem Tode Michel Beer's „Struensee" in italienische Verse. Musikalische Zwecke, zur Benutzung der Meyerbeer'schen Compositionen, scheinen den ersten Anlaß gegeben zu haben; doch ist es immer ein seltsamer Umstand, daß ein Altmeister italienischer Literatur, erklärter Gegner der Freiheiten englisch-deutscher Dramatik, mit der Uebertragung eines deutschen Schauspiels seine lange Laufbahn beschließen mußte.

Bis zum Ende dieser Laufbahn lebte seine Liebe zur Kunst, für die er unausgesetzt thätig war. Er hatte, wie gesagt, die Geschichte der italienischen Malerei bis zur neuern Zeit dargestellt. Er hatte Canova's Leben geschrieben, und wenn er den Künstler zu hoch stellte, so erwies er dem edeln unabhängigen Charakter gebührende Ehre, indem er in seiner Darstellung klar zu machen sich bestrebte, daß die Trefflichkeit der Kunst in nothwendigem Zusammenhange steht mit der Tüchtigkeit der Gesinnung und der Güte des Herzens. Er hatte nicht nur die Aufmerksamkeit auf die lange ver-

nachlässigten Fresken des Camposanto gelenkt, sondern sich auch als Vorsitzender der Kunstschule um die Erhaltung dieses wundervollen Denkmals mittelalterlicher Kunst sehr verdient gemacht. Er hatte nach und nach eine gewählte und nicht unbedeutende Sammlung von Werken der Malerei und Sculptur gebildet, und blieb so in lebendiger häuslicher Wechselbeziehung zur Kunst, deren Denkmale er auf den zahlreichen Wanderungen seiner vorgerücktern Jahre wiederholt besichtigte. Er wollte endlich noch der Stadt, in welcher er ein halbes Jahrhundert lang lebte und wirkte, ein Kennzeichen seiner Liebe hinterlassen, durch die Herstellung jener der Mitte des 12. Jahrhunderts gehörenden Kirche zum Heiligen Grabe, welche dem Architekten des Baptisteriums, Diotisalvi, zugeschrieben wird; ein Monument der alten Größe und Gloria Pisas, insofern es der Theilnahme der berühmten Handelsrepublik an den Kreuzzügen und der Thätigkeit der im Orient gestifteten christlichen Ritterorden seine Entstehung verdankt. Die Restauration dieses merkwürdigen Achtecks, durch Zeit und Menschenhände arg beschädigt, durch Erhöhung des Bodens in der Niederung des Arno bedeutend in seiner architektonischen Wirkung beeinträchtigt, war großentheils vollendet, als der, welcher sie veranlaßt und unermüdet dafür gesammelt hatte, die Augen schloß.

So war Giovanni Rosini. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, dem Leser, der diesen begabten und verdienten Mann nicht gekannt hat, ein anschauliches Bild von ihm zu geben: eine schwierige, wenn nicht unmögliche Aufgabe da bei ihm so vieles und so in hohem Grade Charakteristisches außerhalb des Kreises der Zeugnisse der literarischen Thätigkeit lag. Ich habe es versucht, nach Maßgabe der Kenntniß von seinen Schriften, wie nach persönlicher Bekanntschaft, die im Sommer 1834 begann und der ich in

Florenz, in Pisa, in Bologna manche genußreiche Stunde verdanke. Wenige besaßen die Gabe belehrender und anregender Unterhaltung in gleichem Grade wie er, und bei dieser Gabe konnte man sich wol gefallen lassen, daß er die Conversation beherrschte. Die Stunden flogen unbemerkt; es war eine bunte Galerie von Menschen und Ereignissen, ein Raritätencabinet von Anekdoten aus dem öffentlichen, dem Schriftsteller=, dem Künstlerleben, geknüpft an ästhetische Anschauungen und Urtheile über Welt und Wissen. Sein häusliches und Privatleben war ein durchaus achtungswerthes und entsprach dem allgemeinen Eindrucke des moralischen Sinnes, den seine Schriften machen, konnte er sich gleich, vielleicht infolge der Jugendeindrücke revolutionärer Zeiten, in denselben nicht emporheben zu jenem höhern Schwunge, zu jener feinern zugleich und tiefern Auffassung der Moral im Bunde mit der Religion, welche namentlich Manzoni's Werke so nachhaltig und wohlthätig wirksam machen. Sein treffliches Herz, welchem seine reizbare Lebendigkeit keinen Abbruch that und das sich im Ausdruck seiner auch im höhern Alter noch schönen Züge, einem Gemisch von Feinheit und Gutmüthigkeit, kund gab, vergaß über dem Reinmenschlichen leicht die Zwistigkeiten des literarischen Lebens, oder, wenn sie nicht vergessen waren, ließ es das Herbe im Umgange schwinden. Seine vielfachen, in der Heimat nicht nur sondern auch im Auslande angeknüpften und treu bewahrten freundschaftlichen Verbindungen geben Zeugniß standhafter Anhänglichkeit. Wie dankbar er den Beschützern und Freunden seiner Jugend war, legen manche literarische Denkmale seiner spätern Jahre an den Tag, wie das Marmorbild, welches er in Padua in der glänzenden Kirche des heiligen Antonius über dem Grabe Melchior Cesarotti's aufstellen ließ, das er ohne Ehrenmal fand, als er einmal nach Padua zurückkehrte, funfzig Jahre nachdem

er zuerst die Stadt besucht hatte, in welcher damals die Lehren griechischer Weisheit von beredtem Munde flossen und wo die ersten schüchternen Klänge seiner Leier bei dem verehrten Altmeister ermunternde Aufnahme fanden.

Rosini verschied in den Morgenstunden des 16. Mai 1855, 79 Jahre alt, nach kurzer Krankheit, welche die Thätigkeit seines Geistes nicht zu lähmen vermochte. Bis zu seinem Ende hatte er den leichten Fluß der Rede wie die Lebendigkeit des Blicks und des beweglichen Mienenspiels bewahrt. Allgemein war um ihn die Trauer, denn sein Herz war nicht berührt worden von dem Frost des Alters, und man empfand nur zu wohl, daß in ihm eine der letzten Illustrationen der nur dem Namen nach gebliebenen Hochschule dahinging. Die Stadt gewährte ihm, der sich um ihr Camposanto mehr denn einer der Neuern verdient gemacht, die letzte Ruhestätte in den majestätischen Hallen des Gebäudes, des Denkmals von Pisas großen Zeiten in Politik, Krieg, Handel und Kunst, jener Zeiten, deren gewaltigen Contrast mit der Gegenwart man am lebendigsten empfindet, wenn man auf dem weiten lautlosen Platze steht, der die vier glänzenden Werke der glänzenden Epoche der Baukunst zu einer in ihrer Art einzigen Gruppe vereinigt.

Anmerkung.

Die bibliographische Aufzählung von Giovanni Rosini's Schriften würde zu weit führen, und kann nicht in der Absicht des gegenwärtigen biographisch-literarischen Versuchs liegen. Als Anhang zu demselben mögen einige gedrängte Notizen genügen, welche auf keinerlei Vollständigkeit Anspruch machen. Ein Verzeichniß ist übrigens, soviel mir bekannt, ebenso wenig erschienen, wie eine eigentliche Biographie Rosini's. Denn als solche kann die gehaltvolle und von Wärme des Affects belebte Gedächtnißrede nicht gelten, welche Professor Michele Ferrucci am 11. Nov. 1855 bei der Eröffnung der Vorlesungen an der pisaner Hochschule hielt, wo man so oft die Stimme dessen vernommen, den er jetzt feierte („Elogio del Cav. Prof. Giovanni Rosini", Pisa 1856), und es bleibt den Landsleuten des verdienten Mannes noch vorbehalten, ihm ein würdiges Schriftdenkmal zu setzen.

Im Jahre 1794, als er 18 Jahre zählte, erschien sein erstes poetisches Product, eine Ode an Angelo Mazza, den heute ziemlich vergessenen lyrischen und didaskalischen Dichter (geboren zu Parma 1741, gestorben 1817), den man mit Unrecht in modernen Literaturgeschichten, wie in der Maffei'schen, ausgelassen findet und dessen Leben von dem verdienten und liebenswürdigen Angelo Pezzana in den „Scrittori Parmigiani" geschrieben ward. Zwei Jahre später erschienen seine Dichtungen „La Poesia", „La Musica" und „La Danza". Im Jahre 1798 begann er sich der Herausgabe der Werke Melchior Cesarotti's (geboren zu Padua 1730, gestorben 1808) zu widmen, welche 42 Bände füllen, die zuerst unter der obern Aufsicht des Verfassers, dann unter der seines

Schülers und Freundes, des berühmten Kanzelredners Abate Giuseppe Barbieri, erschienen. Cesarotti's „Saggio sulla filosofia delle lingue e del gusto" wurde einzeln (Pisa 1800) gedruckt. Im Jahre 1807 erschien die akademische Antrittsrede: „Della necessità di scrivere nella propria lingua" (wieder abgedruckt in Bd. IV der „Gesammelten Schriften", welcher die „Prose sulla lingua" enthält), von deren Wirkung in weitern Kreisen oben die Rede gewesen ist; im Jahre 1810 die „Lettere pittoriche sul Campo Santo", dem damals vielgenannten Dichter und Kunstkenner Giov. Gherardo de Rossi gewidmet und in der „Descrizione delle pitture del Campo Santo" (Pisa 1816) theilweise wieder aufgenommen. Im nämlichen Jahre erschien das Preisgedicht „Le nozze di Giove e di Latona" und die nicht glückliche noch correcte Ausgabe eines Tractats des 13. Jahrhunderts: „Introduzione alle virtù" (Florenz 1810), gewöhnlich dem Toscaner Bono Giamboni (von ungefähr 1240—95) zugeschrieben und mit dessen „Trattati morali" von Francesco Tassi (Florenz 1836; vgl. Gamba's „Serie dei testi di lingua", Nr. 584) und von Vinc. Nannucci in dem „Manuale della letteratura del primo seculo della lingua italiana (zweite Ausgabe, Florenz 1858) gedruckt. Im Jahre 1813 veranstaltete er eine Auswahl der Schriften Luigi Cerretti's (gestorben 1808), dessen in Mailand gehaltene Vorträge über die Beredsamkeit einst einen gewissen Ruf hatten.

Das „Elogio di Teresa Pelli Fabbroni" (Pisa 1814 und in den „Opere") eröffnete die Reihe der kleinern biographischen Arbeiten, welche zu verschiedenen Zeiten entstanden und so einzeln wie zum Theil in den „Opere" gedruckt wurden. Dazu gehören die des Andrea Vaccà-Berlinghieri und Ippolito Pindemonte (Opere, Bd. III), der „Saggio sulla vita e sulle opere di Antonio Canova" (Pisa 1826), die „Biografia di Giuliano Frullani" (1837), die Gedächtnißrede auf Giuseppe Antinori („Prolusione alle lezioni di eloquenza italiana", 1841), die „Biografia di Gaetano Mecherini" (1843), beide in Bd. IX der „Opere", die „Biografia del Prof. Pietro Obici" (1851) und die des Msgr. Angelo Fabroni (1852), beide in den „Annali delle Università Toscana", Bd. II u. III, enthalten. Die Gedächtnißrede auf Galilei („Per l'inaugurazione solenne

della statua del Galileo, orazione detta al Congresso degli scienziati Italiani [a Pisa] il 2 Ottobre 1839) wurde zuerst einzeln gedruckt, dann in Bd. IX der „Opere“, welcher auch enthält die „Descrizione della Tribuna inalzata da S. A. I. e R. il Granduca Leopoldo II di Toscana alla memoria del Galileo“, zuerst einzeln (Florenz 1841) mit 15 Kupfertafeln.

Der Streit mit Monti begann nach dem Erscheinen von dessen vielbesprochener „Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al Vocabulario della Crusca“ (Mailand 1817—24), wovon in dem Aufsatze „Zur Geschichte der Akademie der Crusca“ („Beiträge zur italienischen Geschichte“, VI, 171, 228) die Rede gewesen ist. Rosini's Antwort in den „Lettere sulla lingua italiana“ erschien Pisa 1818 und dann in Bd. IV der „Opere“. „A suo tempo risponderò“, schrieb ihm Monti am 30. Aug. 1818, „nè verrò meno all' onestà e alla creanza, di cui voi mi date così bell' esempio.“ Die Antwort blieb aus. Rosini erwähnte der ganzen Angelegenheit viele Jahre später, in der Biographie Antinori's (a. a. O., S. 148, 160), indem er hervorhebt, daß Monti an den 8000 Artikeln des Buchstabens A im Vocabular 52 Ausstellungen zu machen fand, von denen 9 durch G. B. Niccolini als unbegründet zurückgewiesen wurden. Monti's Ausdrücke über Lami, Salvini, Bandini u. a., in einem Briefe an Trivulzio, sind gerade nicht geeignet, die Toscaner zu versöhnen In Colomb de Batine's fleißiger „Bibliografia Dantesca“ (I, 696—698) sind die aus Anlaß der Monti'schen „Proposta“ erschienenen Kritiken und sonstigen Schriften verzeichnet, unter denen Niccolini's Untersuchung über den Antheil des Volks an seiner Sprache und Bemerkungen über Monti's Ausstellungen am Vocabular (in der Lemonnier'schen Ausgabe von Niccolini's Werken, Bd. III, wieder abgedruckt) ohne Zweifel das Bedeutendste sind.

In den Jahren 1819—20 wurde die Ausgabe von Guicciardini's Geschichtswerk gedruckt, so für den gewöhnlichen Gebrauch wie in Prachtexemplaren, mit zahlreichen Bildnissen im Umriß. Von allen durch Rosini besorgten Drucken ist dieser der sorgfältigste und liegt den später in Paris, Capolago u. s. w. erschienenen zum Grunde. Von Guicciardini's nachgelassenen Schriften gab er die Depeschen während der spanischen Botschaftsreise von 1511—12

(„Legazione de Spagna", Pisa 1825) heraus, jedoch nach einer unvollständigen Abschrift. Dieser Band, und die in gegenwärtiger Darstellung erwähnten Briefe G. B. Busini's, die Schriften Donato Giannotti's (welche seitdem in der von F. C. Polidori besorgten Lemonnier'schen Ausgabe correcter erschienen sind) u. a. gehören zu der 26 Bände umfassenden Sammlung, welche eine Art Supplement zu den bekannten mailänder „Classici Italiani" bildet und, wie schon Bartolommeo Gamba in der „Serie dei testi di lingua" (vierte Ausgabe, S. 740), wo deren Verzeichniß enthalten ist, bemerkt, mit dieser häufig den Mangel gehöriger kritischer Revision der Texte theilt, wie es denn selbst so ungewöhnlicher Arbeitskraft, wie die Rosini'sche war, durchaus unmöglich sein mußte, auf die von ihm unternommenen Drucke fremder Werke die erforderliche Sorgfalt zu verwenden.

Nicht lange nach dem Guicciardini begann die Gesammtausgabe von Torquato Tasso's Werken zu erscheinen: „Opere di Torq. Tasso, illustrate dal Prof. Giov. Rosini" (30 Bde., Pisa 1820 fg.), die erste und einzige, welche dieselben in einer gewissen Vollständigkeit gibt, während sie im einzelnen manches zu wünschen läßt, ja hier und da in der Correction des Textes vernachlässigt ist. Zum ersten mal sind hier in 5 Bänden (XIII—XVII, 1825—27) die Briefe zusammengestellt, im fünften die inedirten, großentheils der von Serassi zum Behuf seiner Biographie angelegten Sammlung entnommen. Aber erst in der von Cesare Guasti veranstalteten Ausgabe („Lettere di T. Tasso", 5 Bde., Florenz 1852—55) haben wir eine vollständige, chronologisch geordnete, kritisch gesichtete Sammlung, welche eine Uebersicht gewährt, die bei der Rosini'schen unmöglich ist. Im ersten Bande (S. XXI — XXXIV) sind die bibliographischen Notizen enthalten. — Die vieljährige Beschäftigung mit Tasso und seinen Schriften veranlaßte den „Saggio sugli amori di Torq. Tasso e sulle cause della sua prigionia" (Pisa 1832), der zu zwei heftigen Federkriegen Anlaß gab. Die eine dieser Fehden führte Rosini mit Celestino Cavedoni, Bibliothekar in Modena, der in der modenesischen „Nuove memorie di religione, di morale e di letteratura" eine Reihe Behauptungen des „Saggio" zu widerlegen suchte, worauf Rosini in den vier „Cavedoniane" (zuerst in dem „Nuovo giornale de' letterati", dann einzeln, Pisa 1834) antwortete. Die zweite führte er mit

dem Marchese Gaetano Capponi zu Florenz, welcher in den Jahren 1838—39 eine Reihe von Briefen und Protesten gegen Rosini drucken ließ, worauf dieser in Briefen an D. Sacchi und in Journalartikeln antwortete. Capponi begann dann (Florenz 1840) den Druck der größern Schrift: „Sulla causa finora ignota delle sventure di T. Tasso", durch seinen 1845 erfolgten Tod unterbrochen, und deren erster Theil als Opus posthumum 1846 vollendet ward. Während so Cavedoni wie Capponi die Wahrheit der (von Rosini wol zu weit ausgesponnenen) Liebesgeschichte in Abrede stellen, nimmt der letztere, welcher Giambatista Manso's Autorschaft bei der „Vita di T. Tasso" (zuerst in Neapel 1619 gedruckt) mit vielen, allerdings zum Theil sehr triftigen Gründen bestreitet, eine Unterhandlung mit der Medicei'schen Familie, zum Zweck des Uebertritts in ihren Dienst, als die Ursache von Tasso's argem Zerwürfniß mit Herzog Alfons an. Der Proceß in Betreff der Tasso-Handschriften des Conte Mariano Alberti, welcher die absolute Falschheit des bedeutendsten Theils derselben erwies, kam Rosini's Gegnern allerdings zu Hülfe. Auf beiden Seiten ist man in dieser Streitsache viel zu weit gegangen, und hat nichts bewiesen, indem man zu viel beweisen wollte. Ein befriedigenderes, aber freilich zum großen Theil ziemlich negatives Resultat ruhiger Untersuchung findet sich in C. Guasti's „Della prigionia di T. Tasso" in Bd. III der angeführten Ausgabe der Briefe. — Das Vorwort der „Cavedoniane" ist charakteristisch genug für Rosini's Streitführung; er fordert den Leser auf, zu urtheilen „se si poteva rispondere con maggiore urbanità, decenza e moderazione ad un attacco ingiusto e sleale", und findet dann keinen Ausdruck des Hohns, den er nicht gegen den Gegner braucht! Es ist ein häßlicher Streit, dessen Gegenstand im Grunde nicht bedeutend genug ist, um eine Literatenzunft jahrelang in Anspruch zu nehmen, und der zum Theil mit unliterarischen Mitteln durchgefochten worden ist. — Nur mit zwei Worten möge hier des Streites gedacht werden, der aus Anlaß der Ugolino-Episode in der „Divina Commedia" bezüglich der Bedeutung des Verses „Poscia più che il dolor potè il digiuno" entstand, an welchem, mit Rosini, Niccolini, Carmignani, Monti, G. Pepi, Scolari u. a. sich betheiligten. Die einzelnen Schriften sind in Colomb de Batine's „Bibliografia Dantesca", I, 737—740, verzeichnet.

Im Jahre 1828 erschien zu Pisa „La Monaca di Monza“, in den mailänder Ausgaben meist „La Signora di Monza“ genannt. Die letzte vom Verfasser besorgte Ausgabe (Mailand 1853) war die fünfundzwanzigste, deren Vorrede manche Daten zu der immerhin nicht uninteressanten Geschichte des Buchs enthält. „Luisa Strozzi“ erschien zu Pisa 1833; „Ugolino della Gherardesca e i Ghibellini di Pisa“ in Mailand 1843.

Im Herbste 1838 trat die „Introduzione alla storia della pittura italiana“ ans Licht, und somit begann das Erscheinen dieser „Storia della pittura esposta coi monumenti“, welche 1854 in 7 Bänden mit 254 großen und 368 kleinern Kupfertafeln vollendet ward, nachdem bereits die zweite minder kostspielige Ausgabe bedeutend vorgeschritten war. Auf Pietro Selvatico's Kritik in der mailänder „Rivista Europea“, 1843, Nr. VIII u. IX, antworten die fünf in Bassano (?) und Florenz erschienenen „Lettere Salvatichiane“, angeblich von T. Paoli, in der That von Rosini selbst. In der Streitfrage in Betreff des Abendmahls von S. Onofrio, an welcher G. Gargani-Garganetti, P. Selvatico, H. de Garriod, T. Masi (pseudonym), S. Jesi, L. Vitet u. a. sich betheiligten, erschien Rosini's größere Schrift: „Sul Cenacolo di S. Onofrio“ (Pisa 1848, mit 4 Kupfertafeln); in Betreff der Autorschaft der Fresken im Carmine: „Sulle pitture di Masaccio nella cappella Brancacci al Carmine di Firenze“ (Pisa 1848, mit 1 Kupfertafel), gegen C. Milanesi und C. Pini, die neuesten Herausgeber des Vasari und Verfechter der Gaye'schen Ansicht, welche das berühmte Bild: Die Apostel vor dem Proconsul, Filippino Lippi zutheilt.

Das schöne Gedicht: „Al cavaliere Pietro Tenerani canto di Giov. Rosini pel busto scolpitogli“ wurde in Pisa 1850 gedruckt; 1851 die „Cenni di storia contemporanea“ oder „Sugli epistolari del Cesarotti e del Monti cenni storici“. Die meisten kleinern Schriften, Prosa und Poesie, finden sich wieder abgedruckt in den oftgenannten „Opere“, welche 11 Bände füllen und im Jahre 1835 zu erscheinen begannen.

Ein Schuß im Walde 1603.

Von

Dr. Karl von Weber,

Ministerialrath, Director des Hauptstaatsarchivs zu Dresden.



Ein Schuß im Walde! Wir haben diese Bezeichnung gewählt, weil sie die einzige vollständig festgestellte Thatsache enthält, welche Veranlassung zu folgenschweren Ereignissen bot, die vor der unserigen schon sehr viele andere Federn in Bewegung gesetzt und die verschiedenartigste Beurtheilung gefunden haben. Während manche Schriftsteller [1]) es nicht bezweifeln, daß im Jahre 1603 gegen den Kurfürsten von Sachsen, Christian II., wirklich ein Mordanfall stattgefunden, und während sie mehr oder minder bestimmt auf ausländische Anstiftung hindeuten, bezeichnen andere das Complot lediglich als eine Fabel [2]), und noch andere endlich sprechen von dem Ereigniß, als von einem in tiefes Dunkel gehüllten. [3]) Wir mußten eben in dieser großen Verschiedenheit der Auffassung eine genügende Aufforderung sehen, vor dem Durchlesen zahlreicher und umfänglicher Actenbände nicht zurückzuschrecken, die, soviel wir ersehen, vor uns bei Forschungen über jene Zeit noch nicht benutzt worden sind, und in welchen wir daher die Lösung des Räthsels zu finden hoffen durften. Die erste Einsicht in jene Acten war allerdings wenig geeignet, diese Hoffnung zu bestätigen: ohne alle chronologische Ordnung sind Schriften der verschiedensten Art durcheinander gemengt; eine Menge Protokolle über Vernehmungen bieten in ihrer äußern Form Veranlassung zu den erheblichsten Ausstellungen: sie er=

mangeln des Datums, der Unterschriften, gleichen in ihren vielfach von anderer Hand, als der des Protokollanten, beigefügten Correcturen bloßen Concepten, deren späterer in den Acten sich findenden Reinschrift man allerdings die Mängel des Originals nicht ansehen kann. Je tiefer wir aber eindrangen in das Chaos jener Actenmasse, um so mehr mußten wir uns überzeugen, daß uns einer der denkwürdigsten Criminalfälle jener Zeit vorliege. Denkwürdig als Beleg der ganzen Roheit des Criminalverfahrens, wie es vor drittehalb Jahrhunderten in Deutschland üblich war, denkwürdig als Beweis, wie jene gräßliche Erfindung, die Tortur, den von vorgefaßten Ideen ausgehenden Richter von Irrthum zu Irrthum immer tiefer in ein Labyrinth von Täuschungen führen mußte, denkwürdig aber auch als Beispiel, wie bisweilen an eine ursprünglich ganz unbedeutende Thatsache, eine an sich unerhebliche Handlung, sich die schwersten Folgen knüpfen. Ein Signal, das ein wandernder Gauner seiner Dirne gab, ward Veranlassung zu zahlreichen verwickelten Criminaluntersuchungen, blutigen Hinrichtungen, zur Verfeindung deutscher Fürsten, ja wenig fehlte, daß ein Krieg im Innern Deutschlands darüber ausgebrochen wäre!

Kurfürst Christan I. von Sachsen starb am 25. Sept. 1591 im einunddreißigsten Lebensjahre; sein ältester Sohn und Nachfolger, Christian II., geboren am 23. Sept. 1583, war noch ein unmündiges Kind. Die Vormundschaft übernahmen der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg und Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen, ein Sohn des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen-Weimar; der Letztere führte aber nach einem getroffenen Abkommen als „Administrator" die Verwaltung des Landes allein. In diese Zeit fällt der Proceß gegen den Kanzler Crell.[4]) Des Kryptocalvinismus, eigenmächtiger Verände-

rungen in Religionssachen beschuldigt, ward er zum Tode verurtheilt. An dem Tage nach Eröffnung des Urtels, welches diese Strafe aussprach, am 23. Sept. 1601, mit vollendetem achtzehnten Lebensjahre, trat Christian II. die Regierung seiner Lande an. Wenige Wochen darauf, am 9. Oct. 1601, ward Crell auf dem Jüdenhofe zu Dresden enthauptet. Daß der kaum den Knabenjahren entwachsene Christian II., während des Processes gegen Crell, irgendeinen persönlichen Einfluß auf den Gang desselben und das Verfahren gegen den Kanzler geltend gemacht habe, ist nicht anzunehmen. Gleich seiner Mutter, der Kurfürstin Sophie, einer Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, einer strenggläubigen Richtung zugethan [5]), war er aber den religiösen Tendenzen, deren Verfolgung man Crell schuld gab, entschieden abgeneigt. Hierin mag ein Grund dafür befunden werden, daß er ungeachtet seiner sonstigen Gutmüthigkeit und Milde, das harte Urtel gegen Crell vollziehen ließ, wol ohne die Thatsachen und Beweise nochmals sorgfältig zu prüfen. Sein riesenmäßiger Körper barg zudem keinen sehr lebhaften Geist; beklagte er doch selbst zuweilen seine wenige Tüchtigkeit zum Regieren [6]); er selbst würde daher allein auch schwerlich aus dem Wirrsal der verwickelten Criminaluntersuchung die Wahrheit herauszufinden vermocht haben, und unter seinen Umgebungen war wol niemand geneigt, ihn dabei zu unterstützen. Er ließ also gegen Crell der Gerechtigkeit — was man damals so nannte — ihren Lauf!

Anderthalb Jahr waren seit Crell's Tode verflossen. Am 8. April 1603, noch vor Tagesanbruch, zog der Kurfürst im Wagen durch die gräfenhaynicher Heide auf die Auerbalz; der Weg durch das nächtliche Dunkel im einsamen Walde ward durch die Fackeln der ihren Herrn begleitenden Reiter erhellt. Der Zug war an einer Brücke

unfern einer großen Eiche angekommen, da hallte durch den Wald ein Schuß! Hörte man eine Kugel in der Nähe des Kurfürsten pfeifen? Wie nahe bei dem Wagen war, nach der Wahrnehmung des Kurfürsten und seiner Begleiter, der Schuß gefallen? Darüber finden wir in den weitläufigen Acten der Untersuchung, welche dieser Schuß veranlaßte, durchaus keine Auskunft, wol aber ersehen wir, daß sofort unter der Begleitung des Kurfürsten der Verdacht entstand, es sei auf diesen geschossen worden. Die Reiter sprengten mit dem lauten Rufe Holla! Werda! in den Wald nach der Richtung, aus welcher der Schuß gefallen war, um den Schützen zu ermitteln und einzufangen, allein es war niemand zu finden. Der Jagdzug ward unterbrochen, man kehrte nach Gräfenhaynichen zurück, sendete nach allen Richtungen Leute aus, um dem unbekannten Thäter nachzutrachten, für dessen Festnehmung eine Belohnung von 50 Thlr. ausgesetzt ward. Diese zu verdienen, zogen denn auch drei gräfenhaynicher Bürger aus, welche bei dem Dorfe Jeßnitz einen Bauer auf dem Felde trafen, dem sie den Mordanschlag auf den Kurfürsten — denn daß ein solcher stattgefunden habe, darüber stand die Ansicht auch unter den Bewohnern der Umgegend schon fest — mittheilten und befragten, ob er keine verdächtigen Personen wahrgenommen habe? Der Bauer konnte ihnen Auskunft geben, er hatte einen Mann von Verdacht erregendem Aeußern, begleitet von einer Frau und einem Knaben, aus dem Walde kommen sehen. Er beschrieb die Personen und bei Verfolgung der Richtung, welche sie genommen, trafen die Bürger, denen der Bauer sich anschloß, den Mann an; sie befragten ihn, woher er komme, und da die Antwort „aus Raguhn" ihnen nicht wahrheitsgemäß erschien, beschuldigten sie ihn, „er sei der, welcher auf den Kurfürsten geschossen habe". Er leugnete und als ihn seine Verfolger

für ihren Gefangenen erklärten, jeder Widerstand auch, da er unbewaffnet war, vergeblich erschien, so fügte er sich anscheinend, benutzte aber einen günstigen Moment, um zu entspringen. Er flüchtete in einen Sumpf, wohin ihm jene vier zu folgen Bedenken trugen. Sie eilten daher in die nächstgelegenen kursächsischen und anhaltischen Dörfer und boten die Bauern auf, die denn auch sehr zahlreich herbeikamen. Am Nachmittag gelang es, den Flüchtling in der Nähe des anhaltischen Dorfes Bobbe wieder einzufangen; er ward dem dortigen Richter übergeben. Auf die Nachricht von dem Vorgange schrieb der Schösser zu Gräfenhaynichen noch an demselben Tage an den Amtsverwalter zu Dessau und bat, man möge den Gefangenen gegen gewöhnlichen Revers an ihn ausliefern. Der Kanzler zu Dessau, Biedermann, erhielt von der dortigen Behörde den Auftrag, den Arrestaten „nach gewöhnlichem Gerichtsbrauch an die Grenze zu liefern". Als Biedermann sich deshalb nach Bobbe begab, erfuhr er aber, daß sächsische Abgeordnete den Gefangenen bereits vom Richter zu Bobbe abgeholt hatten. Bei einer vorläufigen Befragung am 10. April 1603 vor dem anhaltischen Gericht hatte er sich Michael Heinrich genannt, zugestanden, daß er mehrere Diebstähle verübt und mit andern, unter denen er Hans von Bitterfeld, Hans von Scheuder mit dem bösen Kopfe, Simon aus dem Vogtlande und Martin Hoppe von Arnstadt bezeichnete, zu einer Diebsbande gehört habe; zuletzt sei er mit seiner Zuhälterin und einem Jungen herumgezogen; den Schuß gethan zu haben, leugnete er gar nicht, versicherte aber, er habe ihn blos abgefeuert, „um die Bettel zu benachrichtigen, wo er sei".

Alsbald nach seiner Ablieferung an die sächsische Behörde, ward der Gefangene nach Torgau gebracht und dort ausführlicher befragt. Nach seiner Angabe war er aus

Magdeburg gebürtig, 26 Jahre alt, hatte einen Feldzug in Ungarn mitgemacht, in Magdeburg und an verschiedenen Orten in der Umgegend als Kutscher gedient, sich auch in Brosick, einem Dorfe in Anhalt-Köthen, eine Zeit lang bei seiner Mutter aufgehalten, aber später herumgetrieben und seinen Unterhalt durch Betteln und Stehlen gesucht. Sein wanderndes Leben theilte seit dem December 1602 eine liederliche Dirne, Gertrud Eichart, auch die Große Christine genannt, und seit einigen Wochen hatte sich noch ein elfjähriger Knabe, Hans Böttger, zu ihnen gesellt. Heinrich war an den Tagen vor dem 8. April mit seiner Dirne und dem Knaben in der Gegend von Gräfenhaynichen herumgezogen und hatte die Nacht vom 7. bis 8. April im Walde zugebracht, während die Eichart und der Knabe nach dem Dorfe Zischwitz (Zschiesewitz) im Amte Gräfenhayn gegangen, um dort in einem Bauerhof zu stehlen, dessen Lokalität der Eichart von einem frühern Besuche wohl bekannt war. Die Gauner hatten verabredet, daß wenn die Eichart „zu lange außen bleiben würde, Heinrich einen Schuß thun solle, damit sie wieder zu ihm kommen könne". Heinrich legte sich im Walde nieder, schlief ein, und als er nach einigen Stunden erwachte und glaubte, daß die Eichart nun wol von ihrem Diebsgange wieder in den Wald zurückgekehrt sein werde, ergriff er sein blos mit Pulver und Papier geladenes Feuerrohr und schoß es ab. Unmittelbar nach dem Schusse hörte er „ein Reitergetümmel über der Brücke", er flüchtete weiter in den Wald hinein, sah Fackeln durch die Bäume leuchten, wußte aber nicht, daß der Kurfürst durch den Wald gezogen sei. Er ging nach dem Dorfe Jeßnitz und traf dort die Eichart mit dem Knaben „auf dem Holze sitzend, welche geweint und ihn gescholten, daß er nicht noch einmal geschossen, daß sie es hören können". Kurz vor Judenberg war die Eichart auf den Zug des

Kurfürsten gestoßen: beim Anblick der Reiter versteckte sie die Diebsbeute, die sie in der Nacht gemacht (einen Topf mit Käsen, 7 Ellen Garn, ein halbes Brot und einiges Leinen), nach der Entfernung der Reiter holte sie aber die Sachen wieder und verkaufte sie in Jeßnitz. Hier trennte sich Heinrich von der Eichart und dem Knaben; „die Bettel und der Junge hatten sich gar sachte davongemacht und der Junge das Rohr mit weggetragen“.

So lautete Heinrich's an sich offenbar sehr wahrscheinliche Aussage; denen aber genügte sie keineswegs, die von der vorgefaßten Meinung eines Attentats auf den Kurfürsten ausgingen, obwol diese sich doch hätten sagen müssen, daß ein Mörder, der dem Kurfürsten nach dem Leben getrachtet, sich gewiß eine andere Gelegenheit gesucht haben würde, statt im Dunkel der Nacht einen Schuß zu thun, der nur durch einen unerhörten Zufall dem Kurfürsten hätte gefährlich werden können. Unter dem 13. April 1603 erging an den Schösser zu Torgau ein Rescript, Heinrich solle, „wenn er in Güte nicht gestehe, mit scharfer Frage, jedoch ziemlicher Maßen, angegriffen und befragt werden, aus was Ursachen oder wessen Geheiß er nach dem Kurfürsten geschossen, wer ihm Anzeigung gethan, daß der Kurfürst jetzo der Enden wäre, ob er nicht von jemand Geld oder anderes genommen oder ihm sonst versprochen worden, dem Kurfürsten durch einen solchen Schuß Schaden zuzufügen und was sonsten der Sache Nothdurft ferner erfordere“.

Am 14. April ward Heinrich diesem Befehle gemäß der Tortur unterworfen. Der Schösser legte ihm dabei die Fragen vor:

1) „Weiln er zuvor bei gütlichem Verhör zu solchem gethanen Schuß sich bekannt, aus was Ursachen oder wessen Geheiß er nach dem Kurfürsten geschossen, wer ihm darzu

Anzeige gethan, daß S. Kurf. Gn. damals zum Gräfenhaynichen sein würden?"

2) „Ob er nicht von jemand Geld oder anderes genommen oder versprochen worden?"

Wir sehen also, daß der Richter, obwol Heinrich geleugnet hatte, daß er nach dem Kurfürsten geschossen habe, doch diesen Umstand schon als einen feststehenden betrachtete. Heinrich gab zuerst an, zwei Bürger aus Gräfenhaynichen, „Wiesenthon und Daniel hätten ihm gesagt, ein sächsischer Edelmann von Reppichen habe ihnen alle Widerwärtigkeit gethan, sie wollten auf ihn schießen, und so habe Wiesenthon auf den Edelmann geschossen. Als ihm aber solche Aussagen vor Lügen vorgehalten und dem Scharfrichter befohlen worden, ihn besser anzugreifen", widerrief er seine Angaben, erklärte, „er habe blos aus Neid jene beschuldigt, weil sie ihm bei seiner Arretirung hart zugesetzet", und gab nun folgende Erzählung, die wir, da sie die Grundlage der ganzen Untersuchung bildet, nach dem Protokolle wörtlich wiedergeben wollen. Er sagte aus:

„Heinrich von Dünaw von Dessau sei den Freitag den 1. April heraus vor Dessau, selbst dritte mit einem Jungen und graustutzbärtigen Mann, geritten und ihm und seinen bei sich habenden Gesellen begegnet und drei Windhunde bei sich gehabt. Wie er ihn gekannt, hätte er ihn gefragt, wo er hin wollte und ob er Dienst bedürfe, er habe jetzt einen losen Kutscher, könnte gar übel fahren, er dürfte ihn wol wieder annehmen: was das vor Kerl, die bei ihm wären? er geantwortet, es wäre einer ein Schweineißer der ander ein Encke (Knecht, Stalljunge), hätte er ihn zu Dessau heißen zu sich kommen. Wäre er denselben Tag mit seiner Gesellschaft nach Dessau gangen und im Zschackenthal einkehret, wie er aber daselbst auf dem Markt vor 5 Pf. einen Käse gekauft und Käse

und Brot gegessen und hinter dem Kirchhofe vor des von Dünaw Haus vorüber gegangen, wäre dessen kleiner Junge zu ihm herausgelaufen und ihn zu dem Junker erfordert und ihn in sein klein Stüblein zu ihm gebracht, da er ihn gefraget, wo er sich seit er bei ihm gedient aufgehalten, und er sehe, daß er gar ein Weltkind worden, es wäre schade um ihn, daß er nicht wieder einem vom Adel dienete und gesagt, er wollte ihm wol was zu verrichten vorschlagen, er müßte aber ein, zwei oder drei Gesellen holen und zu sich nehmen, auch die Sachen heimlich halten. Es wäre an dem, daß der Kurfürst zu Sachsen und seine Herrschaft zu Dessau miteinander nicht wohl stünden und inner acht Tagen der Kurfürst nach Gräfenhaynichen kommen und ein Tag oder zwei allda wol bleiben und auf die Jagd gar früh in die Heide ziehen und förder auf Bitterfeld reisen, daselbst eine Wildbahn anrichten, dann zu Merseburg kommen und der eine Herzog von Sachsen das Stift einnehmen würde, daß sie demnach auf den Kurfürsten merken und da er derer Oerter auf die Jagd ziehe, wie er dann bei der Nacht in die Haide kommen würde, ihn erschießen könnten, und welcher das enden würde, der sollte 50 Thaler wegen der Fürsten von Anhalt in seinem Hause bekommen. Darauf er seine Gesellen holen müssen, wäre um 10 Uhr am Tage gewesen und hinten durch einen Thorweg in sein Haus gegangen. Indessen wie er sie geholt, wäre der Kanzler, welcher ein langer starker Mann und einen schwarzen oder bräunlichen gestutzten Bart, ein schwarzes Kleid und einen schwarzen Mantel von glattem Zeuge mit seidnen Quasten, auf jeder Seiten zwei, mit silbernen Schnuren, desgleichen ein Kanzleischreiber, so ein schwarz sehmisch ledern Kleid und einen schwarzen Mantel umgehabt, sowol Hieronimus Diez oder Dieniz genannt, einer von Adel, der ein ganz grünes Kleid von

schlechtem Zeuge und grüne Strümpfe getragen, zu ihm kommen.

Der von Dünaw hätte nur graue tuchene Hosen und leinene Strümpfe angehabt und in Pantoffeln, am Leibe aber nur eine rothe Moderaz von Barchent angehabt, auch zwei Armbänder an der linken Hand, desgleichen etliche Ringe am Finger und eine Uhr oder Seiger am Halse getragen.

Da er sich mit seinen Gesellen sehen lassen, hätte der Kanzler zu ihnen gesagt: Ihr Kerl ihr müßt euch vorsehen, und dieses durchaus weder euern Schwestern noch Brüdern und keinem Menschen auf Erden nicht offenbaren, denn dieses nicht geringe Sachen wären, und da es offenbar, würden ihre Herrschaft und sie in großen Schimpf und Ungelegenheit kommen, hätte ihnen aber zuvor im Gewölbe durch des von Dünaw kleinen Jungen ein halb Brot, einen halben Schweinskopf, Füß und Leber, daß es als eine große Schüssel voll gewesen, zu essen, desgleichen eine Laase mit Bier zu trinken bringen lassen. Wie sie gegessen, hätte der von Dünaw, der Kanzler und Hieronimus Diez oder Dieniz in der Unterstube die Fenster gegen das Gewölbe, darunter sie gegessen hätten, aufgemacht und der Kanzler zu ihnen gesagt: Ihr Brüder, wenn ihr das auf euch nehmen und verrichten wollt, so müßt ihr schwören und ihnen ein klein Brieflein vorgelesen, welches sie nachreden und mit aufgerichteten Fingern schwören müssen, er könnte aber nicht wissen, wie und was er geschworen hätte, denn er es nicht merken oder behalten können. Darauf der von Dünaw einem jeden zwei Thaler zugestellt. Bei seinen zwei Thalern wären zwei Schreckenberger gewesen, und hätte der von Dünaw ihm dazu vor der gehaltenen Mahlzeit ein Pirschrohr gegeben und daß seiner Gesellen einer, welcher einen langen Rock angehabt, solches unter seinem Rock

hinaustragen sollte, daß es niemand sehen möchte, dabei befohlen. Das Rohr wäre gut, treibe eine große Kugel fast wie ein Daumen, und wie sie aus des von Dünaw Haus gegangen, hätten sie sich untereinander gefragt, welcher was behalten oder gemerkt, was er geschworen hätte, und weil keiner nichts davon gewußt, hätten sie sich untereinander selbst ausgelacht, wären wieder in Zschackenthal gegangen und etliche Kannen Bier getrunken, dann jen Mauxdorf in die Schenke gegangen, die Nacht daselbst blieben, hätte sein Gesell Hans von Bitterfeld ein lang altväterisches Rohr um 2 Fl. gekauft. Den andern Tag ins Dorf Görtzig gegangen und alle vier in der Schenke, so dem Melchior von Bodenhausen zuständig, eingekehrt und zwei Nacht daselbst gelegen, jeder 8 Gr. verzehret. Da wäre ein Theriaksmann, Barthel Thiel von Brehna gebürtig, zu ihnen gekommen, hätte Hans Scheuder, sein Gesell, von ihm auch ein langes Rohr gekauft und eine Lederhose und Wamms dafür gegeben. Dann seien sie nach Brehna zu Michel Beckern gegangen und eine Nacht bei ihm gelegen, hätte Martin Hoppe von Michel Beckern auch ein langes Rohr vor 3 Thaler gekauft, darauf alsbald einen dicken Thaler gezahlt, das andere schuldig blieben. In Möhlau hätten sie sich getheilet, er wäre nach Judenberg und Hans von Bitterfeld nach Gräfenhaynichen zu Barthel Beckern gegangen, um eine kurze Wehr, so er alda liegen gehabt, zu holen, hätte aber denselben nicht wieder gesehn. Die andern beiden, als Martin Hoppe und Hans Scheuder, hätten nach Gollwitz sich begeben und mit ihm verlassen, daß sie auf den Kurfürsten warten und wann er in die Heide ziehe, alsdann ihn schießen wollten. Er wäre aber nach Judenberg gegangen, alda er seine Vettel und den Jungen bei einer alten, vorm Dorf wohnenden Frau angetroffen und das Abendbrot mit ihnen gegessen. Wäre

hernach diesen Abend nach Gränitz in die Schenke, sowol die Vettel und der Junge mit ihm gegangen und für ein paar Groschen Bier getrunken: dann wären sie nach Zischwitz gegangen und einen Bauer daselbst bestohlen, der Junge erstlich ins Haus gestiegen, die Thüre, daß er und die Vettel hineingehn können, aufgemacht, daraus einen Topf voll Käse, 1 Brot, 7 Ellen Garn, ein Weiberhemde, ein weißwollenes Mannshemde, zwei Schleier u. s. w. aus der Stube gestohlen u. s. w. Seine Vettel und der Junge wären mit ihm bis an Judenberg gegangen, da habe er sich bei einer großen Eiche am Zaun niedergelegt und seinen Gesellen, Hans von Bitterfeld, so nach Gräfenhaynichen gegangen und mit ihm verlassen, daß er allda an der großen Eiche wieder zu ihm kommen sollte, erwarten wollen, weil er aber nicht gekommen, habe er also unter der Eiche verharrt, bis der Kurfürst vorübergezogen. Da wäre er aufgestanden und eine Ecke fortgegangen, unter einen andern Baum getreten, das Rohr an den Backen gehalten und etwa auf 100 Schritt weit auf den Kurfürsten losgedrückt. Aber das Schloß habe kein Feuer geben wollen, da habe er es wieder gespannt und den Hahn nur aufs bloße Pulver aufgezogen, wieder auf des Kurfürsten Wagen am Backen gehalten, und wie er also fortgegangen und auf den Wagen hineingezielt, habe etwas im Wege gelegen, daran er gestoßen und also das Rohr, so mit drei Kugeln geladen gewesen, losgegangen. Er aber sei alsbald nach Mölau zugegangen, habe gehört, daß Reiter gerannt kommen und gefragt, wer da wäre und wie er früh, als man das Vieh ausgetrieben, nach Mölau gekommen, hätte er in der Schenke eine Kanne Bier getrunken, die Schenkin ihm vermeldet, daß die Vettel nach Jeßnitz gegangen, allda wollte sie seiner warten. Ehe er aber zum Schenken gekommen, wäre er nach Stephan Richter's Scheune gegangen, habe das Rohr in eine Schütte

Stroh verbunden und unter dem Stroh versteckt u. s. w. Er wäre willens gewesen, mit der Vettel und dem Jungen nach Mauxdorf zu gehen, sie dort in der Schenke zu lassen, er aber nach Gräfenhaynichen gehen und seinen Gesellen Hans von Bitterfeld daselbst suchen und wieder nach Mölau gehen und die Büchse allda holen und der andern beiden Gesellen, so ihrem Verlaß nach zu Goldwitz und auf der Haide auf den Kurfürsten ziehen, allda zu Mölau erwarten wollen: was alsdann die Gesellschaft miteinander weiter zu Werk zu richten einig werden mögen, das hätte er ihm auch müssen gefallen lassen."

Das Protokoll besagt allerdings nicht, daß der Richter den Inquisiten in seiner Erzählung unterbrochen, ihm specielle Fragen dabei vorgelegt habe, die Möglichkeit — ja wir möchten behaupten die Wahrscheinlichkeit — ist aber nicht ausgeschlossen, daß dies doch geschehen und daß der Schösser dem Gedächtniß des Inquisiten, wenn er stockte, durch Fragen, vielleicht unter Nennung eines Namens, zu Hülfe gekommen ist. Lassen wir dies aber auch dahingestellt, bleiben wir dabei stehen, daß Heinrich seine Aussagen, ohne daß ihm Thatsachen suppeditirt wurden, erstattet hat, so lag demnach die Anzeige eines gegen das Leben des jungen Kurfürsten im Auslande angezettelten Complots vor, bei dem zwar zunächst der Kanzler zu Dessau, Biedermann, und ein anhaltischer Edelmann, von Thuna, betheiligt erschienen, dessen Fäden aber, nach den Auslassungen, welche Heinrich diesen beiden in den Mund legte, sich noch in weit höhere Regionen verliefen.

Heinrich benannte, wie wir gesehen, als Anstifter des Complots zunächst „Heinrich von Dünaw"; dieser, der Oberstlieutnant von Thüna, aus einem alten, auch in Sachsen begüterten Geschlechte, war ein schon bejahrter Kriegsmann, der nach seinen Angaben, „sich zuerst in den Nieder=

landen unter Don Juan de Austria und dem Prinzen von Parma, dem Könige in Spanien, hernach dem Hause Lothringen, der Krone Frankreich zum besten hatte brauchen lassen, dann gegen die Türken mehrere Feldzüge mitgemacht und bei dem Administrator von Sachsen, Friedrich Wilhelm, in Gunst gestanden hatte". Jetzt, in seinen alten Tagen, beschäftigte er sich mit der Bewirthschaftung seines bei Dessau gelegenen Gutes Merzien, und lebte theils dort, theils in Dessau, wo er ein Haus besaß. Er war ein bis dahin völlig unbescholtener Mann, dies bestätigen unsere Acten vielfach, und ein Bericht der kursächsischen Hofräthe erkennt es ausdrücklich an. Daß der greise Ritter sich bei politischen Fragen oder den religiösen Streitigkeiten jener Zeit irgend betheiligt oder überhaupt nur daran wesentliches Interesse genommen habe, finden wir nicht einmal behauptet.

Der zweite Angeschuldigte war einer der ersten Beamten Anhalts, der Kanzler Laurentius Biedermann zu Dessau, welcher mit einer Tochter des berühmten, den Lutheranern aber als Calvinist verhaßten Rechtsgelehrten Matthäus Wesembeck verheirathet war. [7])

Der Dritte, den Heinrich namentlich bezeichnete, Hieronymus Diez oder Dieniz, bleibt eine, auch in ihrer Existenz mystische, Persönlichkeit: wir finden blos die Notiz, daß ein Mann dieses Namens in Dessau nicht bekannt war, daß aber ein Kriegsmann, Hieronymus von Thüna, sich zeitweilig bei seinem Vetter, Heinrich von Thüna, aufgehalten habe; er kommt weiter nicht in den Acten vor und wir wollen daher von ihm hiermit Abschied nehmen.

Die erste Frage bei der Prüfung einer Anklage, durch welche unbescholtene und angesehene Männer im Nachbarstaate der Anstiftung eines feigen Meuchelmordes beschuldigt wurden, mußte natürlich auf die innere Wahrscheinlichkeit der Beschuldigung gerichtet sein. Leider war das Urtheil

einflußreicher Personen in der Umgebung des Kurfürsten, wol des Kurfürsten selbst, völlig getrübt, durch die vorgefaßte Meinung, daß der verhängnißvolle Schuß auf den Kurfürsten gerichtet gewesen. Wir finden diesen in der That jeder haltbaren Unterlage ermangelnden Glauben von Anfang an feststehend: mag Christian II. selbst im ersten Schreck über den Schuß, der unerwartet im nächtlichen Dunkel, im einsamen Walde, in seiner Nähe fiel, die Vermuthung eines Attentats ausgesprochen haben, mag dieser Gedanke bei einem aus seiner Begleitung entstanden sein, der Kurfürst selbst wurde jedenfalls davon ganz fest überzeugt, und daß diese seine Ueberzeugung nach allen Seiten und besonders bei der Leitung der Untersuchung vom wesentlichsten Einfluß war, kann nicht wunder nehmen. Der Kurfürst mag sich wol — wir werden noch Belege dazu liefern — gleich anfänglich sehr entschieden darüber ausgesprochen haben, sodaß keiner der Richter und Beamten es in den vielen uns vorliegenden Schriften, Gutachten und Berichten auch nur gewagt hat, jene erste Voraussetzung, daß das von Heinrich abgeschossene Rohr wirklich auf den Kurfürsten gerichtet gewesen, in Zweifel zu ziehen. War dies aber als eine feststehende Thatsache zu betrachten, so mußte man natürlich weiter forschen, man mußte, da ein Raubanfall gegen den von zahlreichen Bewaffneten umgebenen Kurfürsten undenkbar erschien, nothwendig vermuthen, daß der Mörder nur das Werkzeug anderer gewesen, daß er ein gedungener Bandit sei. Wer mochte aber dann der Anstifter sein? Persönliche Feinde konnte der gutmüthige junge Fürst nicht haben, es würde ihm selbst die Gelegenheit gefehlt haben, sich eine Todfeindschaft zuzuziehen; man mußte also nach andern Motiven suchen.

Mit den benachbarten Fürsten des Hauses Anhalt waren zwar damals außer einigen wenig erheblichen Grenz-

und Jagddifferenzen keine officiellen Streitigkeiten anhängig, allein eine lebhafte Spannung hatte allerdings der Umstand herbeigeführt, daß während man im Kurfürstenthum Sachsen den Calvinismus verfolgte und dem Kanzler Crell den Proceß machte, der Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau seinerseits im Jahre 1596 den Lutherischen Katechismus abgeschafft, statt dessen den Heidelberger und überhaupt die calvinistischen Formen angenommen hatte.[8]) Wie weit religiöser Fanatismus geht, lehrt uns die Geschichte aller Zeiten, die Erbitterung der im Innern der evangelischen Kirche sich streitenden Parteien hatte eben damals, kurz nach der Hinrichtung Crell's, einen sehr hohen Grad erreicht, und wir mögen es zwar beklagenswerth, aber keineswegs wunderbar finden, wenn man in Sachsen der feindlichen calvinistischen Partei selbst einen Mordanschlag gegen den Kurfürsten wohl zutraute, wenn man dem Verdacht Raum geben konnte, daß durch eine Handlung der Blutrache das Blut Crell's habe gesühnt werden sollen. Ein uns vorliegender Bericht spricht dies auch mit klaren Worten aus, indem es darin heißt: „Das Attentat möge wol von etzlichen unruhigen und blutdürstigen Calvinisten herkommen, welche die Rechnung gemacht, wann der fromme Kurfürst aus dem Wege geräumt, daß sie alsdann bessere Gelegenheit haben möchten, in Kurfürstlichen Gnaden Landen wiederum einzunisten, oder daß man damit necem (den Tod) Dr. Crelli an Ihro Kurf. Gnaden, die doch mit dieser Sache nie nichts zu thun gehabt, vindiciren wollen.“ Wie die Calvinisten sich aber hätten „Rechnung machen können“, nach dem Mord des Kurfürsten sich wieder in Sachsen „einzunisten“, das hat der Berichterstatter allerdings nicht weiter erläutert; einzusehen, worauf eine solche Hoffnung sich hätte gründen können, vermögen wir unsererseits durchaus nicht, dagegen dürften die Motiven einer falschen Anklage unschwer zu

ergründen sein. Wir haben gesehen, daß Heinrich's erste Angabe über die Veranlassung, weshalb er geschossen, die wir allerdings für die richtige halten, als unwahr betrachtet wurde, daß man ihn durch die Tortur zur Angabe derer, welche ihn zu einem Mordanschlag gedungen, zu zwingen beabsichtigte. Vermochte er nun die Qualen nicht zu ertragen, wollte er seine Leiden beenden, so blieb ihm eben, da der Richter der Wahrheit sein Ohr verschlossen, nichts übrig, als zu lügen, irgendeine Erzählung zu erdichten. Wenn er nun gerade die von ihm benannten Personen als Anstifter bezeichnete, so mag dies darin seinen Grund haben, daß er hoffen mochte, solche Angaben, welche, wie er wol wissen konnte, mit einer bereits vom Richter gefaßten Ansicht übereinstimmten, würden am ehesten Glauben finden, ihm also weitere Torturen ersparen; möglicherweise wählte er aber, da seine ersten Aussagen, mit denen er, wie wir gesehen, einige gräfenhaynicher Bürger beschuldigte, als Lügen betrachtet wurden, die Anhaltiner nur, weil ihm ihre Personen und die Lokalitäten, in welche er seine Fabel versetzte, genau bekannt waren. Wir bemerken hier noch, daß es uns ungewiß bleibt, ob Heinrich, wie nach dem erwähnten Protokolle anzunehmen wäre, wirklich früher bei Heinrich von Thüna gedient hatte (bei seiner frühern Vernehmung hatte er diesen nicht, sondern andere Personen als seine Dienstherren bezeichnet), daß er ferner zwar auch angegeben, er habe bei dem Kanzler Biedermann in Diensten gestanden, dies aber später widerrufen hat. Mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls konnten ihm, der in der Umgegend von Dessau wohl bekannt war, jene Personen, ihre Lebensweise und Verhältnisse nicht ganz fremd sein, und er hatte, wenn er sie schilderte, weniger zu besorgen, sofort grober Unwahrheiten überwiesen zu werden, (was unmittelbar wieder die Anwendung der Tortur nach sich

gezogen hätte), als wenn er Personen benannt hätte, die ihm ferner standen. Haben wir doch in einem andern Falle gesehen, daß eine Unglückliche, die, der Zauberei beschuldigt, durch die Tortur gezwungen werden sollte, eine Beschreibung des Teufels zu geben, diese von der Person ihres Ehemannes entlehnte! [9]) Warum sollte Heinrich nicht den ersten besten, der ihm einfiel, angegeben haben?

Wir haben hier die Ansicht, zu welcher wir bei unbefangener Prüfung des gesammten uns vorgelegenen Materials gelangt sind, im voraus ausgesprochen, um unsere Leser sofort auf den Standpunkt, den wir für den allein richtigen halten, zu versetzen, es werden sich aber im weitern Verlaufe unserer Erzählung noch zahlreiche Beweise dafür ergeben. Kehren wir jetzt zu der Untersuchung selbst zurück.

Auf die Anzeige des Schössers zu Torgau über die Angaben Heinrich's erfolgte unter dem 16. April 1603 der Befehl, der Gefangene solle wohl verwahrt nach Dresden gebracht werden, und der Schösser zu Dresden ward gleichzeitig angewiesen, ihn anzunehmen und „dermaßen an Händen und Füßen mit guten starken Ketten, auch sonsten am Halse verwahren zu lassen, daß er nicht entkommen oder sich einigen Schaden zufügen möge“. Ein Bericht vom 19. April 1603, den der Kurfürst von den Hofräthen über die Sache erforderte, enthält zwar nicht den Ausdruck eines Zweifels darüber, ob Heinrich auch wirklich auf den Kurfürsten geschossen habe, wol aber gerechte Bedenken gegen die Wahrheit seiner, die Anhaltiner beschuldigenden Aussagen, von denen bemerkt wird, „daß sie für so kräftig nicht geachtet werden könnten, daß wider einen unbescholtenen und wider welchen solche böse Vermuthungen zuvor nicht hergangen, etwas zu Recht Beständiges vorgenommen werden könne oder möge, zu geschweigen, daß der Ge-

fangene anfänglich in seinen Aussagen albereit variiret", man müsse daher auch seiner Genossen habhaft zu werden suchen und sehen, ob sie seine Angaben bestätigten. Möglich, daß man zu dieser Zeit in Dresden den Anstifter des Attentats noch in weiterer Ferne als in Dessau suchte, wenigstens deutet eine Aeußerung des sächsischen Gesandten auf dem Reichstage 1603, des Grafen von Mannsfeld, gegen den bairischen Gesandten, deren Wolf („Geschichte Maximilian's I.", II, 177 Anmerkung) gedenkt, darauf hin, daß man damals den Verdacht auf Kurpfalz gerichtet hatte. Wir haben hierüber in den Untersuchungsacten nichts gefunden.

Die nächste Expedition, welche nun vorgenommen wurde, bestand in einer genauen Untersuchung der Scheune zu Mölau, in der Heinrich die Büchse, welche er von Thüna erhalten und mit der er den Schuß gethan haben wollte, nach seiner letzten Angabe (zuerst hatte er erzählt, der Junge, Hans Böttger, habe sein Rohr mitgenommen) versteckt zu haben behauptete: es fand sich nichts, nicht einmal Stroh, in welches er die Waffe hätte verbergen können, war in der Scheune vorhanden oder darin in der letzten Zeit befindlich gewesen. Also eine Lüge! Hauptsächlich galt es aber, der Genossen Heinrich's habhaft zu werden. Es waren dies die „Vettel", wie sie kurzweg in den Acten genannt wird, Gertraud Eichart, ferner der Junge, Hans Böttger, und als eigentliche Mordgesellen Hans von Bitterfeld, Hans Scheuder und Martin Hoppe. Unter dem 30. April 1603 erließ man Steckbriefe und eine Menge Requisitionsschreiben, denen eine Personalbeschreibung jener, wie Heinrich sie geliefert, beigefügt war. Allein bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Polizeieinrichtungen und der geringen Bereitwilligkeit, die man bei den Behörden der anhaltiner Lande, wo man gerade jene Individuen zu suchen

hatte, voraussetzte, konnte man sich nicht auf jene Maßregeln beschränken. Man sendete daher noch eine Anzahl „Kundschafter“ aus, Polizeigenies, die, ohne durch eine amtliche Stellung dazu verpflichtet zu sein, sich privatim damit beschäftigten, Verbrechern nachzuspüren. So wurden u. a. David Granz aus Gera, Christoph Richter, sonst Grundstoffel genannt, und David Richter besonders „auf Geheimhaltung und daß sie keinen Fleiß sparen wollten“, eidlich verpflichtet und ebenso wie der Scharfrichter Kunz Polz abgeschickt, um die Verbrecher aufzusuchen. Der letztere erhielt auch noch vier Patente zugestellt, „Kundschafter auszuschicken“. Zur Belebung des Eifers der Emissare ward ihnen 100 Fl. für die „Vettel“, 50 Fl. für den Jungen und 150 Fl. für jeden der drei Mordgesellen versprochen. Auch der Förster Eulenhaubt mußte ins Dessauische reisen, um nähere Erkundigung über die dortigen Beschuldigten einzuziehen. Er war der erste, der zurückkam. Ueber Thüna hatte er erfahren, daß er wahrscheinlich am 1. April 1603 in Dessau gewesen, daß es auch möglich sei, daß er an diesem Tage, wie er zu thun pflege, mit zwei Reisigen ausgeritten sei. Der Wirth im Zschackenthale zu Dessau wußte sich Heinrich's und seiner Genossen nicht zu erinnern, allein die Wirthin erzählte, es sei „um Fasten ein Kerl auf einem kleinen braunen Pferdchen bei ihnen eingeritten, mit einem Weibe in einem Rocke mit sammetnen Strichen, und bald darauf seien vier Kerle, deren drei Pirschbüchsen und einer einen Federspieß bei sich gehabt, gekommen, die da zwei Tage aufgelegen hätten“. Diese Notizen paßten aber weder der Zeit nach auf Heinrich und seine Gesellen, noch stimmten sie zu dessen Angabe, nach welcher sie ohne Schießwaffen nach Dessau gekommen waren. Dieses Resultat der Erörterungen war daher vielmehr geeignet, Heinrich's Aussagen zu widerlegen, als sie

zu bestätigen. Auch auf die Kleidung des Kanzlers Biedermann erstreckten sich Eulenhaubt's Nachforschungen: er erfuhr, daß derselbe gewöhnlich einen Fuchspelz oder schwarzen Mantel, nicht aber einen Mantel mit seidenen Quasten, in dem ihn Heinrich erscheinen lassen, trage. Der Wirth in Görtzig, wo nach Heinrich's Erzählung Scheuder ein Gewehr von einem Theriakshändler gekauft haben sollte, wollte davon nichts wissen, erzählte aber, „ein Edelmann, zwei Meilen von Görtzig, habe die Mörder gedungen mit Gelde, das er aus Dessau erhalten, wollte aber den Edelmann nicht nennen". Das Gerücht, daß das Attentat von Dessau ausgegangen sei, war sonach bereits, obwol man die Sache sehr geheim gehalten, verlautbart. Außer diesen, offenbar sehr wenig genügenden Notizen brachte Eulenhaubt nur noch die Bestätigung mit, daß der von Heinrich bezeichnete Hans von Bitterfeld und seine Gesellen in der Umgegend von Dessau und den sächsischen Grenzorten als „verwogene blutgierige diebische Gesindlein" bekannt seien. Auch der Scharfrichter Polz kehrte, obwol er seinen Streifzug bis nach Braunschweig erstreckt hatte, ohne Gefangene, nur mit einer Sammlung aller Gerüchte, die man in den Wirthshäusern sich erzählte, zurück.

Glücklicher waren andere der Ausgesendeten. Es gelang am 12. Mai 1603 den von Heinrich bezeichneten Hans von Bitterfeld im Dorfe Doberstau und einige Tage darauf Heinrich's Dirne, Gertraud Eichart, sowie den Knaben Hans Böttger, zu arretiren. Der letztere war, obwol erst 11 Jahr alt, schon ein ausgebildeter Spitzbube. Nachdem er früher mit andern Gaunern herumgezogen, hatte er sich Heinrich und der Eichart, ohne daß ein verwandtschaftliches Verhältniß zwischen ihnen stattfand, angeschlossen, und mit ihnen nach seinen Zugeständnissen mehrere Diebstähle verübt. Erheblich für uns ist nur seine Angabe, daß er dabei gewesen

sein wollte, als Heinrich den Schuß abgefeuert habe, was mit des letztern Aussage, wie wir sie bereits gegeben haben, nicht übereinstimmte. Der Knabe erzählte, „als er und Michel (Heinrich) im Holze beisammen gewesen und seines Behalts zwei Wagen und viel Volks dabei vorübergegangen, habe Michel gesagt, er müsse schießen, damit die Vettel wüßte wo er sei, worauf er das Rohr, so eines Arms lang gewesen und hinten einen Knopf gehabt (also anscheinend eine große Pistole), stracks vor sich hin losgedrückt, welches alsbald Feuer gegeben und losgegangen, sie wären eine Weile stillgestanden, und als etliche Personen hernach gekommen und geschrien hätten, holla! habe sich Michael erst hinter eine Eiche versteckt und sei dann davongelaufen, indem er sein Wamms liegen lassen, als sie aber wegkommen, sei Michel zurückgegangen, habe das Wamms geholt und seien sie beide über Nacht in einem Hölzlein blieben. Am Morgen sei die Gertraud zu ihnen wiederkommen, sie seien miteinander gewandert bis den andern Tag, da Michel gefangen worden. Gertraud habe gesagt: Ach Herr Gott, sie werden hinter was kommen sein, daß sie Micheln anreden, sie wären beide fortgegangen und habe Gertraud die Büchse bei sich behalten.“

So wichtig uns diese Aussage erscheint, welche ebenfalls bestätigt, daß Heinrich nicht auf den Kurfürsten geschossen, so hat man doch in der Untersuchung ihr offenbar gar keine Erheblichkeit beigelegt, denn man hat sich nicht einmal bemüht, die Widersprüche zwischen den Aussagen des Knaben und Heinrich's aufzuhellen und festzustellen, wo der Knabe während der Zeit des Schusses gewesen sei. Wir wollen noch über Böttger bemerken, daß er, nach Inhalt des Protokolls, den Vorsatz, sich zu bessern, zu erkennen gab, und daß darauf hin die Schöppen zu Leipzig ein Urtel abfaßten: „Daß er im Gefängniß billig mit Ruthen zu

züchtigen und dann des Gefängnisses auf seine gethane Zusage, daß er sich bessern wolle, zu entledigen sei."

Gertraud Eichart, die bei ihrer Arretirung schwanger war, ohne daß sie den Vater des Kindes anzugeben vermochte, war eine liederliche, dem Betteln und Stehlen seit frühester Kindheit ergebene Dirne. Sie gab an, „sie sei seit ihrem funfzehnten Jahre heut bei einem, morgen bei einem andern, aber bei keinem so lange als bei Heinrich gewesen". Einige Zeit lang war sie mit einem gewissen Volkmar, der immittelst zu Zörbig gerädert worden, herumgezogen. Die Beschuldigung, die Heinrich ihr machte, daß sie bei dem Morde einer Hökin zu Raguhn betheiligt gewesen, leugnete sie bei ihrer ersten Vernehmung ebenso wie jede Wissenschaft um ein Attentat gegen den Kurfürsten, sie gestand aber zu, daß sie einige von den Sachen erhalten habe, welche die Mörder der Hökin dieser geraubt. Das Gewehr, mit welchem Heinrich geschossen, versicherte sie an sich genommen und an einen Kriegsmann für einen halben Thaler verkauft zu haben. Auch ihres Schicksals wollen wir hier kürzlich gedenken. Das eingeholte Urtel erkannte, daß sie nach ihrer Niederkunft der Tortur zu unterwerfen sei. Dies geschah am 5. Oct. 1603 und sie gestand dabei, daß sie bei dem Morde der Hökin zugegen gewesen und derselben selbst einen Schlag mit einer Radehaue gegeben habe. Die ihr auferlegte Todesstrafe durch das Rad ward vom Kurfürsten unter dem 14. Aug. 1604 in den Tod durch das Schwert verwandelt; wegen des Kindes, das sie geboren, bestimmte er zugleich, „es solle in das Spital oder wo sonst dergleichen Kinder auferzogen zu werden pflegten, zur Wartung gebracht werden".

Hans von Bitterfeld, den man ebenfalls eingefangen hatte, hieß eigentlich Hans Menzel. Er war aus Bitterfeld, 21 Jahre alt, Schmied von Gewerbe, das er aber nur

wenig betrieben, indem ihm das Herumtreiben und Stehlen besser behagte, als die schwere Arbeit am Amboß. Bei seiner ersten Befragung zu Delitzsch räumte er sofort eine Menge Diebstähle ein, ward aber, soviel wir ersehen, über seine Theilnahme an einem Attentate gegen den Kurfürsten gar nicht befragt. Am 19. Mai 1603 kam er, vom Landknecht und fünf Schützen geleitet, in Dresden an. Hier ward er am 23. Mai, wie das Protokoll besagt, gütlich über Artikel, die man nach den Aussagen Heinrich's abgefaßt hatte, und in denen sonach die Erzählung von dem Complote enthalten war, befragt, und gab dann dabei über die Hauptsache, das Complot, folgende Erzählung:

„Ungefähr vor sieben Wochen sei er zu Dessau neben seiner Gesellschaft gewesen und mit Micheln Heinrich zu Heinrich von Dina früh zwischen 8 und 9 Uhr ins Haus gegangen. Dort seien sie in ein Gewölbe geführt worden, darin Schwarzfleisch und kalter Braten ihnen gegeben worden und Zerbster Bier in einer Lase, davon sie Räusche bekommen. Wie sie ein paar Stunden darin gesessen, hätte der von Dina ihn und seine Gesellen aus dem Gewölbe in die Stube erfordert, darin noch andere drei Personen gewesen, und wie er dafür halte, habe Michael Heinrich den Anschlag allbereit gewußt und hätte er Dina, neben den andern, angesprochen, sie sollten dahin trachten, wie sie den Kurfürsten zu Sachsen erschießen möchten, denn sein Herr und der Kurfürst stünden nicht wohl miteinander, und wenn sie solches vollbracht, sollte jedem 50 Fl. gegeben werden, die sie von ihm, Dina, bekommen sollten. Darauf sie einen leiblichen Eid geleistet, welchen ihnen der Kanzler, wie ihn seine Gesellen genannt, vorgelesen, des ungefähren Inhalts, sie sollten schwören, so wahr Gott lebte, daß sie diese That vollbringen und keinem Menschen etwas davon sagen wollten. Der Kanzler, wie ihn seine

Gesellen genannt, habe einen bräunlichen Bart und seines Bedünkens einen schwarzen langen Mantel umgehabt, die dritte Person wäre ohne Mantel gegangen und gesehen, wie ein Hofmann, habe seines Bedünkens einen gelben Leib und weite Hosen angehabt, wäre ein junger Mann; der vierte wäre ein ziemlicher Mann gewesen und gegangen wie ein Hofmann u. s. w. Dina habe Michael Heinrich eine Büchse gegeben, wie ein Carabiner, und dabei angezeigt, sie wäre gut und versagte nicht."

Wir sehen, in der Hauptsache stimmten demnach Menzel's gütlich, d. h. ohne Anwendung der Tortur, erstattete Aussagen mit denen Heinrich's bei der Tortur überein, wer aber diesem Umstande erhebliches Gewicht beilegen wollte, dem müssen wir einhalten, daß der Richter, der von der Ueberzeugung ausging, in Menzel einen der Hauptcomplicen vor sich zu sehen, gewiß nicht ermangelt haben wird, demselben bemerklich zu machen, was ihm bevorstehe, wenn er dem Gericht die unnöthige Mühe mache, verneinende Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen zu protokolliren. Menzel war übrigens auch eines Raubmords beschuldigt, dessen er auch später überwiesen ward, und er mochte sich im Bewußtsein dieses Verbrechens und der gegen ihn vorliegenden Beweismittel wol schon bei dem ersten Verhöre in Dresden sagen, daß ihm die Todesstrafe drohe und daß es daher für sein Schicksal gleichgültig sei, ob er die Theilnahme an dem Complote gegen den Kurfürsten zugestehe, während er beim Leugnen außerdem noch der Tortur nicht entgehen konnte. Wenigstens soll er, wie wir noch sehen werden, diesen Grund für sein Zugeständniß selbst angegeben haben. Er machte zwar bei einer spätern Vernehmung den Versuch, seine Geständnisse zurückzunehmen, „da ihm aber", wie es in den Acten heißt, „seine Aussage wieder vorgelesen worden, hat er solches alles wieder be=

kannt, sagt auch, er wolle solches alles, was er gesagt, dem Kanzler und andern unter Gesicht sagen und wolle darauf leben und sterben, ist darauf communicirt und mit dem Heiligen Abendmahl versehen worden".

Tags darauf, am 24. Mai 1603, ward auch Heinrich wieder einem Verhör, ohne Anwendung der Tortur, unterworfen, wobei er denn jetzt angab, Thüna habe ihn schon vor Weihnachten 1602 in Morzin in der Schenke getroffen und ihn mit den Worten „er sehe schon, was er für ein Gesell sei", aufgefordert, nach Dessau zu ihm zu kommen, „er wolle ihm eine Sache offenbaren, dadurch er zu einem Stück Brot kommen solle". Vierzehn Tage darauf habe ihm Thüna in Dessau den Anschlag eröffnet und ihn aufgefordert, „einige Gesellen zu sich zu nehmen". Hierauf sei er dann, wie er früher ausgesagt, mit seinen Gesellen nach Dessau gegangen; während sie bei Thüna gewesen, sei noch ein ihm Unbekannter gekommen, der ein „Herr" gewesen sein müsse, wie er daraus, daß man das „Handcredenzen gegen ihn gebraucht", entnommen; dieser Herr, der „nicht stadtliche bräunliche Kleidung mit einer dreifachen Kette am Halse und unter den Gürtel gesteckt", getragen, habe gefragt, „was machen die Kerle da; Thüna habe geantwortet, sie hätten ihm einen Graben im Garten gegraben, er lohne sie ab und habe dabei jenen auf den Fuß getreten, sodaß er zurückgewichen". In dem Herrn mit der goldenen Kette, den Thüna, um ihm ein Zeichen zu geben, auf den Fuß getreten haben sollte, ward also ein neuer Mitwisser um das Complot bezeichnet, über den wir aber etwas Weiteres nicht erfahren. Als Heinrich dann nochmals nach der Büchse befragt ward, die er von Thüna erhalten haben wollte, änderte er abermals seine Aussage, indem er nun versicherte, es sei ihm von jener Büchse, „als er sich zu Raguhn mit zwei Mühlknechten geschmissen,

der Hahn mit einer Zimmeraxt abgeschlagen worden, er habe sie daher zu Mölau in des Schenkens Sohns Kaspar Richter Hofe in einem Holzhaufen versteckt, die Büchse aber, mit der er auf den Kurfürsten geschossen, habe er vom Wirth im Zschackenthal für einen Thaler gekauft."

Abermaliges Nachsuchen nach dem Gewehr an dem jetzt bezeichneten Orte war ebenso vergeblich, wie die frühern Nachforschungen. Auch in einer Eiche bei Mölau, wo sie Heinrich, als er anderweit deshalb befragt ward, nun versteckt haben wollte, fand sie sich nicht.

Der Kurfürst, der unausgesetzt Nachricht über den Gang der Untersuchung erhielt, glaubte nun, es sei an der Zeit, ein Gutachten über das fernere Verfahren einzuholen. Er erließ daher unter dem 1. Juni 1603 an den Kanzler von Pöllnitz und mehrere Glieder der Ritterschaft (von Einsiedel, von Brandenstein, Oberst Pflugk, Hans von Wolfersdorf, Heinrich von Schönberg, Rudolf von Bünau, Hans Wolf von Schönberg) ein Rescript, dessen Einleitung in der That Theilnahme mit dem gutmüthigen Fürsten erregt, der in dem traurigen Irrthum befangen war, daß er, der sich doch bewußt war, keinen Grund zum Hasse gegeben zu haben, einem Mordanschlage habe zum Opfer dienen sollen. Es heißt darin: „obwol J. Kurf. Gn. von Zeit an Ihrer angenommenen kurfürstlichen Regierung biß hierher, Sich gegen menniglich mit Administrirunge der heilsamen Justitia und sonsten dermmaßen erzeigt, daß J. Kurf. Gn. solches wol zu verantworten getrauen, auch niemand hierüber sich zu beschweren Ursach haben sollte, sei doch auf J. Kurf. Gn. geschossen worden u. s. w. Ihre Kurf. Gn. seien der gnedigsten Zuversicht, die Erforderten würden nicht allein dießfalls mit J. Kurf. Gn. ein underthänigst Mitleid tragen, sondern auch irem begabten Verstand nach, in dieser schweren wichtigen und weitaussehenden Sache, ihr treuherzig wolmeinend Be-

denken eröffnen und anzeigen.“ Die Commission beschleunigte ihre Berathungen und gab schon am 3. Juni ihr Gutachten dahin ab, „da die beiden (Heinrich und Menzel) leichtfertige und lose Gesellen seien, müsse man trachten, der übrigen conjurirten Personen habhaft zu werden, weil jener beiden Aussage wider die Beschuldigten (Anhaltiner), die sonst unbescholten und bei fürnehmen Amte seien, Beweisung nicht mache, die Sache möge thunlichst in der Stille gehalten werden und möchten die Anhaltiner durch ihre Obrigkeit aufgefordert werden, unter sicherm Geleit nach Dresden zu kommen und sich zu verantworten“.

Auch hier also kein Zweifel über die erste Frage, ob denn überhaupt ein Attentat stattgehabt habe?

Von den „conjurirten Personen“, deren der Bericht gedenkt, hatte man, wie wir sehen, zweier, nämlich Hans Scheuder's und Martin Hoppe's noch nicht habhaft werden können. Es wurden denn nun nach ihnen wieder vier Kundschafter ausgesendet, von denen zwei „wie Soldaten gingen“. Die andern beiden, die „zu dieser Sache am verschlagensten zu gebrauchen“, wurden vom Schösser zu Torgau „mit andern Kleidern, daß sie sobald nicht zu erkennen sein konnten“, versehen. Hiermit war dem ersten Theile des Gutachtens Genüge geschehen, was aber den Vorschlag wegen der Anhaltiner betraf, so glaubte der Kurfürst, zunächst den Rath des Reichsoberhaupts einholen und sich dessen Einverständnisses vergewissern zu müssen. Er sendete daher unter dem 6. Juni 1603 Dr. Joh. Georg Gödelmann, einen vertrauten Rath, der schon vielfach bei geheimen und verwickelten Verhandlungen sein Talent bewährt hatte, an den Kaiser Rudolf nach Prag ab, um unter Darlegung des Sachverhältnisses, das kaiserliche Gutachten zu erbitten, „ob bei Anhalt um Stellung der angedeuteten Personen anzusuchen oder was sonst diesfalls fürzunehmen sein sollte“?

Der Kaiser berieth sich mit seinen Räthen und übersendete d. d. Prag den 7. Aug. 1603 seine „Meinung“ dem Kurfürsten. Sie ging dahin: „Wenn die Gefangenen bei der Tortur auf ihren Aussagen verblieben, möge der Kurfürst an den Fürsten von Anhalt ein Schreiben gelangen lassen, das Factum pure erzählen und nach Beschaffenheit der Sache begehren, er wolle solches bemeldeten seinen Dienern insinuiren und sie dahin halten, daß sie zu Rettung ihrer Ehre auf ein frei sicher Geleit sich stellen sollten, damit sie mit den Verhafteten confrontirt und ihre purgatoria einwenden könnten.“

Der Vorschlag des Kaisers, die Gefangenen, und zwar Heinrich zum zweiten male, der Tortur zu unterwerfen, entsprach ebenso sehr dem Geiste des damaligen Criminalverfahrens, wie den Ansichten einflußreicher Männer in der Umgebung des Kurfürsten, die überzeugt waren, man sei noch gar nicht am Ende der Entdeckungen; schon am 15. Aug. 1603 wurden daher Menzel und Heinrich auf die Folter gebracht. Ersterer, der sonach vergeblich sich bemüht hatte, durch Einräumung alles dessen, was man von ihm zu hören wünschte, sich den Qualen der Tortur zu entziehen, wiederholte mit unwesentlichen Modificationen seine frühern Angaben, gestand aber auch den Mord, dessen Verdacht auf ihm lastete. Er hatte mit einem andern, der bereits seine Strafe erlitten, einen Wanderer beraubt, erschlagen und den Körper in einen Sumpf geworfen. Die Thatsache selbst war schon früher constatirt worden.

Heinrich war immittelst erkrankt, und ein Rescript vom 31. Juli 1603 hatte verordnet, „er solle in ein bequem Losament gebracht, ihm die Fesseln etlichermaßen laxirt, er mit aller Speise, Trank und Arznei versorgt und soviel möglich zur Gesundheit gebracht werden“. Bei einer Befragung am 13. Aug. 1603 hatte er angegeben, Simon

von Halle, auch Schwarzfärber genannt, habe ihm um Michaelis 1602 zu Bernburg mitgetheilt, „Dr. Crell's Freundschaft zu Dessau habe ihm 200 Thlr. zugesagt, auch darauf 50 Thlr. zugestellt, daß er den Kurfürsten erschießen solle". Jetzt unter den Martern der Folter am 15. Aug., entsprach er der Erwartung neuer Enthüllungen vollständig. Das Complot gewann durch seine Aussagen eine immer größere Ausdehnung. Er erzählte, Thüna habe ihn, Martin Hoppen, Hans Scheuder und Simon von Halle bereits im Herbste des Jahres 1602 auf Jobst Schelling's zu Kalbe Hochzeit angeredet, ob sie den Kurfürsten erschießen wollten, ihnen auch, als sie es versprochen, den Eid abgenommen und Simon von Halle, auch Schwarzfärber genannt, 50 Thaler gegeben. Sie wären dann ihrer 18 zum Michaelismarkt in Leipzig zusammengekommen und hätten bei einem Bäcker vor dem Grimmaischen Thore, in einem Garten an einem Brunnen, dem Schwarzfärber nochmals einen Eid leisten müssen. Dies waren also neue Thatsachen, die den spätern Verhandlungen in Dessau, deren er schon gedacht hatte, vorhergegangen sein sollten. Er fügte noch hinzu, die Gesellschaft, welche den Kurfürsten erschießen sollen, habe aus 22 Personen bestanden, die er gleichzeitig benannte; sie hielten sich im Anhaltischen, bei Eisleben, um Köthen und Kalbe auf. Daneben versicherte er jetzt, er habe die Büchse, welche ihm Thüna übergeben, an einen Bauer in dem Dorfe Grena bei Bernburg, Namens Hans Grobbe, verkauft. Also wieder eine neue Variante!

So unwahrscheinlich die Erzählung von den 22 gedungenen und verschworenen Mördern klang, sie fand doch Glauben, zwar nicht beim Schösser zu Dresden, welcher bemerkte, Heinrich variire doch zu viel, wol aber beim Kurfürsten und anscheinend auch beim Kaiser, dem die Entdeckung sofort mit der Bitte mitgetheilt ward, sich zu er-

klären, ob es nunmehr bei vorigem Bedenken beruhen solle, oder ob er etwas anderes befehlen wolle. Die Antwort des Kaisers ging dahin, der Kurfürst „möge nur den bösen Gesellen nachtrachten und bei Anhalt um stille Einziehung und Einlieferung der im Anhaltischen sich Aufhaltenden antragen, im übrigen bewende es bei der frühern Meinung“.

Immittelst waren die ausgesendeten Kundschafter nicht unthätig gewesen. Schon im Juli ging von dem „leipziger Kundschafter“, der als besonders geschickt gerühmt wird, die Anzeige ein, er habe Hans Scheuder in Köthen, Halle und Merseburg getroffen, als er aber an letzterm Orte ihm in Gemeinschaft mit dem Küchenmeister nachgetrachtet, sei er entflohen, in die Saale gesprungen und ihnen hindurchschwimmend entkommen. Bald darauf ging aber die Anzeige ein, daß die beiden Mordgesellen, welche von den ursprünglich benannten vieren noch fehlten, Martin Hoppe und Hans Scheuder festgenommen worden, letzterer am 24. Juli 1603 in Kalbe, wo er als Knecht bei einem Bürger gedient, was allerdings mit den Angaben des Kundschafters, der Scheuder als Vagabunden an verschiedenen Orten getroffen haben wollte, nicht übereinstimmte. Es ergab sich auch bald, daß ein Irrthum stattgefunden hatte. Der Schösser zu Torgau, dem die Gefangenen überliefert worden, schreibt, „daß sie den mit Steckbriefen verfolgten Hans Scheuder und Martin Hobbe weder der Gestalt noch Ansehen nach gleich sehen, welches mich uf den Kundschafter, daß er also plump und unvorsichtiger Weise zugefahren und die Personen der Gestalt und Kleidung nach nicht recht angesehen, gefänglich einziehn lassen, nicht wenig unmuthig macht“. Statt aber die Arrestaten, gegen welche sonst kein Verdacht irgendeiner Art vorlag, zu entlassen, sendete er sie aus dem originellen Grunde, „weil einmal 50 Fl. an Unkosten für sie ausgegeben worden“, nach Dresden. Hier setzte man sie aber

in Freiheit, ja der eine, Georg Bachmann, ward sogar selbst unter Zusicherung von 50 Thlrn. ausgesendet, um seinen Doppelgänger, den wirklichen „Dicken Martin“ (Hoppe), auch „Ledermertten“ genannt, für den er gehalten worden war, einzufangen. Allein der dicke Martin wußte sich seinen Verfolgern zu entziehen, und es gelang Bachmann nicht, die Prämie zu verdienen.

Da übrigens nach der letzten Aussage Heinrich's Leipzig zum Rendezvous für die zahlreiche Mörderbande gedient haben sollte, so wurden dort durch den Schösser ebenfalls Erörterungen angestellt. Es fand sich allerdings ein vor dem Grimmaischen Thore wohnender Bäcker Reiche, von dem es hieß, daß bisweilen Gesindel bei ihm aufliege, allein die Beschreibung der Lokalität, wie Heinrich sie geliefert, paßte ganz und gar nicht: der Bäcker selbst stellte alles in Abrede und erklärte, daß er nur den „Schwarzfärber“ von Angesicht kenne, worauf man denn dem Sohne des Bäckers 100 Fl. versprach, wenn er ihn einfange, was er aber nicht zu bewerkstelligen vermochte. Dagegen hatten die Maßregeln, die man ergriff, um die übrigen von Heinrich bezeichneten Personen festzunehmen, insbesondere allgemeine auf alles herumstreifende, verdächtige Gesindel veranstaltete Razzias, das wohlthätige Ergebniß, daß das Land von einer Menge Gauner gesäubert ward. Die Gefängnisse in Dresden wurden aber bald so überfüllt, daß man andere Verbrecher, die dort in Untersuchung waren, nach dem Hohnstein, dem Sonnenstein und nach Augustusburg abführen mußte, um nur Raum für die zu gewinnen, welche man für bei dem Complot betheiligt hielt. Wir wollen hier unsere Leser nicht durch Aufzählung der unsaubern Gesellschaft, die wir kennen lernen, nicht mit Benennung aller der Gauner, Diebe und Räuber ermüden, die bei dieser Gelegenheit der Gerechtigkeit anheimfielen, im Gefängnisse

starben, hingerichtet oder sonst bestraft wurden, sondern nur einer Person gedenken, weil sie mit dem einen der Hauptverbrecher in naher Verbindung gestanden hatte. Es war eine achtzehnjährige hübsche Dirne, Maria von Brachstädt genannt, Menzel's Geliebte. Schon im vierzehnten Jahre von ihrer Stiefmutter aus ihres Vaters Hause vertrieben, war sie seitdem „mit böser Gesellschaft gewesen", auch in Zörbig bereits mit dem Staupbesen bestraft und des Landes verwiesen worden. Sie ward über das Attentat, von dem man keine Wissenschaft bei ihr vorausgesetzt haben muß, nicht speciell befragt, auch der Tortur nicht unterworfen, kam vielmehr mit einem blauen Auge davon, indem die Schöppen zu Leipzig wegen ihr erkannten: „Weil sie des Landes verwiesen, sei ihr mit Ernst aufzulegen, sich alsbald daraus wieder zu wenden und bei Strafe des Meineids dasselbe zu meiden." Es scheint übrigens doch, als ob man, da die Angaben Heinrich's über die große Zahl der Verschworenen nirgends Bestätigung fanden, im Laufe der Untersuchung sich wenigstens von der Unwahrheit dieser Aussage allmählich überzeugt hat, wie wir denn in spätern Schriften hauptsächlich die Angabe, daß die bereits genannten vier Personen zu dem Mordanschlag gedungen worden seien, der Anklage zu Grunde gelegt finden.

Nach Dessau war zeither über die Beschuldigung gegen die dortigen Unterthanen noch keine officielle Mittheilung ergangen, so geheim man aber die Sache gehalten, so waren doch Gerüchte über den in Dresden entstandenen Argwohn dahin gedrungen, und der Fürst Johann Georg wendete sich daher unter dem 23. Sept. 1603 mit einem Schreiben an den Kurfürsten Christian, worin er unter Bezugnahme auf „das gemeine, nunmehr hin und wieder erschollene Geschrei", um Nachricht bat, indem er beifügte, „um nicht gar welche unserer pflichtsverwandten Unterthanen

und Diener, die ich bisher anders nicht als getreu befunden, unverschuldeter Ding in ungutlich Verdacht ziehen zu lassen". Er erbot sich zugleich zur Mittheilung dessen, was er selbst in Erfahrung bringen werde. Kurfürst Christian bat hierauf in seiner schriftlichen Antwort vom 27. Sept. 1603 um „einen kleinen Verzug" und sendete einige Tage darauf den Hauptmann zu Wittenberg, Hans Heinrich von Schönberg und den Appellationsrath Richter, an den Fürsten nach Dessau mit der Anweisung, bei demselben darauf anzutragen, daß Heinrich von Thüna und der Kanzler Biedermann sich zur Rettung ihrer Ehre unter sicherm Geleit binnen sächsischer Frist (6 Wochen 3 Tage) in Dresden einstellen möchten. Die Abgesandten kamen des Abends in Dessau an, traten in einem Gasthause ab, wurden aber durch wiederholte Aufforderung des Fürsten, der ihre Ankunft erfahren, veranlaßt, ihre Wohnung im Schloß zu nehmen. Tags darauf, am frühen Morgen, hatten sie bei dem Fürsten Audienz, bei der die anhaltischen Räthe von Dohna und von Wuthenau zugegen waren. Der Fürst versicherte auf die Eröffnungen der sächsischen Abgeordneten, die Hauptsache „komme ihm sehr wunderlich und schmerzlich für", erklärte aber, jedenfalls müsse er sich zunächst mit seinen Brüdern berathen. Ohne weitere bestimmte Antwort kehrten die Gesandten nach Dresden zurück; ihnen folgte erst im November 1603 ein fürstliches Schreiben, welches den Antrag des Kurfürsten ablehnte und den Vorschlag enthielt, es solle die Untersuchung gegen die beschuldigten Anhaltiner in Dessau geführt und die Confrontation derselben mit ihren Anklägern im Anhaltischen oder an einem dritten Orte, außerhalb Anhalt und Kursachsen, vorgenommen werden. Zugleich ward um Mittheilung von Abschriften der Aussagen der Ankläger gebeten. Der Kanzler Biedermann wie der Oberstlieutenant von Thüna hatten beide in aus=

führlichen Vorstellungen alles was ihnen schuld gegeben ward, geleugnet, ersterer sich auch erboten, wenn sein Fürst es gestatte, gegen sicheres Geleit nach Dresden zu gehen, um sich zu rechtfertigen.

Der Kurfürst von Sachsen, dem die Vorschläge des Fürsten von Anhalt nicht genehm waren, wendete sich wieder an den Kaiser, als dieser ihm aber das Eingehen auf jene Propositionen anrieth, sendete er abermals Dr. Gödelmann nach Prag, der denn nach langen Verhandlungen endlich den Kaiser bestimmte, an den Fürsten von Anhalt im März 1604 ein Schreiben zu erlassen, mit der Aufforderung, die Beschuldigten zur Confrontation nach Dresden zu senden; dies ward aber von Anhalt mit Bezugnahme darauf, daß man noch nicht einmal die Abschriften der Protokolle erhalten habe, abgelehnt. Weitere weitläufige Verhandlungen, bei denen auch der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg, an den der Fürst von Anhalt eine besondere Gesandtschaft deshalb abgesendet hatte, sowie der Markgraf Johann Sigismund von Brandenburg, vermittelnd sich betheiligten, blieben ohne Erfolg; den Antrag, die Confrontation im Brandenburgischen vornehmen zu lassen, wies man von sächsischer Seite zurück, „weil es zu gefährlich sei, die Gefangenen außerhalb Landes zu schicken“; der fernere Vorschlag Anhalts, es sollten Räthe von beiden Theilen nach Torgau gesendet werden, um über die Sache zu verhandeln, ward ebenfalls abgelehnt, „weil Sachsen die Sache an den Kaiser gebracht und zu erwarten habe, was Röm. Kais. Maj. ferner anordnen werde“.

Den Gefangenen, Heinrich und Menzel, ward immittelst ihre Haft sehr lästig, es ging die Anzeige ein, daß sie die Wächter mishandelten, daß Heinrich, wenn er in den Hof geführt werde, Menzel anrufe und sich mit ihm rothwälsch unterhalte. Zwei Geistliche, die Diakonen Tobias Rudolph

und Heinrich Mittelstadt erhielten die Aufforderung, ihnen geistlichen Zuspruch zu ertheilen. Als sie aber in einer Anzeige bemerkten, sie hätten Heinrich vorgehalten, „wo ihn sein Gewissen überzeuget, daß er entweder in der gütlichen oder peinlichen Frage der Sache zu wenig oder zu viel gethan, er es anzeigen solle, auch ihn ermahnt, daß er niemand aus Zorn oder dergleichen etwas beschuldige“, erging die Bedeutung, daß die Geistlichen sich auf den geistlichen Zuspruch zu beschränken hätten. Eine anderweite Anzeige der beiden Diakonen besagt hierauf, als sie Heinrich wieder besucht, „habe er angefangen zu weinen und mit aufgehobenen Händen gebeten, sie wollten ihn Beichte hören und das Abendmahl des Herrn nicht versagen, er wolle sich mit Gott versöhnen, er habe das Leben verwirkt, es wäre alles wahr, was er in der gütlichen und peinlichen Frage, welche gelinde und gnädig gewesen, gestanden“.

Kurfürst Christian legte nun im November 1604 die Sache abermals einer Commission vor, die außer dem Kanzler von Pöllnitz aus acht Rechtsgelehrten, unter denen auch der Ordinarius Wirth, sowie zwei Professoren aus Wittenberg sich befanden, zusammengesetzt ward, um ein Urtel abzufassen. Eine vorherige Vertheidigung der Angeklagten fand nicht statt. Schon nach wenigen Tagen konnte das Erkenntniß publicirt werden. Es ging dahin: „In peinlichen Sachen und dorinnen ervolgten unterschiedlichen, gütlichen und peinlichen Bekentnus, zweyer gefangener, mit Nahmen, Michael Heinrichs von Magdeburgh und Hansen Mentzels von Bitterfeldt, ist uf Belehrung der Rechtsgelahrten, zu Recht erkannt: Dieweil nach dem Kurfürsten von Sachssen, und Burggrafen zu Magdeburg p. Unsern gnedigsten Herrn, als Seine Kurf. Gn. im Monat Aprili deß abgelaufenen 1603ten Jares sich vonn Grafenhainichen auß, des morgens vor tage auf den Birkhanenpalz begeben,

im Holz daselbsten ein Schuß geschehen unnd in der darauff alsobalden anbevolener und gehaltener nachforschung, des andern tages Michael Heinrich im Fürstenthumb Anhalt angetroffen und derentwegen angeredet, auch darauf, als er sich in die Flucht begeben, in der Nachvolge ereilet und in Haft gebracht, auch Sr. Kurf. Gn. auf einen Revers überantwortet worden, Hat nun derselbe hernacher, in Beisein der Gerichts und anderer personen, auch vor Notarien und Zeugen, beides gütlichen und auch in scharffer frage, damit er angegriffen worden, öffentlichen ausgesagt und bekannt, Daß er vorberürten Schuß aus einem Rohr, so mit dreyen Kugeln geladen gewesen, nach Sr. Kurf. Gn. vorsezlicher weise, inn gemuth und meinung, Dieselbe dadurch bößlichen zu erschießen, unnd umbs Leben zu bringen, gethan, und hierzu neben andern Dreyen gesellen, als Hansen Menzeln, Hansen Scheudern und Martin Hopfen, mit gelt erkauft worden, auch gelt darauf empfangen und genommen, nach fernern inhalt, deß gefangenen Michael Heinrichs eingeschickten gutlichen und peinlichen bekentnus.

„Da nun itztgedachter gefangener auf seinem gethanen bekentnus vor öffentlichem peinlichen Gerichte freywillig verharren, Oder dessen sonsten, wie recht, überwiesen würde, so wirdt er wegen seines begangenen und bekanten schusses und dadurch fürgehabten abscheulichen Mordthat, nach gelegenheit und gestalt dieses falls, lebendig in vier stücke zerhauen unnd also vom Leben zum Todte gestrafft auch die vier stücke an vier unterschiedene ortte aufgehenget.

„So nun den andern gefangenen, Hansen Mentzeln von Bitterfeldt anlangt, hat derselbe in güte und scharffer Frage ausgesaget und bekant, daß er nicht allein viel Deuben an underschiedlichen örtern begehn und bei Grafenhainichen, einen Mann uf freyer Landstraßen ermorden und berauben helffen, sondern auch umb des ersten gefangenen Michael

Heinrichs gegenn den Kurfürsten zu Sachsen p. unsern gnedigsten Herrn, vorgehabten bösen anschlag wissenschafft gehabt unnd sich auch darzu neben iztbemelten Michel Heinrichen, sowol H. Scheudern und M. Hopfen, die noch inn fluchten gehen, mit gelte bestellen und erkaufen lassen, deßgleichen derentwegen gelt empfangen und genommen, darauff auch ein Rohr gekauffet und mit vorerwehnten Michel Heinrichen, obberürten bösen anschlag, gegen Se. Kurf. G. zu werk zu richten und volnbringen zu helffen ausgegangen, und eß hat sich in genommener erkundigung befunden, daß vorangeregte mordthat bei Grafenhainichen gewiß und in warheit begangen worden. Nach mehreren innhalt des gefangenen gethaner gutlichen und peinlichen Bekentnus.

„Da nun der gefangene Hans Mentzel auf seiner gethanen Bekentnus, vor öffentlichen peinlichen Gerichte freywillig verharren oder deß sonsten, wie recht, überwiesen würde. So würde er von wegen der bekanten und begangenen Mordthat und wider Se. Kurf. G. bewilligten conspiration und verbindtnus, mit zweyen glüenden Zangengrieffen gerißen und dann mit dem Rade vom Leben zum todt gestrafft. Alles von Rechtswegen."

Zur Vollstreckung des Urtels ward der 29. Jan. 1605 anberaumt und dies sowol dem Kaiser, als dem Fürsten von Anthalt eröffnet, letzterm mit dem Antrage, „es möchten Thüna und Biedermann auf den Executionstag nach Dresden gestellt werden, damit vor der Execution die Beschuldigung von ihnen angehört und sie ihre Ablehnung und Verantwortung einwenden könnten". Zugleich ward für beide ein freies Geleit unter dem 18. Dec. 1604 zu diesem Behufe ausgefertigt, welches aber unerbrochen von ihnen zurückgesendet ward. Der Fürst von Anhalt widersprach der Hinrichtung als vorzeitig und wiederholte sein Verlangen, auf Mittheilung der Protokollab-

schriften, Thüna und Biedermann aber klagten in Dessau wegen Verleumdung gegen Heinrich und Menzel (provocatio ex lege diffamati), und es erging an diese unter dem 18. Jan. 1605 eine Ladung zum Erscheinen in dem auf den 15. März 1605 anberaumten Termin, mit dem an die sächsische Regierung gestellten Antrag, sie dazu nach Dessau zu sistiren, ein Antrag, der von dieser „als ungereimbtes Suchen" zurückgewiesen ward.

Der Kaiser antwortete auf die Mittheilung unter dem 17. Jan. 1605, da Sachsen auf den Vorschlag Anhalts, wegen einer Conferenz in Torgau, nicht eingegangen sei, und jetzt das Urtel vollziehen wolle, „sehn wir nit ein, was hierbei nunmehr zu thun". Der Kaiser war offenbar, was auch aus Berichten aus Prag hervorgeht, mit dem Verfahren des Kurfürsten nicht einverstanden.

So nahte denn der zur Execution festgesetzte Tag heran; Aufschub fand man, trotz der von verschiedenen Seiten desfalls eingegangenen Verwendungen, in Dresden bedenklich, „weil die Gefangenen sich schwach machten und zu besorgen, sie möchten unversehens in Krankheit gerathen". Am 27. Jan. 1805 traf in Dresden ein Notar aus Dessau, Namens Otto, nebst zwei Zeugen ein, der aber erst am Tage der Hinrichtung, den 29. Jan., bei dem öffentlichen hochnothpeinlichen Halsgericht sich angab, um eine Protestation gegen die Hinrichtung namens des Kanzlers Biedermann und des Oberstlieutenants von Thüna, weil sie noch nicht gehört seien, einzulegen, mit dem Antrage, die Missethäter nach Artikeln darüber zu befragen, ob sie jene dessauer Herren nicht wider ihr Gewissen beschuldigt und weshalb? u. s. w. Der Schösser zu Dresden wies die Protestation und den Antrag zurück, und das Protokoll besagt, daß Heinrich und Menzel bei ihren Aussagen, wodurch sie jene beschuldigt hatten, auf Vorlesen derselben nochmals verblieben.

Auch der Bericht der beiden bereits benannten Geistlichen bestätigt, daß beide bei ihrer Aussage vor ihrem Tode beharret und Menzel insonderheit wiederholt habe, Thüna habe 8 Thlr. gegeben und der Kanzler den Eid vorgelesen.

Die Hinrichtung ward in ihrer ganzen Gräßlichkeit auf dem Neumarkt zu Dresden vollzogen. Starben Heinrich wie Menzel auch nach unserer Ueberzeugung unschuldig an dem Verbrechen, das ihnen schuld gegeben worden und zu dem sie sich bekannt, so kann es jedoch einigermaßen zur Beruhigung dienen, daß beide verworfene Menschen waren, und die Nemesis insbesondere in Menzel einen Verbrecher ereilte, der zweifelsohne den Tod verdient hatte. Wie kam es aber, daß beide auch angesichts des Todes und der gräßlichen Strafe, die ihnen drohte, bei unwahren Zugeständnissen verblieben? Abgesehen von dem, was wir bereits oben bemerkt haben, bieten uns die Acten eine Erläuterung, der wir eine große innere Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können. Unter den zahlreichen Gefangenen, welche, wie wir erwähnt, in die Büttelei zu Dresden eingeliefert wurden, befanden sich auch Andreas Reichert (oder Reuße) und der Jäger Lorenz Schulzke. Ersterer, den man irrigerweise für den von Heinrich benannten Simon von Halle (Schwarzfärber) hielt, ward mehrere Stunden gefoltert, aber zu keinem Geständniß gebracht. Man setzte ihn dann in dem obersten Stock der Büttelei in eine Gefängnißzelle mit Schulzke zusammen; das Gemach war aber so schlecht verwahrt, daß die Gefangenen sich mit andern Arrestaten in Vernehmung zu setzen vermochten, von denen sie ebenso wie von ihren Wächtern, nach ihren spätern Versicherungen, wiederholt Mittheilungen über den Stand der Untersuchung u. s. w. erhielten. Der Stockmeister, der, wie es in den Acten heißt, „sich ofte das Saufen mehr als die Gefangenen angelegen sein ließ“, wollte von der Geschicklichkeit

Schulzke's, der es verstand, Jagdnetze zu stricken, Nutzen ziehen, und gab diesem Bindfaden, um Hasennetze zu fertigen. Die Gefangenen, die bereits Vorbereitungen zur Flucht getroffen, gewannen hiermit das ihnen noch fehlende Mittel, sich von der Höhe herabzulassen. Sie erbrachen in der Nacht die Thüre ihres Gefängnisses, stiegen auf das Dach und ließen sich von demselben vermittelst der zusammengedrehten Netze in den Hof eines neben dem Gefängnisse gelegenen Bürgerhauses herab: dort versteckten sie sich hinter einem Holzhaufen und entkamen glücklich, wie denn nach ihrer Angabe „viel guter Kerl also weggekommen". Reichart ward aber später wieder eingefangen und gab denn bei seiner Befragung auch seine Ueberzeugung kund, daß Heinrich's und Menzel's Angaben über das Complot erdichtet gewesen. Er versicherte: „Es hätten ihnen die Wächter berichtet, daß die beiden Gerechtfertigten, Michel Heinrich und Hans Meißner (Menzel) gänzlich widerrufen wollen und gesagt, daß sie den Leuten zuviel gethan, sie wären aber mit starkem Wein überaus voll gesäuft und beredet worden, daß sie bei ihrer Aussage bleiben müssen, denn Michel Heinrich sich vernehmen lassen, wenn er ausfiele, so würde er doch wieder aufgezogen und noch ärger mitgenommen werden, als zuvor geschehn, derohalben wolle er lieber sterben, als ferner solche Marter leiden.

„Der Andere, Hans Meißner aber hätte einen erschlagen helfen, darum er ohnedies sterben müssen u. s. w. Er (Reichart) habe es auch einstmals dem Schösser unter die Augen gesagt, daß er vor gewiß berichtet worden, die Gerechtfertigten hätten ihre Aussagen widerrufen wollen, wofern sie nicht durch starken Trunk und andere Anmahnung darbei erhalten worden."

Das Leugnen der Wächter, als sie über diese sie verbotener Mittheilungen beschuldigenden Aussagen befragt

wurden, ist ganz naturgemäß und kann unsere Vermuthung, daß die Angaben in der Hauptsache begründet gewesen, allerdings nicht erschüttern.

Die lebhafte Spannung, die zwischen dem Kurfürsten Christian und dem Fürsten von Anhalt eingetreten war, mußte durch die Hinrichtung Heinrich's und Menzel's nothwendig vermehrt werden. Während der Kurfürst in dem Umstand, daß sie auch auf dem Wege zum Tode ihre Anklage gegen die Anhaltiner aufrecht erhalten, nur eine neue Bestätigung seines Verdachts fand, betrachtete man in Dessau die Hinrichtung als eine voreilige Handlung, durch welche den unschuldig verleumdeten Anhaltinern jede Gelegenheit benommen worden, bei einer Gegenüberstellung mit ihren Anklägern, diese der Lüge zu zeihen. Es verbreiteten sich übrigens Gerüchte, welche Anhalt Grund zu den ernstesten Besorgnissen geben mußten: es hieß, der Kurfürst beabsichtige Anhalt mit Krieg zu überziehen oder wenigstens einen gewaltsamen Einfall, um Biedermann und Thüna festzunehmen. Mehrere in unsern Acten enthaltene Thatsachen deuten allerdings auf einen solchen Gedanken Kurfürst Christian's einigermaßen hin. Schon im Juli 1604 erbot sich ein Pferdedieb, Barthel Missbach, der im Gefängnisse seiner Strafe entgegensah, er wolle, wenn man ihm Gnade ertheile, Thüna und einen andern Anhaltiner, Namens Pörstel, über den wir weiter etwas nicht finden, den aber das Gerücht beschuldigte, er sei mit Thüna einverstanden gewesen, „wohl einbringen, man könne sie jetzt in der Ernte wohl bekommen, und in einer Stunde mit ihnen auf sächsischem Boden sein". War es nun die wohlmeinende Absicht des Fürsten von Anhalt, Biedermann und Thüna vor einem unerwarteten Ueberfalle zu schützen, oder glaubte er doch, den Anträgen des Kurfürsten und dem von uns erwähnten kaiserlichen Befehle durch eine, seine Bereit=

willigkeit andeutende Handlung entgegenkommen zu müssen, er ließ Biedermann, der, wie Becmann, a. a. O., S. 172, erzählt, schon vorher von seinem Amte suspendirt worden war, und Thüna am 7. Febr. 1605 unter bewaffneter Begleitung auf das Schloß zu Bernburg bringen. Ein Kundschafter, den man von Dresden aus geschickt, Vincentius Loher, brachte diese Nachricht mit und berichtete, jeder der beiden habe ein besonderes Gemach, aber mittags kämen sie zusammen. Thüna solle „sehr traurig sein, der Kanzler aber sich nichts merken lassen", auf das Schloß werde niemand gelassen, die Zugbrücke sei aufgezogen, doch lägen nur 12 Mann im Schlosse. In Bernburg blieben die Gefangenen nur bis zum 23. Febr. 1605, wo sie nach Großenalsleben geführt wurden. Die Gerüchte, daß Sachsen Gewaltmaßregeln beabsichtige, gewannen aber jetzt neue Nahrung dadurch, daß der Kurfürst unter dem 26. Febr. 1605 die zu Ritterdiensten Verpflichteten zur Bereitschaft aufbot, eine Maßregel, die einer heutigen Mobilmachung der Armee gleichzustellen. Der Befehl an die Verpflichteten lautete dahin: „ihr wollet euch mit tüchtigen Pferden, Knechten und allem andern, inmassen ihr uns zu dienen schüldig, wol gerüst und allerdings zum Zuzuge gefast machen, anheimbs enthalten, in guter Bereitschaft sitzen und darnach achten, daß ihr uff unser oder unserer verordneten Befehlichshabern ferner erfodern, ohne alle seumbnis zu tag und Nacht, an ort und ende so darzu bestimmet und benennet wird, euch stellet, unseres oder ihres Befehlichs verhaltet und hieran nichts, denn Gottes gewalt verhindern lasset." Als Grund der Anordnung ward angeführt, „daß jetzo die Leuffte hin und wieder in und außerhalb des heiligen Römischen Reichs, sonderlich das Blutdürstige vorhaben des Erb und Erzfeindes christlichen Namens des Türcken von tage zu tage sich gefehrlicher ansehn lest, dahero gute vor-

sorge und aufwacht wol vonnöthen, damit unsere Lande und Leute fürstehende gefahr, nachtheil und schade verhüttet, abgewendet und so viel müglich vorkommen werde".

Man glaubte mindestens damals allgemein, die doch ziemlich entfernte Gefahr vor den Türken gebe nur einen Vorwand ab und in Wahrheit sei die Rüstung gegen Anhalt gerichtet. Anhalt suchte denn nun gegen den mächtigen Nachbar Schutz und fand ihn bei dem Kurfürsten von Brandenburg, der in einem ausführlichen Schreiben vom 15. März 1605 sich über „das Geschrei, der Kurfürst stehe in Rüstung und Präparation und es wäre wider Anhalt gemeint", sich verbreitete und ernstlich vor Gewaltthaten warnte, „durch die ein guter Theil des lieben Vaterlandes auf und zu scheitern gehn möchte". Kurfürst Christian, wenn er wirklich in jugendlicher Uebereilung und Hitze an eine Fehde gedacht hatte, gab denn auch den Warnungen Gehör und versicherte, die Rüstungen seien nur des ungarischen Kriegs wegen vorgenommen worden.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß man schon im Juli 1603 Hans Scheuder, einen der von Heinrich als Mitverschworenen Benannten, gefangen zu haben glaubte, sich aber geirrt hatte. Jetzt, im März 1605, brachte der Stadtknecht zu Torgau einen Menschen ein, den er als den wirklichen Scheuder bezeichnete und dem auch das Kennzeichen, welches ihm Heinrich beilegte, „ein böser Kopf", nicht fehlte. Bei seiner Befragung nannte er sich Barthel Knorre von Salzfurth, und leugnete, daß er den Namen Hans Scheuder geführt, versicherte vielmehr, der Stadtknecht habe ihn zuerst so benannt und er kenne den wirklichen Hans Scheuder recht wohl. Bei seiner Befragung nach Artikeln „in Vorstellung des Scharfrichters" räumte er aber ein, daß er wirklich der Genosse Heinrich's sei, welchen dieser als Hans Scheuder bezeichnet habe, er bestätigte den

Vorgang in Dessau, wie ihn Heinrich erzählt und wie die Artikel, nach denen er (Knorre) bei der Tortur befragt ward, ihn enthielten, indem er nur versicherte, als er in Dessau in das Zimmer zu Thüna gerufen worden, hätten die andern schon alles verabredet gehabt, Heinrich habe ihm aber gesagt, „wenn du willst gut thun, sollst du jetzt zwei Thaler haben". Als der Kanzler den Eid vorgelesen, „er solle stark halten, all nichts sagen", habe er gezittert und der Kanzler gesagt, der wird nicht halten, worauf aber Heinrich erwidert „er wird halten, ich hab's ihm verboten bei Hals und Bauch, wenn er nicht schweigt". Auch die zweite Eidesleistung in Leipzig am Michaelismarkt gestand er zu, verlegte aber den Schauplatz in ein Bierhaus vor dem Thore nach Wurzen zu. Daneben aber räumte er eine ganze Reihe von Diebstählen, Raubanfällen und Mordthaten ein, die zum Theil mit so haarsträubenden Umständen verbunden sind, daß er als ein wahres Scheusal erscheint. Wir übergehen die Details und gedenken nur, daß er u. a. eine schwangere Frau auf gräßliche Weise ermordet hatte, blos um die Finger des ungeborenen Kindes zu erhalten: diese hatte er abgeschnitten, sie in finsterm Aberglauben mit Wachs überzogen und als Lichter bei räuberischen Einbrüchen gebraucht, wie er sagte: „zu dem Ende, daß die Leute im Hause nicht erwachen sollten und sei solches allwegen so erfolgt." Während man aber in Dresden sonach den dritten der vier Mordgesellen, den wirklichen Hans Scheuder, in Fesseln zu haben glaubte, ging aus Dessau die Nachricht ein, man sei abermals über die Identität im Irrthume, der wahre Hans Scheuder „mit dem bösen Kopfe" sei soeben dort eingefangen worden. Die beigefügten Protokolle besagten denn auch, daß man dort einen Menschen wegen mehrerer Diebstähle in Untersuchung gezogen, der eigentlich Hans Mewes hieß, aber weil seine Mutter in

einem Dorfe Scheuder gewohnt, nach vieler Zeugen Aussagen allgemein Hans Scheuder genannt worden war, was er auch selbst gar nicht in Abrede stellte, wohingegen er jede Mitwissenschaft um ein Attentat gegen den Kurfürsten von Sachsen beharrlich leugnete.

Welcher war nun der richtige Hans Scheuder? Die sächsischen Hofräthe sagten in ihrem Berichte, „sie hätten anfänglich mit nicht wenig Befremden vernommen, daß jetzund einer Hans Scheuder genannt hier, der andere in Dessau gefänglich enthalten werden solle", allein der dresdener werde wol der wahre sein, „da er, Barthel Knorre, ausgesagt, daß seine Gesellschaft ihm den Namen Scheuder gegeben, damit er nicht ausgekundschaftet und eingebracht werden solle". Es ward denn nun auf Auslieferung des dessauer Gefangenen angetragen, indem der Kurfürst unter Bezugnahme auf Knorre's Angaben bemerkte, „die Aussage hat uns in unsern Gedanken gestärkt, daß unser Gefangener der rechte Geselle, welchen die bösen Buben Hans Scheuder genannt, ist". Die Auslieferung erfolgte aber nicht. Wir finden eine Lösung des Räthsels in den Aussagen des schon erwähnten Andreas Reichert, der uns schon über Heinrich's und Menzel's Verhalten einiges Licht gegeben. Während seines Arrests im Stockhause zu Dresden hatte er auch Gelegenheit gehabt, sich mit Knorre in Vernehmung zu setzen, und dieser hatte ihm erzählt, es habe ihm ein unbekannter Mann, der, wie sich später ergeben, „ein Kundschafter" gewesen, gesagt, er sei einem Hans von Scheuder drei Thaler schuldig, ob er nicht dieser Scheuder sei, er „habe das Geld beliebt und deshalb gesagt, er sei es", darauf sei er sofort gefangen worden und habe aus Furcht bei seinen spätern Vernehmungen wider die Wahrheit eingeräumt, daß er jener Scheuder sei, „er habe viel gewußt, was dahinter stecke". Auch andere Gefangene hatten Schulzken versichert, der

wirkliche Hans Scheuder sitze in Dessau gefangen. Knorre fand übrigens den Lohn seiner Schandthaten zwar nicht durch den Scharfrichter, aber auf eine schreckliche Art durch eigene Hand. Wie es kam, daß man ihn nicht, wie Heinrich und Menzel, auf seine Geständnisse hin verurtheilte und hinrichtete, ersehen wir nicht. Wir finden ein Protokoll vom 19. Jan. 1610, welches besagt, daß er, als er wiederum über seine Aussagen vernommen werden sollen, nichts habe gestehen wollen, „sondern mit abscheulicher Gotteslästerung den Abgeordneten geflucht habe“. Als am 18. Dec. 1610 des Stockmeisters Frau sein Gefängniß „unter der Erde“ betrat, um ihm Essen zu bringen, bat er, sie möge ihm zu trinken holen und inzwischen das Licht belassen. Wie sie nach kurzer Zeit zurückkehrte, drang ihr dichter Rauch entgegen, der sie behinderte, in den Kerker zu gelangen. Knorre hatte das Stroh in demselben angezündet. Nachdem Hülfe herbeigekommen und man das Feuer gelöscht, fand man ihn halb verbrannt, „im Winkel zusammengekript liegen“. Er starb am 20. Dec. 1610.

Kurfürst Christian glaubte aber in den Angaben Knorre's Veranlassung zu finden, um neue Anträge beim Kaiser zu stellen. Er sendete im März 1605 Dr. Gödelmann abermals nach Prag, um den Kaiser „in geheimer Audienz“ zu bitten, „er möge die Klage wider die beschuldigten beiden Personen selbst annehmen“. Der Kaiser hörte auch den Gesandten „gar allein allergnädigst an“, allein eine entsprechende Entschließung erfolgte nicht, sondern unter dem 18. Juni 1605 der unbestimmte Bescheid: „Es möge der Kurfürst eheberührte Klage übergeben lassen, so wolle Se. Kais. Maj. sich darin ersehn und nach Befinden ferner zur Gebühr entschließen.“ Während nun Sachsen mit dem Kaiser weiter verhandelte, um ihn zu bestimmen, ohne förmliche Klage die Untersuchung selbst gegen die Anhaltiner zu

übernehmen, baten Biedermann und Thüna wiederholt um Entlassung aus ihrer Haft in Großenalsleben, gegen Stellung einer Caution. Da der Fürst von Anhalt hierauf nicht einging, wendeten sich ihre Verwandten, die Gattin Biedermann's, dessen Schwiegervater Wesembeck und die Gebrüder von Thüna, an das Reichskammergericht zu Speier und erlangten auch unter dem 28. April 1606 ein „mandatum sine clausula" (einen unbedingten Befehl) an den Fürsten von Anhalt-Dessau, daß er die Gefangenen entweder entlasse oder eine förmliche Untersuchung gegen sie einleite, „bei 10 Mark löthigen Goldes". Der Fürst ward zugleich geladen, binnen 30 Tagen im Reichskammergerichte selbst oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen und den geleisteten Gehorsam anzuzeigen. Das Mandat des Reichskammergerichts blieb, wie sehr häufig dergleichen Erlasse, unbeachtet. Der Kanzler Biedermann starb nach langer Krankheit, welche er der Kerkerhaft zuschrieb, am 1. Nov. 1606, nachdem er noch kurz vor seinem Tode eine ausführliche Deduction zum Beweise seiner völligen Unschuld abgefaßt hatte.[10])

Erst nach seinem Tode, unter dem 20. Mai 1607 erfolgte auf das unausgesetzte Andringen Sachsens die Entschließung des Kaisers, daß er „wider die zwei beschuldigten Conspiranten ex officio mit dem Proceß verfahren wolle". Der Kaiser ernannte dazu Commissare und gab dem Fürsten von Anhalt den Befehl, ihm den Oberstlieutenant von Thüna auszuliefern, ja er sendete, da der Fürst dem nicht nachkam, um Thüna abzuholen, einen kaiserlichen Profoß im November 1607 nach Dessau, der aber unverrichteter Sache wieder abreisen mußte. Der kaiserliche Beschluß erregte jedoch einen gewaltigen Sturm, da man darin eine Beeinträchtigung der landesherrlichen Gerechtsame befand. Der Fürst von Anhalt fand daher bei seinem Widerstand

gegen den Kaiser vielfache und lebhafte Unterstützung. Der Landgraf von Hessen-Kassel, die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz reichten dringende Vorstellungen dagegen ein, der König von Dänemark verwendete sich für Anhalt, ja selbst König Jakob von England richtete in gleichem Sinne mehrere lateinische Schreiben an Kurfürst Christian, der ihm denn wieder in einem ausführlichen lateinischen Schreiben den Stand der Sache auseinandersetzte. Auswärtige Mächte begannen also schon damals, sich in lediglich innere Angelegenheiten Deutschlands einzumischen. Im Januar 1608 traf der Fürst Ludwig von Anhalt als Abgesandter des gesammten anhaltinischen Hauses in Prag ein, um Vorstellung gegen die verlangte Auslieferung Thüna's und die Untersuchung durch kaiserliche Commissarien zu thun; obwol er, wie Dr. Göbelmann schreibt, mehr als 30000 Fl. „der Sache halber" aufgewendet, ward aber doch keine Abänderung der kaiserlichen Entschließung erlangt, vielmehr erging an Anhalt unter dem 2. April 1608 anderweit der Befehl, „daß aller widrigen Prätensionen unverhindert, mehrgemelter von Thüna, innerhalb drei Monate von da an zu rechnen, Ihro Kais. Maj. an Dero Hof, welcher Orten Er die Zeit sein werde, geliefert werden solle". Gleichzeitig sendete der Kaiser aber den Grafen von Hohenlohe nach Dresden, um den Kurfürsten zu bestimmen, die Sache ruhen zu lassen. In dem kaiserlichen Schreiben vom 10. April 1608, welches Hohenlohe überbrachte, wird neuer Schreiben der Könige von Dänemark und England gedacht, und es heißt dann: „Als gesinnen wir auch an Ew. L. freund und gnediglich, Sie wolle diejenige Mittel, welche ohne jemands Nachtheil acceptirt werden können, zu Abschneidung größerer Weitläuftigkeit nicht abschlagen." Auch der Fürst August von Anhalt-Zerbst machte den Versuch, durch mündliche Besprechung mit Kurfürst Christian, diesen auf andere An-

sichten zu bringen, allein vergeblich: der Besuch, den er ankündigte, ward mit der Entschuldigung abgelehnt, daß der Kurfürst eine Reise vorhabe. Hierauf ging aus Dessau eine ausführliche Schrift ein, worin eine Reihe von Widersprüchen in den Aussagen der Ankläger hervorgehoben und die Grundlosigkeit der ganzen Beschuldigung auszuführen gesucht ward. Vergeblich: Kurfürst Christian war nicht zu überzeugen, sendete vielmehr abermals Gesandte nach Prag, Dr. Gödelmann und Christoph von Loß. Allein der Kaiser mochte doch in dem von so vielen Seiten entgegentretenden Widerstand Veranlassung gefunden haben, die Sache nicht weiter zu treiben, die sächsischen Gesandten wurden hingehalten und konnten keinen „richtigen Bescheid erhalten, obwol sie darum bei den Herrn Geheimen Räthen zu verschiedenen Malen angehalten". Da starb am 18. April 1609 auch der Oberstlieutenant von Thüna im Gefängnisse, und mit seinem Tode erledigte sich denn der lange Streit. Gretschel (a. a. O., II, 158) hat wol nicht unrecht, wenn er den ganzen Vorgang „eine klägliche Geschichte" nennt.

Noch haben wir schließlich einer Episode zu gedenken, die in unsern Acten mit vorkommt, ohne daß wir die Thatsache sonst erwähnt gefunden hätten.

Im Juni 1608 ward zu Luckau Kaspar Pruschwitz wegen verschiedener Diebstähle der Tortur unterworfen. Als ihn, nach derselben, der Scharfrichter im Gefängniß aufsuchte und mit Speise und Trank versehen wollte, hat er, wie es in den Acten heißt, „zum höchsten beseufzet und beklagt, daß er bei jüngst den 28. und 29. Juni gehaltener Erkundigung eine große und schwere Missethat verschwiegen und dabei vermeldet, daß er daher in seinem Gewissen nicht ruhig, noch dieselbe ferner verhehlen und verhalten könne, und demnach ausgesagt, daß er vor etlichen Jahren, wie

dem Kurfürsten von Sachsen nachgetrachtet, sich gleichfalls habe verleiten und auf gewisse Maße vermögen und hierzu bestellen lassen".

Bei näherer Befragung erzählte er Folgendes: „Etwa vor fünf oder sechs Jahren habe er in einer Dorfschenke eine Meile von Dessau gelegen, drei wohlgekleidete Personen angetroffen, denen er sein erlittenes Unglück geklagt, welche ihm darauf etlichermaßen gutes Muths zu sein ermahnet, auch einer unter denselben, als die andern einen Abtritt genommen, ihm einen Unterhalt zu verschaffen und so viel zu Wege zu bringen sich erboten, daß er alsbald etwas an Gelde auf die Hand empfangen solle, wofern er nur dieses hiergegen zusagen und angeloben würde, daß er was ihm vertrauet, verschwiegen bei sich behalten wolle. Und hätte dieselbe Person darauf einen Zettel geschrieben, ihm denselben zugestellt und nach Dessau in ein gewisses Haus zu tragen und einzugeben befohlen. Als er nun solchen Zettel in das Haus, so hart neben des Jägers, der dicke Hesse genannt, Hause gelegen, getragen und den andern Morgen um 9 Uhr wieder dahin beschieden, auch endlich in die Oberstube am Saale erfordert worden, wäre er von drei stattlichen Personen gefragt worden, ob er dienen, alles verschwiegen halten und Geld darauf haben wolle? und weil er dieses alles bejahet, wäre ihm darauf ein Eyd vorgelesen und von ihm auch wirklich geleistet worden, daß er nämlich unsern gnädigsten Herrn, dem Kurfürsten zu Sachsen bei Tag und Nacht nach Leib und Leben trachten wolle, und da er solches zu Werke richten und vollbringen würde, sie ihn zu einem großen Herrn machen und so viel geben wollten, daß er die Zeit seines Lebens genug haben sollte. Es wären ihm auch hierauf 25 Gülden an Dreiern und Pfennigen, beneben einem langen Rohre, zugestellt worden, wofern er solches nicht stets bei sich haben und ohne das-

selbe gefunden würde, daß er alsobald erschossen und umgebracht werden solle."

Pruschwitz ward hierauf „mit 50 guten Schützen" nach Dresden gebracht, wiederholte hier seine Aussagen und gab noch an, „er habe gar keine Gesellschaft weiter gehabt, er kenne weder die Personen, welche ihn zuerst angeredet, noch die andern in Dessau; in dem Zimmer in Dessau habe auch noch ein großes dickes Weib an einem andern Tische gesessen, welche alles mit angehört habe, der eine der Männer in Dessau habe rothes Haar gehabt". Zugleich versicherte er aber noch, „er sei bisweilen schwermüthig und im Kopfe so seltsam, daß er nicht wisse, wo er sei". Das Gericht bemerkte zwar auch, „daß er mehrmals sich gestellet, als wenn er schwermüthig wäre", hielt dies aber für absichtliche Täuschung; eine ärztliche Untersuchung hierüber fand nicht statt.

Zufolge eines Berichts des Schössers zu Wittenberg vom 20. Febr. 1609 ward ermittelt, daß in dem Hause in Dessau, welches Pruschwitz bezeichnet, zu der angegebenen Zeit „ein dickes Weib, die Doctor Crellin geheißen, gewohnt, welche von Dresden dahin gekommen und vor sechs Jahren (also 1603) mit ihrer Magd jähling gestorben, und wäre damals zu Dessau die gemeine Sage gegangen, daß ihnen Gift beigebracht worden sei; ein Mann mit rothem Haare lebe noch in Dessau, heiße Andreas Krüger, sei vormals Brauer bei Hofe gewesen, sei aber abgeschafft nnd treibe Leinewandhandel".

Hier lag also die freiwillige, nicht durch die Tortur erzwungene Aussage eines Menschen über einen ganz andern Mordanschlag gegen den Kurfürsten vor, als der war, von welchem Heinrich und seine Genossen erzählt hatten. Die Angaben des Pruschwitz gewannen auch dadurch, daß des Kanzlers Crell Witwe, Margaretha geborene Griebe, die

Tochter des Kaufmanns und Rathsmitglieds zu Leipzig, Jakob Griebe[11]), mit hereingezogen ward, ein eigenthümliches Interesse. Bedenken wir aber das Unwahrscheinliche, welches in den Angaben des Pruschwitz liegt, nach welchen er von den Unbekannten ohne weiteres in den Mordanschlag eingeweiht worden sein sollte, erwägen wir, daß seine Erzählung, wenn er auch dieselbe in eine andere Lokalität verlegt und die Personen verändert, doch in ihrem Detail eine auffallende Aehnlichkeit mit den damals gewiß landkundigen Angaben Heinrich's hat, so werden wir allerdings sehr geneigt, die Aussagen des Pruschwitz nur als Phantasiegebilde, als Erzeugnisse eines kranken Hirns zu betrachten. Ist es doch keine Seltenheit, daß Geisteskranke — und als solchen bezeichnet sich Pruschwitz selbst — sich eines Verbrechen beschuldigen, das sie nie begangen haben, und ebenso wenig erscheint es wunderbar, wenn Pruschwitz, dem die Anklage, wegen deren Heinrich und Menzel den Tod erlitten und ihre immittelst landkundig gewordenen Aussagen nicht unbekannt geblieben sein konnten, in seinen Phantasien die Angaben jener im wesentlichen wiederholte. Wir müssen wenigstens bekennen, daß wir weder Pruschwitz' Aussagen für wahr halten, noch eine andere Erklärung des allerdings auffallenden Ereignisses zu geben wissen.

Pruschwitz ward übrigens in dem eingeholten Urtel (im Febr. 1610) nur mit dem Staupenschlag und ewiger Landesverweisung belegt, weil, wenn er auch nach seinen Geständnissen „sich zu der bösen That bestellen lassen, auch sich dazu mit einem Eid verpflichtet und Geld darauf genommen", doch zu seiner Entschuldigung gereiche, „daß er versichert, er sei niemals willens gewesen, die böse That zu verüben, an keinen Ort, wo der Kurfürst anzutreffen, gekommen, auch sonst der bösen That halber von niemand jemals verdächtig gehalten, noch berüchtigt worden".

Anmerkungen.

1) M. Heinr. Aug. Schumacher, Progr. de evidentibus curae et protectionis divinae documentis erga Christianum II. elect. Sax. (Leipzig 1756), S. IX. Müller, Chur- und fürstlich sächsische annales 1400—1700, S. 231, 235. Weck, Beschreibung der Residenz und Hauptfestung Dresden, S. 139, 544. Glasey, Kern der sächsischen Geschichte, vierte Ausgabe, S. 194. (Rüdiger) Sächsische Merkwürdigkeiten, S. 872, Note c. Hasche, Diplomatische Geschichte Dresdens, III, 104. Erläuterung einer in Kupfer gestochenen Charte der sächsischen Historie (Berlin 1755), S. 162, 257. Stichart, Das Königreich Sachsen und seine Fürsten (Leipzig 1854), S. 190.

2) Becmann, Historie des Fürstenthums Anhalt, V, 217; VII, 169 fg. Stenzel, Handbuch der anhaltischen Geschichte, S. 205. Gretschel, Geschichte des sächsischen Volks und Staates, II, 157 fg.

3) Weiße, Geschichte der kursächsischen Staaten, IV, 255. Böttiger, Geschichte des Kurstaats und K. Sachsen, II, 75. Lindau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Dresden (Dresden 1859), II, 20, Note *.

4) A. V. Richard, Der kurfürstlich sächsische Kanzler Dr. Nikolaus Crell (2 Bde., Dresden 1859), hat diesen Proceß nach den Acten des Haupt-Staatsarchivs zu Dresden behandelt.

5) Seinen Eifer für Ausbreitung seiner Kirche bethätigte er u. a. dadurch, daß er einen Türkenknaben, der als eine Art Spielzeug an den Hof zu Dresden gelangt war, in der christlichen Religion unterrichten ließ: er erhielt bei der Taufe den Namen Christian Ernst und der Kurfürst sendete ihn im Jahre 1611 an S. von Kolonitzsch nach Prag mit der Bitte, „er möge ihn einige

Zeit bei sich behalten und daß er in Kriegssachen unterwiesen werde, Verordnung thun, damit er künftig zu gebrauchen." Kolonitzsch versprach auch, „er werde ihn zu Erlernung der Kriegsbrauch also accommodiren, soviel jetzige Zeit und Lauf dazu Gelegenheit geben werde".

6) Weiße, a. a. O., IV, 256.

7) Becmann, a. a. O., VII, 175. Gretschel a. a. O., II, 157.

8) Stenzel, a. a. O., S. 205.

9) Siehe des Verfasser's, Aus vier Jahrhunderten, II, 68, Note *.

10) Moller, Prax. epistol., III, 195 fg.

11) Sammlung vermischer Nachrichten zur sächsischen Geschichte, IV, 8. Die Angabe über die Zeit des Todes der Witwe Crell's bestätigt die Vermuthung Richard's: Der kurfürstlich sächsische Kanzler Dr. Nikolaus Crell, II, 240.



Der evangelische Sagenkreis.

Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Dichtung und Kunst des Mittelalters.

Von

Eduard Kolloff.



Wer auch nur mit flüchtigen Blicken die Fenster und Thüren eines gothischen Doms, die Säle einer Gemäldegalerie, die Mappen eines Kupferstichcabinets oder die Schränke einer Kunstkammer gemustert hat, der weiß, wie viele Gegenstände hier vorkommen, die wir mit unserm Katechismus- und Bibelunterricht nicht ablangen können. In Antikenmuseen finden wir uns eher zurecht; die Welt der alten Griechen und Römer liegt uns näher als unsere eigene Vorzeit, und das, was von altchristlicher Sinnesart geschaffen ist, geht nicht so deutlich in unsere Seele ein, als die heidnischen Phantasiegebilde, zu denen wir, infolge unserer Gymnasial- und Universitätsstudien, einen mehr oder minder ansehnlichen Vorrath von antiquarischem und mythologischem Wissen mit hinzubringen. Aber auch außerhalb des Kreises der Schulgelehrsamkeit ist die Kenntniß des classischen Alterthums unter den höhern und gebildetern Ständen, ja sogar in den niedern Volksclassen weit mehr verbreitet als die Kunde des romantischen Mittelalters. Was ein Silen oder Bacchus sei, wird nicht leicht einer fragen; auch kommen wir eben nicht in Gefahr, eine Venus mit einer Minerva, eine Vestalin mit einer Amazone zu verwechseln, und einen unbärtigen Jupiter, eine unbekleidete Juno würden wir schwerlich ungerügt hingehen lassen. Der geringste Mann kennt den Mercur an seinem Schlangenstab

und den Neptun an seinem Dreizack; selbst einen Apollo, dessen Leier verloren gegangen ist, unterscheiden wir noch bequem von einem Zeus, der keinen Adler und keine Donnerkeile mehr bei sich hat: ein Paulus ohne Schwert aber ist von einem Petrus ohne Schlüssel für uns unerkennbar, nicht etwa weil diesen Figuren die schärfere Individualisirung fehlt, sondern weil uns, außer den Attributen und Abzeichen, auch die charakteristischen Bildungen der heidnischen Götter und Heroen bekannter sind als die typischen Gestalten der christlichen Apostel und Märtyrer. Wir haben so oft gehört und gelesen: Die reiche Geistlichkeit des Mittelalters war die einzige Beschützerin der Künste und bezahlte die besten Maler und Bildhauer, um von ihnen die Personen und Geschichten der Bibel und Legende für ihre Kirchen, Kapellen und Refectorien darstellen zu lassen; den Künstlern müsse man diese wunderlichen Dinge zugute halten, da es bestellte Arbeiten für abergläubische Leute damaliger Zeit seien, die den Inhalt speculationsmäßig ausdachten und angaben. Das viele Besehen von Kirchen und Museen hat uns an die Darstellungen aus dieser unbekannten Welt gewöhnt; wir finden sie nicht mehr auffallend, glauben wol gar sie wirklich zu kennen, und merken kaum, daß wir, genau genommen, uns auf derselben Stelle befinden, wo die Kinder sind, welche die Natur aus einem Bilderbuche fleißig studiren. Bei genauer Prüfung und aufrichtiger Stimmung müssen wir jedoch bekennen, daß selbst die am öftesten wiederkehrenden Darstellungen uns zwar sehr geläufig, aber nicht so recht verständlich sind. Ueber das Hypothetische hinaus reicht in solchen Fällen unsere Einsicht nicht. Aus welchem Grunde die alten Maler den heiligen Joseph gewöhnlich als alten Mann vorstellen, warum in der Flucht nach Aegypten die Heilige Familie unter einem Palmbaume ausruht und umgefallene Tempel und Bildsäulen die stereotype Staffage des

Hintergrundes abgeben, was in Kreuzigungen alten Stils der unten am Kreuze liegende Todtenschädel bedeutet, — davon und von vielen andern dergleichen Dingen wissen wir entweder gar keinen oder keinen rechten Bescheid.

Seitdem die von den Humanisten und Reformatoren des 15. und 16. Jahrhunderts ausgestreute Saat der Bildung allenthalben aufgegangen und zur Reife gediehen ist, haben wir mit der altchristlichen Sage und Dichtung, der altchristlichen Mystik und Symbolik auch die alte Bildersprache verlernt und unsere Liebe und Theilnahme andern Gegenständen der Betrachtung gewidmet. In Frankreich hat der Classicismus das mittelalterliche Christenthum fast noch gründlicher aufgeräumt, als der Protestantismus in Deutschland gethan. Es ist begreiflich, aber fast wehmüthig zu sehen, wie die vom Mark des Katholicismus genährten Nationen, zumal die Franzosen, ihre einst so hochgehaltenen Heiligenlegenden mitleidig belächeln, in dem Augenblicke, wo sie außer sich geriethen vor Bewunderung über die Metamorphosen Ovid's und alle Theogonien des heidnischen Alterthums. Die Wundergeschichten der christlichen Märtyrer wurden zu Fabeln, während die Abenteuer der Leda und Latona für unbestreitbare geschichtliche Thatsachen zu gelten schienen. Wie am Ende des 4. Jahrhunderts im römischen Kaiserreich viele aufgeklärte Leute, wenn ich so sprechen darf, zugleich Heiden und Christen waren, und besonders die Dichter, z. B. Nonnus, Ausonius u. a., die heidnischen Mythen und christlichen Dogmen wunderlich und freiwillig vermengten und mit beiden tändelten, gerade so erging es am Ende des 16. Jahrhunderts in Frankreich. In der patriotischen Absicht, ihrem geliebten, aber noch mit Barbarei behafteten Volke und Lande eine Stelle neben dem gesitteten alten Rom und Griechenland zu verschaffen, holten die französischen Dichter, Ronsard und seine Schule, die Bewohner des Olymps nach

der Seine und Loire, und brachten sie in die Gesellschaft der christlichen Himmelsbürger. Diese ewige Vermischung des Parnasses und Paradieses findet sich allenthalben in den poetischen und plastischen Erzeugnissen jener Zeit. Man muß die Engel sehr genau besehen, denn es könnten leicht Amorinen sein. Die Maria ist eben nur eine Juno, oder gar eine Venus im Hemd und in blauem Kleide. Gott Vater hat vom olympischen Zeus die buschigen dunkeln Brauen, und Christus am Kreuz sieht oft aus wie ein sterbender Adonis. Auch die drei göttlichen Tugenden sind in der Regel nur bekleidete Grazien; und wenn man bedenkt, daß die üppigen Phantasien des heidnischen Polytheismus in den Kirchen, sogar auf den Gräbern der Cardinäle und Bischöfe, Gestalt annahmen, so kann man schließen, in welchem Maße der christliche Sinn allmählich aus dem allgemeinen Bewußtsein schwand. Bei dem beständigen Sehen der alten Götterwelt in Gärten, in Gedichten, in Mauernischen, an Zimmerwänden und Saaldecken, auf Tabacksdosen, Wirthshausschildern und öffentlichen Plätzen, wurde man formell ganz und gar Heide; viele übrigens sehr ehrbare Leute wußten mehr von der Mythologie als vom Katechismus, und mancher hätte die Namen der zwölf großen Götter geläufig hergesagt, wäre aber verlegen gewesen, die zwölf Apostel bei Namen zu nennen und als Taufpathe sein Credo aufzusagen. Da der christliche Glaubensinhalt von dem damaligen Gesetzgeber des französischen Parnasses als ganz untauglich für heitere poetische Bearbeitung erklärt wurde, so verlor er sich allmählich aus dem höhern Geistesleben, und gor nur noch als alter Sauerteig in der Gedankenmasse fort, sodaß er zuletzt gleichsam abspurig wurde. Das Kirchenthum blieb da, als altes Erbstück, und blos leiblich und achtbar als solches; ein Vulkan hätte Versailles, die Prachtschöpfung der neuern Zeit, mit einem Lavastrom und

Aschenregen verschüttet, so wäre es tausend Jahre nachher beim Wiederausgraben nimmermehr für die Residenz des allerchristlichsten Königs gehalten worden: man hätte gewaltig viel Faune und Nymphen, alle möglichen Venus- und Apollospecies aus den Ruinen ausgegraben, einen ganzen Olymp in jedem Lust- und Tanzgarten gefunden, aber kein einziges Crucifix, keine Marien- und Heiligenbilder, wie man sie im Mittelalter an jeder Straßenecke und an jedem Wohnhause anbrachte. Fürwahr, es hat selten echtere Heiden gegeben als die französischen Künstler des 16. und 17. Jahrhunderts; sie haben ungemein zum Sturz des Christenthums beigetragen, und nach ihnen hatte Voltaire nicht sonderlich viel zu thun.

Gleichzeitig mit den wunderlichen Producten einer in Synkretismus ausgearteten Kunst entwickelten sich ebenso wunderliche kunstphilosophische und kunsthistorische Ansichten, wobei für ausgemacht galt, die moderne Kunst sei im 12. oder 13. Jahrhundert auf die Welt gekommen und lange ein jämmerliches Wesen geblieben, das keine Berücksichtigung verdiene. Wozu brauchte man in der That nach ihrer lallenden Kindersprache viel hinzuhören und das klägliche Schauspiel ihrer ersten Unbeholfenheit genauer anzusehen? Es war hinreichend, ihr beiläufig einige Blicke zu schenken, wie sie nach abgelaufenen Tölpeljahren einen jugendlichen Aufschwung genommen hatte; bei jener Betrachtungsweise um so hinreichender, als die Kunst, im Beginn ihrer männlichen Reife und Rüstigkeit, zur Zeit Bramante's, Rafael's und Michel Angelo's, angeblich nur durch das Zurückgehen auf die Antike einige Bedeutung erlangt habe und nachher von den Caracci, von Bernini und Palladio auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden sei. Die Antike und die Werke der ebengenannten Meister und ihrer Schüler sollten hinfort allein die Aufmerksamkeit fesseln und die

Nachfolge wecken; die Kunsterzeugnisse des 14. und 15. Jahrhunderts wurden als phantastische Sprünge und Ueberbleibsel gothisch schnörkelnden Geschmacks mit vornehmer Schulweisheit getadelt und verworfen. Nach solchen Grundsätzen schrieben Felibien, Depiles u. a. über die allgemeinen Gesetze des Schönen, das Mechanische der Kunst, die Kenntniß der Meister, und fanden trotz des trockenen, faserigen Vortrags die gelehrigsten und zahlreichsten Schüler. Die von ihnen angeleiteten Liebhaber und Kenner untersuchten bei Kunstwerken im ganzen den Geist und die Fertigkeit des Urhebers, und die Wahrheit des Details: ob die Auffassung etwas Eigenthünliches habe, ob die Behandlung den Meister verrathe, ob die Zeichnung correct, die Farbe gut gewählt, das Licht natürlich geleitet, der Ausdruck kräftig gegeben sei, u. s. w. Sie redeten sehr geläufig und gefällig von dichterischer Erfindung, von schöner Drapirung, von Rafael's hoher Anmuth, von Correggio's süßem Liebreiz und zauberischem Farbenschmelz, von Rembrandt's pikantem Effect und keckem Impasto. Seitdem Winckelmann, Mengs und einige andere Aesthetiker ihren Theorien Geltung verschafft hatten, sprach man auch viel von ästhetischem Sinn, von sichtbarer Vollkommenheit, von Idealen u. s. w., und verstand darunter, wenn man sich selbst verstand, den regelmäßigen Körperbau, den plastischen Stil, verbunden mit dem Gesetze, nichts vorzustellen, was keine erhabenen oder lieblichen Gefühle erweckt. Die Sammler und Händler suchten nur das Seltene und den Namen der Meister. Ein jeder hatte seinen besondern Zweck bei der Kenntniß und Beurtheilung der Kunstwerke. Ein künstlerisches Ganze in seiner organischen Entstehung, in seiner religions- und culturgeschichtlichen Verflechtung zu begreifen, und seinem innern Leben von der Wurzel aus bis in die entferntesten Zweige nachzuspüren, — ein solcher Einfall, wenn er jemand

in den Sinn gekommen wäre, hätte damals thöricht geschienen, und ich bin nicht gewiß, ob er jetzt sehr klug scheint.

Ich weiß wohl, seitdem ist von Deutschland eine nicht unbedeutende Veränderung der Denkungsweise in Bezug auf Kunstsachen ausgegangen, und haben die Kunstrichter durch ihre neue Modebrille manches göttlich gefunden, was der Kenner nach der alten Mode gar nicht ansah. Sonderbar, mit dem Vorsatze, in der Kunst frisches Leben und volksthümlichen Sinn zu bewähren, wußten die Deutschen nichts Klügeres anzufangen, als daß sie sich wieder in das geheimnißreiche Dunkel vergrauter Jahrhunderte hineinstürzten; und infolge eines nicht minder seltsamen Contrastes, während unsere Philosophen Gott auf eine einfache Denkformel zurückführten und in dem chemischen Auflösungsmittel ihrer Exegese die übernatürliche Welt in Qualm verdampfte, ja sogar der historische Christus mit Romulus und Numa zu den Schatten des mythischen Geisterreichs geschickt ward, machte sich die „neudeutsche religiös-patriotische Kunst" das Wiederherstellen des ganzen mittelalterlichen Bilderkrams zum angelegentlichsten Geschäft, und sammelte die romantische Kunstliebhaberei die Stücke der altdeutschen Meister wie Reliquien mit der größten Pietät. Von Deutschland verbreitete sich dieser abergläubische ästhetische Cultus nach Frankreich. Auch hier gerieth man in einen unbedingten, fast caricaturartigen Enthusiasmus für das Mittelalter und seine Kunst. Die Franzosen drangen wieder in die Vergangenheit wie in eine neue Welt, und eroberten sie mit der ihnen eigenen Hitzigkeit, der furia francese, welche die Ereignisse und Jahre nicht abnutzen. Das Brechen mit dem 18. Jahrhundert und dem classischen Alterthum, wenigstens so wie man es sonst verstand, und die Geringschätzung Rafael's und Michel Angelo's war eine Zeit lang Sache des gute

Geschmacks, der seine ungetheilte Bewunderung den Werken der gothischen Baukunst und altitalienischen Malerei steuern mußte. Solche gewaltsame Rücksprünge dauern nicht lange in Frankreich, wo ein Schwindel der Köpfe ebenso leicht vorübergeht, als er erregt wird, und um so größere Kühle und Ruhe zur Folge hat, wenn das Brausende des aufgeregten Zustandes niedersinkt. Die erste Glut ist jetzt erloschen und die Franzosen stehen allermindestens beim Nachdenken. Wenn sie wie immer über das rechte Maß und Ziel hinausgegangen sind, so ist damit nicht gesagt, daß bei dieser Umkehr zum Mittelalter nichts Ernsthaftes war und daß so viele Forschungen keine Ausbeute gegeben. Im Gegentheil, und das ist ein erhebliches Resultat, die Franzosen haben Achtung vor der Vergangenheit und einen bessern Begriff davon bekommen. Daß sie aber zu erschöpfender Erkenntniß älterer Kunstzustände durchgedrungen sind, das möchte ich nicht verbürgen. Es will mich bedünken, als ob sie mit dem donquichottisirenden Lärmen und Schwärmen es eben nicht weiter gebracht wie wir mit dem klosterbruderisirenden Nebeln und Schwebeln, nämlich bis zu einem vagen Gefühle und ästhetischen Wohlgefallen, allerhöchstens bis zu einer süßlichen und frömmelnden Sentimentalität. Obgleich die mittelalterliche Kunstgeschichte nachher von sehr vielen würdigen und gründlichen Forschern zum Gegenstande ihrer Erörterungen gemacht worden ist, — wer ehrt nicht die Verdienste, die sich Stieglitz, Moller, von Rumohr, Schorn, Waagen, Kugler, Förster, Passavant, von Quandt, Schnaase, Dusommerard, de Caumont, Didron, Gailhabaud u. a. in diesem Fache erworben haben? — und wenn wir auch den edeln Bemühungen dieser Männer, neben andern mitwirkenden Ursachen, verdanken, daß nunmehr an die bildende Kunst ein höherer Maßstab gelegt wird, als der Zollstock war, wonach man sonst die ästhetische Polhöhe berechnete, so fehlt

es, meine ich, doch immer noch an einem Senkblei, vermittelst dessen wir den christlichen Bildwerken auf den Grund kommen.

Das Studium der kirchlichen Kunstdenkmale des Mittelalters kann nicht wohl einen andern Gang befolgen, als wie er der classischen Archäologie vorgeschrieben ist. Die Documente sind allerdings auf beiden Seiten nicht gleich, aber die Theorie ist für beide Wissenschaften gleich; besser gesagt, es ist *eine* Wissenschaft, auf verschiedene Gattungen von Thatsachen angewandt. Wenn man lächerlich erscheinen würde, den Sinn der altgriechischen Bildwerke allein mit der Phantasie herausbringen zu wollen, so wäre es außerordentlich, daß die christlichen Kunstwerke eine eigene Kategorie bildeten, wo der erste Hinblick für ausreichend geachtet sein sollte. Um in diesem Fache eine solche Auslegungsmethode aufkommen zu lassen, müßte man vor allem herausstellen, was, meine ich, nicht wohl zu beweisen ist, daß nämlich der christliche Cultus von unsern Vorfahren nicht ebenso ernsthaft behandelt worden als der heidnische von den Griechen, und daß Kirchenbilder im Mittelalter nicht ebenso Gestaltungen des Gottesdienstes waren, als Tempelstatuen im classischen Alterthume. Thun wir auch nicht, als ob wir glaubten, die frühern Kirchenlehren seien jedermann so geläufig, daß sie auf den ersten Blick in ihrem bildlichen Ausdrucke erkannt werden: jede Ueberhebung rächt die Praxis auf der Stelle. Weniger gefährlich ist das offene Geständniß, daß jene Lehren uns fremd geworden, und daß wir für die alten Kunstwerke wol günstig gestimmt, jedoch eben nicht sehr aufgelegt sind, mit den alten Ideen und Geschichten wieder anzubinden, die uns wie an einem Ariadnefaden durch das labyrinthische Bildergebiet führen können. So gern wir mit unserer Verstandesschärfe und Wissensfülle dem anthropomorphistischen Wesen des Heidenthums nach-

gehen, so sehr sträuben wir uns gegen das tiefere Eindringen in den Geist der polytheistischen Form des Christenthums, als wäre uns bange vor einem Rückfall in das wunderliche Uebermaß von Aberglauben, wozu sie verleitete, oder als verstände es sich von selbst, daß man in unserm erleuchteten Zeitalter einem Manne von Geschmack und Bildung nicht zumuthen könne, sich mit dem dunkeln Wirrwarr der alten kirchlichen Tradition und Mystik einzulassen. Diese von unserer wiedererwachten Liebe zur mittelalterlichen Kunst so hart abstechende Sprödigkeit ist aus dem bekannten rhapsodischen Charakter unserer Denkungsart wol erklärlich; hierin aber liegt die Ursache, warum auch der neue ästhetische Zuschuß uns noch zu keinem vollen Urtheil und Bewußtsein über die christlichen Bildwerke des Mittelalters verholfen hat.

Wo die kritischen Richter und Spruchmänner, bei aller Bewunderung für diese Bildwerke, ihnen bis zu einem gewissen Grade fern geblieben sind, wie sollte das Publikum damit in einem nähern Berührungspunkte stehen? Was man auch dagegen sagen mag, mich dünkt bis auf diesen Tag, daß bei den meisten unter uns das Urtheil über solche Gegenstände nicht viel weiter gekommen ist, als vor hundert Jahren die zünftigen Kunstgelehrten es gebracht haben. Erscheint etwas Bedeutungs- und Beziehungsvolles, oder etwas Sinniges und Naives auf alten Bildern, so geben die Kenntnißreichsten durch ein leeres Gerede zu verstehen, daß das eigentlich Feinere und Tiefere in den Darstellungen für sie nicht dasei; die andern sagen durch ihr gleichmüthiges und ruhiges Zusehen, daß diese Producte von einem fremden Boden, oder wenigstens von einem Kopfe kommen, dessen Phantasie hier keine mitfühlenden Glaubensverwandten und keine gleichgesinnten Spielkameraden hat. Um sich davon zu überzeugen, gehe man in die erste beste Gemäldegalerie,

wo die kunstliebende und schaulustige Welt sich versammelt, und lausche ein bischen in den Sälen, welche die Stücke der altdeutschen oder altitalienischen Schule enthalten. Kaum steigen die Darstellungen aus dem Kreise der bekanntesten Bibelscenen und dem bekanntesten Zuschnitt heraus, so verliert alles, Bilder und Beschauer, seine Anziehung und Verständlichkeit, weil die Gedankenverbindung und Sprachgemeinschaft aufhört. Mancher möchte gern errathen, was dieses und jenes bedeuten dürfte, kann aber damit nicht aufs Reine kommen und meint, dazu gehöre ungleich mehr als der Sinn eines Oedipus. Die Liebhaber und Kenner berücksichtigen blos die Rundung, das Fleisch, das Muskelspiel und andere Leibestheile der Kunstwerke; hin und wieder braucht einer zur Bezeichnung dessen, was ihn rührt, das Beiwort: so gemüthlich! In Paris, wo der reizbare Inländer sich nicht enthalten kann, seine Gefühle laut werden zu lassen, wenn sie von einer empfindlichen Seite angegriffen werden, hört man oft das unsinnigste und albernste Zeug, aber oft auch die witzigsten und drolligsten Aeußerungen, letztere weniger von den vornehmen Alltagsmenschen, die sich zu einem Affect zwingen, als von der geringern Klasse, die ihrem natürlichen Instinct folgt. Noch muß ich lachen bei der Erinnerung an den Ausruf eines Soldaten vor dem ehemals im Spanischen Museum des Louvre befindlichen Bilde von Ribera, wo der heilige Bartholomäus an einen Baumstaum gebunden ist und lebendig geschunden wird: „Potz Blitz! (meine Uebersetzung mildert die militärische Derbheit des Originalausdrucks) „das ist die rechte Art, sich ein Paar ungenähete Lederhosen zu verschaffen." Nicht blos martialische Männer, auch die Weiber und Mädchen verweilen hier gern bei solchen Marterbildern und ergänzen die Geschichte, von der sie ein Bruchstück sehen; sie glauben nämlich, daß, wie in allen Romanen und Dramen, immer eine

abgeschlagene Heirath oder eine verunglückte Liebesintrigue im Spiele gewesen sei, wenn ein Heiliger oder eine Heilige gemartert worden ist, und fast immer hat dann der oder die liebe Heilige bei ihnen unrecht. Man wende nicht ein, daß so profane Witze und verdrehte Auslegungen nur in großen Hauptstädten vorkommen können, wo man in religiösen Dingen gleichgültig und unwissend ist. Ich habe in dieser Beziehung unter gutkatholischen Kleinstädtern den meisten Stumpfsinn und Misverstand angetroffen, und nur bei ganz ungebildeten Leuten schien mir bisweilen die Ahnung zu dämmern, daß die alten Malereien mehr sagen wollten, als die Bildersammler, Bildertrödler oder Bilderkritiker sich einreden. Wie wenig achten unsere gelesensten Kunstschriftsteller auf die tiefern Bezüge, die das eigentliche Verständniß der alten Bilder begründen, und wie oft wird als untrügliches Schibbolet der Kennerschaft der Spruch angeführt, daß Kunst individualisirte Idee sei. Es ist aber ein sehr falscher Spruch und eine ganz unrichtige Auffassung der Sache, daß sich in den alten Kunstwerken die Eigenthümlichkeit des Künstlers ausspreche. Die Kunst hatte das ganze Mittelalter hindurch wesentlich religiöse und nationale Bedeutung. Religion, Philosophie, Geschichte, Geselligkeit, Gesittung, das alles waren damals gar nicht so unabhängige, getrennte Dinge, wie bei uns, sondern eines griff in das andere ein, und alles zusammen bildete ein fest umschriebenes Ganze, dessen Hauptgedanken mit mancherlei Schattirungen in das Leben des Volks hineinspielten. Alle Künste bewegten sich auf diesem Hintergrunde. Die religiösen Bildwerke des Mittelalters mit ihrem schematischen Aussehen und überall durchgehenden Charakter, verrathen deutlich, daß sie keine Erfindungen individueller Laune und Anregung, keine Compositionen nach eigenen Ideen und Stimmungen sind. Eine Art von Etikette, die im voraus einen

guten Theil ihres Gegenstandes regelte, verwehrte den Künstlern das Haschen nach Originalität; denn die christliche Gesammtheit machte das Programm ebenso wie die Bestellung. Auf diese Art waren sie gewissermaßen zu allererst genöthigt, sich selbst etwas zu vergessen und sich an die bei den Theologen oder beim Volke gültigen und gangbaren Glaubensansichten zu binden. So brachten sie nur klarer, bestimmter vor Augen, was bereits jeder im Kopfe und im Herzen hatte, und gelang ihnen ihre Arbeit, so konnten sie sich nicht füglich allen Ruhm davon beimessen. Daher kommt es, daß sie so wenig daran gedacht haben, uns ihre Namen zu überliefern, indem sie wohl fühlten, daß sie zu viel beansprucht hätten, wenn sie bei ihren Leistungen den schuldigen Antheil und Anstoß anderer nicht mitrechneten. Um auf den Grund ihrer Werke zu kommen, müssen wir also den gemeinsamen und volksmäßigen Vorstellungen nachforschen, von denen sie angeregt und geleitet wurden. Da diese Vorstellungen von alters her überkommene und vererbte waren, so können sie nur da gesucht werden, wo sie sich ursprünglich ausbildeten, — in der kirchlichen Lehre und Mystik, in der religiösen Sage und Dichtung. Letztere ist nicht von der Kirche ausgegangen, sie verdankt ihre Entstehung dem wundersüchtigen Volksglauben und hat von diesem den fabelhaften Anstrich bekommen, dessentwegen sie so übel berüchtigt und bisher so unbeachtet geblieben ist, obgleich sie im Mittelalter einen breiten Platz einnimmt und in zahlreichen Denkmalen auftritt. Ein feineres Gesicht und Gefühl würde die Spuren davon überall erkennen. Aber gewöhnlich sieht man nicht viel vom Mittelalter, und fühlt davon noch weniger. Uns fehlt die Naivetät, sein hervorstechender Charakterzug, und der Köhlerglaube, sein Lebenselement, ist uns noch fremder. Kaum aus dem Mittelalter heraus, sind wir in tausend Fällen ebenso wenig

im Stande, seine Werke zu begreifen als aus dem räthselhaften Alphabet einer unbekannten Sprache die Geheimnisse der allerältesten Culturepochen zu erklären. Oder vielmehr, mit einem wunderbaren Aufwand von Ausdauer und Scharfsinn hat die Wissenschaft, ihrer eigenen Versicherung nach, es wieder bis zum Lesen der alten ägyptischen Hieroglyphen gebracht, und buchstabirt jetzt auch, so heißt es, ganz geläufig die babylonische Keilschrift, verstummt aber oft bei Bildern, von denen vor einigen hundert Jahren der geringste Mann wie von etwas Allbekanntem sprach.

Meine Arbeit hat vornehmlich den Zweck, dem kunstliebenden und geschichtlesenden Publikum einige Ausdrücke dieser verlernten Sprache in Erinnerung zu bringen und einige Aufschluß- und Auslegungsmittel dadurch an die Hand zu geben, daß sie die Schriftwerke mit den Kunstwerken in Verbindung setzt, und anzeigt oder wenigstens durchmerken läßt, wie überraschend die Darstellungen in den kirchlichen Kunstdenkmalen mit den Schilderungen in den gleichzeitigen religiösen Geschichten und Sagen zusammentreffen. Gewöhnlich schiebt man die schwere Fracht der ebengedachten Erzeugnisse des Mittelalters unter dem Namen abgeschmackter Possen als einen werthlosen Quark vornehmthuend beiseite, und nicht ohne diejenigen zu bedauern, die sich einer so peinlich mühsamen Lectüre unterziehen und durch den ungeheuern Wust von Legenden hindurcharbeiten. Trotz dieser nicht sehr anfeuernden Stimmung will ich den Versuch wagen, von jener so schlecht angeschriebenen und so schief angesehenen mittelalterlichen Poesie eine kleine Geschichte zu entwerfen. Selbst in seiner engen Fassung würde dieser Ausspruch noch sehr vermessen erscheinen, wenn ich nicht sogleich die Verwahrungen, die er in sich begreift, einlegte und den Erwartungen, womit man billig kommen könnte, ein Ziel setzte. Ich bin nicht gesonnen, eine Geschichte der religiösen Poesie des

Mittelalters in ihrem ganzen Umfange und Verbande zu schreiben, — ein so weitläufiger Gegenstand verlangt unendlich mehr Gelehrsamkeit und Muth, als ich aufzuwenden habe; ich will nur eine bestimmte Gattung religiöser Dichtungen, nämlich die Legenden, und von diesen wieder nur eine besondere Gruppe ausheben, mit Rücksichtnahme auf ihre Beziehungen zur Geschichte des christlichen Bilderwesens. Selbst hierüber erwarte man keine eigentliche Specialgeschichte, sondern eine bloße historische Skizze, von der redlicher Fleiß alles Verdienst und Sorgfältigkeit allen Anspruch ausmachen sollen. Den Sach- und Fachmännern wird, hoffe ich, nicht entgehen, und die übrigen mögen versichert sein, daß ich immer aus den Quellen geschöpft habe, obwol mir die geringe Bogenzahl, auf die ich meine Arbeit beschränken mußte, nicht gestattet hat, dem Texte Citate, also, wenn ich so sagen darf, dem eingeschenkten Wein die Trestern beizugeben, aus denen er gepreßt worden ist. Daß der bibliographische Kleinkram gar keine Aufnahme und der große literarische Apparat nur so viel Besprechung fand, als unentbehrlich schien, mag der Zweck des „Historischen Taschenbuch" und der Plan meiner skizzenartigen Abhandlung entschuldigen.

Der Inhalt aller christlichen Legenden ist im ganzen sehr einförmig. Wie die alten Heldensagen Griechenlands, die sich von der Niederlassung der Hellenen in Europa herschrieben und fünf Jahrhunderte lang der Ode, dem Drama, dem Liede, allen Dichtungsarten Stoff lieferten, so bestehen die religiösen Poesien des Mittelalters aus einer ziemlich einfachen Fabel, die meist bis in die ersten Zeiten der Kirche hinaufreicht und welche der rastlos in der Seele des Volks wirkende Trieb der Phantasie nach und nach erweiterte und veränderte. Heyne's Ansichten über die Ausbildung der griechischen Poesie lassen sich in mancher Beziehung auf die Entwickelung der christlichen Dichtung anwenden. Was er

von den Homerischen Erzählungen sagt, das gilt auch von den legendarischen Erzählungen: an der volksmäßigen Entstehung und Fortbildung der Legenden wie der Mythen darf kaum ein Zweifel übrig bleiben, und solange das Mittelalter dauerte, hatte die Volkspoesie kein anderes Feld. Freilich fand das Mittelalter keine Legendendichter wie sie das classische Alterthum an Homer und Pindar besaß; aber dennoch war die „Goldene Legende" von Jakob von Varazze oder der Sommer- und Wintertheil den frühern Christen ebenso ein wahrhaft religiöses und historisches Buch, als die „Ilias" oder die olympischen und pythischen Siegeshymnen es den alten Griechen waren. Die Legenden waren nicht blos Gegenstände der Unterhaltung und des leichtfertigen Spielwerks in dichterischer Hand, sondern auch Gegenstände des Glaubens und des Wissens. Die Vertrautheit mit den religiösen Sagen gehörte ebenso zu den unerlaßlichen Bedingungen der altchristlichen Erziehung, als die Kenntniß der mythischen Traditionen einen nothwendigen Bestandtheil der altgriechischen Bildung ausmachten. Diesem Bedürfnisse kamen bei den Christen die Legendenschreiber entgegen, indem sie in bunter Reihe oder in gleichartigen Gruppen längere oder kürzere Erzählungen aus dem vorliegenden überreichen Schatze morgen- und abendländischer Sagen zusammenstellten. Um die Lauterkeit der Quellen, aus denen diese Wundergeschichten herfließen mochten, bekümmerten sie sich ebenso wenig als um die Reinheit des Stils, den sie bei ihrer Abfassung gebrauchten. Man begreift also leicht, daß diese Legendendichter dem, der auf poetischen Genuß ausgeht, nicht so sehr zu empfehlen sind, als dem, der Erkenntniß überhaupt oder in einem speciellen Punkte sucht. Allen Ansprüchen auf kunstgemäße Durchbildung des Stoffs, auf Glätte und Schönheit der Schreibart ist hier der Zugang verwehrt. Auch unser religiöses

Gefühl wird von der Art, wie sie sich das göttliche und wunderthätige Wesen dachten, entschieden abgestoßen, und wer ihre Werke zum bloßen Vergnügen und Zeitvertreib in die Hand nimmt, muß, um sich nicht getäuscht zu finden, die Stimmung mitbringen, die sie nicht geben können, aber durchaus verlangen, — ich meine die Stimmung des angehenden Romanlesers. Dieser erste jugendliche Standpunkt, der alle Dichtwerke nur nach der Masse von Kräften und Thaten, nicht nach der formellen Darstellung würdigt, und den Gebrauch des Wunderbaren, des Deus ex machina, unbedingt gestattet, dürfte zum Lesen der Legenden jetzt am meisten geeignet und auch mit dem frommen Glauben und religiösen Sinne des Publikums, für das sie ehemals zur Lectüre bestimmt waren, am nächsten verwandt sein. Denn ein ganz bedeutungsloses Spiel des Zufalls kann man wol schwerlich darin erblicken, daß die Legenden gleichzeitig mit den Romanen ihre Glanzperiode erlebten und wie diese, aber in überwiegendem Maße, die Lieblingsgattung der Volksliteratur wurden. Ihre Menge ist außerordentlich; doch glaube ich unbedenklich die Meinung aussprechen zu dürfen — mag man immer von dem, was auf dem Grunde meines Gehirns sich bewegt, etwas ungünstig urtheilen —, daß ich unter den vielen, die ich durchgelesen oder durchgeblättert, keine gefunden habe, die nicht etwas Anziehendes, Belehrendes oder Anregendes bietet. Einige stehen miteinander in Verband und treten gewissermaßen zu einem Ganzen zusammen. Solcher Art sind hauptsächlich die auf die Personen des Evangeliums bezüglichen Legenden. Diese Legenden entwickeln sich gleichlaufend und bilden so einen wirklichen Cyklus, den man den evangelischen Sagenkreis nennen kann. Die dahin einschlagenden Traditionen spielten im Mittelalter die wichtigste Rolle und sollen uns vorläufig allein beschäftigen.

In der Literatur zählen die Legenden des evangelischen Cyklus zu den sogenannten „neutestamentlichen Apokryphen“. In der Gestalt, in der wir sie besitzen, liegen ihnen angeblich ältere Apokryphen zu Grunde, die nur dem Namen oder einzelnen Fragmenten nach bekannt sind und im häretischen Interesse abgefaßt waren. Ich glaube aber, die Gelehrten unterscheiden mit Unrecht zwischen ebenbürtigen und unebenbürtigen Apokryphen. Alle sind Kinder einer Mutter, der religiösen Phantasie, und wenn ihnen ein Geburtsmakel anhaftet, so ist er allen gemeinsam. Wer unbedingt jedem seinen Glauben läßt, der muß sie als gleichberechtigte Ausflüsse bestimmter im ersten christlichen Leben vorhandener Ansichten und Meinungen anerkennen. Fromme und naive Leichtgläubigkeit war eine Eigenheit der ersten Judenchristen und ihr Erbtheil von der Synagoge her. Der geringe Zusammenhang zwischen der Mutterkirche in Jerusalem und den Tochterkirchen in Antiochien, Alexandrien, Rom, Korinth ließ begreiflicherweise in den christlichen Glaubensvorstellungen mancherlei Nuancen entstehen; in Palästina namentlich lief das Christliche und das Jüdische lange zusammen, und blieb der neue Glaube in den Banden des alten Gesetzes verstrickt, von denen er sich anderwärts leichter und schneller losmachte. Die Morgenländer geriethen bei ihrer durch Natur- und Geschichtsverhältnisse bedingten Erregbarkeit sehr leicht in einen fieberhaften Seelenzustand, in dem sie stark phantasirten. Die Abendländer tadelten das an ihrer Glaubenslehre und nannten solche Ueberspannung unorthodox. Mit der Rechtgläubigkeit in religiösen Dingen hat es aber dieselbe Bewandtniß wie in Kunstsachen mit der Naturwahrheit, die jener deutsche Maler vortrefflich erklärte, indem er sagte: „Meine Natur ist wahre Natur; die Natur anderer, die von der meinigen abweicht, ist falsche Natur, Unnatur.“ So ist unser Glaube ganz rechtgläubig; der Glaube anderer aber,

der mit dem unserigen nicht zusammenstimmt, ist schiefgläubig, unorthodox. Schon aus dem Vorwort zum Evangelium des Lucas erfahren wir, daß im apostolischen Zeitalter das Leben und die Lehre Jesu viele unberufene Bearbeiter gefunden hatte, und bald nachher steigt mit dem zunehmenden Gewimmel der Sekten auch die Flut der Evangelien, Apostelgeschichten, Episteln und Apokalypsen. Epiphanius erwähnt die Producte dieser üppig aufschießenden Literatur als tausendweise bei den Gnostikern vorhanden, und Irenäus nennt sie eine „unsagbare Menge apokryphischer und abscheulicher Schriften". Gewiß nicht alles Geschriebene dieser Art war ein echtes Evangelium, wie denn auch von Simon bis zu Marcion jeder nur etwas bedeutende Sektenhäuptling sein besonderes Testament hatte und es mit großem und, ich glaube, aufrichtigem Ernst im Lande predigte. Man kann aber, wenn man unbefangen urtheilen will, keineswegs hierin die unsaubern Wirkungen des Giftes und Eigennutzes vielfältiger Rotten und Sekten sehen. Angenommen auch, daß jene Apokryphen mit Einmischung individueller An- und Absichten verfaßt sind, das Volk fand sein Denken darin wieder, und ebendarum, weil die Apokryphen einem allgemeinen Gefühle entsprachen, konnten und mußten sie sich allgemeiner verbreiten. Jedes oder wenigstens beinahe jedes Apokryph hatte wol dem naiven Anstoße des Volksglaubens seinen wesentlichen Ursprung und Inhalt zu verdanken, nicht aber dem egoistischen Antriebe eines einzelnen Sektirers. Die Apokryphenschreiber wiederholten nur, was sie vorfanden, sodaß die alten christlichen Sagen und Geschichten von ihnen nicht sowol gesponnen, als ausgesponnen sind. Wären diese Sagen und Geschichten nach Art der Lehrfabeln oder didaktischen Romane entstanden, d. h. auf die Art, daß man gewußt hätte, die Moral oder die Doctrin allein sei der von der willkürlichen Form wie von einer Schale eingeschlossene

Kern der Erzählung, so wären sie vielleicht Stoff populärer Unterhaltung, aber niemals Gegenstand der Volksglaubens geworden. Das Trübe und Extravagante, was in ihrer Natur lag, vertrug sich freilich nicht mit den reinern Begriffen, die sich auf den Höhepunkten des christlichen Bewußtseins ausgebildet hatten. Die Bischöfe hielten die wundersüchtigen Uebertreibungen für häretische Hirngespinnste, und bemühten sich, die damit angefüllten Schriften aus den Händen des Volks zu entfernen und auf die Seite zu schaffen, was ihrem Einfluß und Eifer auch in beträchtlichem Umfange glückte; aber die Quelle, aus welcher in stets neuer Verjüngung eine endlose Menge anderer Apokryphen hervorströmte, konnten sie nicht ableiten, ohne, nach einem bekannten Sprichwort, das Kind mit dem Bade zu verschütten. In älterer Zeit übrigens, wo im Christenthum die Grenzlinie zwischen kanonischen und unkanonischen Schriften, zwischen Orthodoxie und Häresie, noch nicht überall haarscharf gezogen und streng gültig war, wurden von angesehenen Kirchenlehrern manche verloren gegangene Apokryphen den kanonischen Büchern fast gleichgestellt, und noch viel später hatten die Gelehrten, vorzugsweise natürlich die Theologen, eine starke Neigung, die übrig gebliebenen Schriften dieser Art in manchen Punkten als authentische Ergänzungen des Neuen Testaments gelten zu lassen. Ich will jedoch den Streit, der sich hierüber entsponnen und sehr in die Länge gezogen hat, nicht wieder einfädeln; für meinen Zweck kommt schlechterdings nichts darauf an, wie viel oder wie wenig Glaubwürdigkeit sie anständigerweise verdienen; ich betrachte sie nicht als Urkunden positiver Geschichte, sondern als Zeugnisse moralischer Geschichte, und wenn bei jenen ihre Brauchbarkeit viel Einrede leidet, so ist sie bei diesen nicht abzustreiten. Es sind in der That unverfängliche, vielleicht etwas zu abergläubische, aber gewiß arglose Erzählungen, die, wie

ihr Name Legenda besagt, zu Vorlesungen an Festtagen in der Kirche gebraucht, und nachher zu Hause, im Zelte, auf dem Felde, beim Wallfahren wiederholt wurden. Zwar ist dabei von dem, der sie zuerst aufzeichnete, oft die Vorschrift des Aristoteles befolgt, das Alterthümliche mit Berufung auf fremde Autorität lieber als in eigener Person zu berichten, um den Schein des Wunderbaren zu vermindern und für seine Wahrheit einen glaubhaften Gewährsmann zu stellen; aber die Treuherzigkeit und Ehrlichkeit, die Freiheit von eigensüchtigen Nebenzwecken schimmert überall durch und bürgt für die Echtheit dieser Gemälde von dem Seelenleben der ersten christlichen Gemeinden. Die Umänderung der Denkungsart, die unter dem Einflusse der evangelischen Glaubenslehre in den niedern Volksklassen vorging, kann man nirgends besser verfolgen. Es ist möglich, ja sogar nicht zu bezweifeln, daß die hier mitgetheilten speciellen Nachrichten von Momenten im Leben des Erlösers und seiner Mutter, worüber die kanonischen Evangelien sich entweder gar nicht oder nur karg aussprechen, sehr ungenau und unzuverlässig sind, aber die sich unbewußt darin kundgebenden Sitten und Anschauungsweisen haben den Stempel der Richtigkeit und Bewährtheit an sich. Mögen auch Christus und Maria nie so gesprochen und gehandelt haben, als die Sagengeschichte sie sprechen und handeln läßt, so war jedoch diese fingirte, unsern heutigen Begriffen von Schicklichkeit und Ehrbarkeit höchst anstößige Art des Benehmens durchaus im Sinne der damaligen Zeit, und schien ganz passend und ruhmvoll für die verehrten Personen, denen sie beigelegt wurde. Jene Legenden sind daher ein volksmäßiger Commentar des Evangeliums und selbst die Lüge darin ist Wahrheit. Der Urperiode der christlichen Sagenerzeugung, wie man die apostolische Zeit nennen kann, war die innere Nothwendigkeit auferlegt, die evangelischen Sagen so zu ge-

stalten, als sie sich gestaltet haben. In der übereinstimmenden Art, wie diese Sagen die dogmatischen Ideen und Begriffe, das Unsinnliche und Unfaßliche in concreter Form geben und sinnlich vergegenständlichen, erkennt man ihren engen Zusammenhang mit der Auffassungsweise des Volks. Das religiöse Gemüth der Mehrzahl verlangte Leibhaftigkeit Gottes; es hielt sich ausschließlich an die Erscheinung Christi und seine Persönlichkeit, und diese bildete die Sage weiter aus, indem sie Christus in die gewöhnlichsten Tagsvorfälle und Lebenslagen versetzte und ihn dabei denken, fühlen, sprechen und handeln ließ wie ein individuelles, mit Wunderkräften begabtes Wesen. Daß die alte christliche Zeit sich so überaus fruchtbar bewiesen hat im Hervorbringen von Sagen und Wundergeschichten, ist nicht etwas eigenthümlich Auffallendes, sondern eine in der Geschichte aller Religionen wiederkehrende Erscheinung.

Die allgemeinere Ursache dieser Fruchtbarkeit findet sich zunächst in der menschlichen Seele, und zwar in dem Theile der menschlichen Seele, der das Wunderbare hervorbringt und hervorzubringen nicht lassen kann. Schon längst haben scharfsinnige Forscher bei ihren Untersuchungen über den Ursprung der Mythen bemerkt, daß in dem Verhältniß, in welchem die Menschen gesitteter wurden, auch die Götter sich cultivirten, weil der Mensch sich seine Götter immer nach seinem Bilde macht. In dieser Bemerkung liegt sehr viel Gründliches und Wahres; aber um sie richtig aufzufassen, muß man hinzusetzen, daß Götter, Götzenbilder, Fetische sammt und sonders das Product von dem Theile der menschlichen Seele sind, der Wunderbares verlangt und unaufhörlich mit innerer Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit erzeugt. Das Wunderbare wechselt mit den Zeiten; es ist bald reiner, überschwenglicher, kurz göttlicher, je nach den herrschenden Begriffen über die Gottheit; bald trüber,

plumper, kecker, je nachdem Helden oder Heilige vorgezogen werden; aber jedes Jahrhundert hat sein Wunderbares, jede Zeit macht sich Fetische, weil der Mensch sie nicht missen kann. Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß nur die Wilden Fetische haben, oder zu verkennen, daß selbst unter civilisirten Völkern Wilde sind, die Fetische brauchen. Alle Grade der Cultur und folglich auch alle Grade des Wunderbaren finden sich bei einer gebildeten Nation, vom Fetischismus an, der das Wunderbare für die Unwissenden ist, bis zur Trinitätslehre, die von den Unterrichteten als das Unbegreifliche erkannt wird. Jeder Mensch hat in seiner Seele den Rahmen Gottes, einen großen oder kleinen Rahmen, je nach der Größe oder Kleinheit der Seele. Selbst unter den Christen, wer bezweifelt es? sind engherzige, beschränkte Seelen, die aus dem dreieinigen Gott nur einen Klotz machen; und im Alterthume — wer kann daran zweifeln? — waren große und edle Seelen, welche die Klötze des heidnischen Volksglaubens zu einem erhabenen und reinen Gott umgestalteten.

Ein besonderer Grund der erstaunlichen Vervielfältigung evangelischer Sagen lag ferner in dem krankhaften Verlangen nach Erlösung aus Trostlosigkeit und Dunkelheit, welches im Moment des Auftretens der christlichen Religion die Welt sozusagen peinigte und zum Wunderglauben hintrieb. Schon das römische Sprichwort bezeichnete den Juden als ein leichtgläubiges Wesen, und die neubekehrten Judenchristen behielten diesen angeerbten Hang zum Wohlgefallen an allem Unglaublichen um so mehr, als sie den Kopf noch voll hatten von den Wundern, welche die Einbildungskraft der Rabbiner ersann. Bei den ersten Heidenchristen war die Vorliebe für Märchen und Fabeln ebenfalls noch zu tief eingewurzelt, als daß sie so schnell überwunden und ausgerottet werden konnte. Ihr religiöses Bedürfniß forderte gewissermaßen

einen Schadenersatz für den Verlust der geliebten Mythen ihrer Jugend, und eine Ausfüllung der großen Leere, die in ihrem Gemüth durch den Einsturz der alten Götterwelt entstanden war. So viel wirkliche Wunder hatten überdies die Geister erschüttert, daß die Stimmung, an erdichtete Wunder zu glauben, allgemein verbreitet sein mußte. Wenn es keinen großen Mann gibt, der nicht seine Mythologie hat, wenn wir sehen, wie schon die Zeitgenossen dem ersten französischen Kaiser von seinen eigenen Thaten ins Gesicht hinein fabelten, und wie, nachdem er kaum die Augen zugedrückt, sich um sein Grab ein ganzer napoleonischer Sagenkreis ansetzt, was mußte nicht geschehen bei einem göttlichen Leben, dessen Gang auf Erden ungleich größere Wunder bezeichnet hatten? Die kleine Anzahl der Christen, ihr isolirtes Leben, ihre hohe Ehrfurcht gegen alles, was die Lebensgeschichte des Herrn und seiner Apostel betraf, waren ebenso viel Anlässe der Entstehung wunderbarer Sagen. In den ersten Zeiten hatten die Christen noch keine geschriebenen Bücher: der dogmatische und historische Unterricht war nur mündlich. Traf es sich nun, daß ein Apostel oder ein Schüler der Apostel in einer kleinen Stadt des Orients oder Occidents Worte der Stärkung und Zuversicht an seine Brüder richtete, und ihnen erzählte, was er selbst erlebt oder von andern gehört hatte, so gingen die einfachen Aussagen im ganzen Reiche von Mund zu Mund; jeder Christ setzte von seinem Glauben und Gefühl etwas hinzu. Es war nicht mehr die alleinige Sprache eines einzelnen Christen, sondern die gemeinsame Sprache der Christenheit. Wahre Thatsachen, wirkliche Reden wurden so auf ganz natürliche und unvorsätzliche Art ausgeschmückt, bereichert und abgeändert; aus eigenem Antriebe und fast unbewußt, instinctartig ergänzte man die lückenhaften oder flüchtigen Mittheilungen, welche die Phantasie anregten, ohne ihr völlig Genüge zu leisten.

Wenn man auch diesen Geschichten und Sagen einen nur sehr relativen Werth für ihre Zeit und gar keine Bedeutung für die Folgezeit beilegen wollte, so wären sie immerhin schon beachtungswerthe literarische Denkmale. Ihre Wichtigkeit steigert sich aber eigenthümlich, wenn man in Anschlag bringt, daß sie bei weitem nicht unergiebig sich bewiesen, sondern im Verlauf der Jahrhunderte auf Kunst und Dichtung entschieden eingewirkt und einen außerordentlichen Formenreichthum angenommen haben. Sie sind die Quelle der mystisch-poetischen Strömung, die durch das ganze Völkerleben des Mittelalters geht und den mächtigen Flüssen gleicht, welche mit ihrer Wassermasse einen ganzen Welttheil versehen und anfangs nur als kleine Bäche in einer engen Bergschlucht rinnen. Dieser Vergleich ist auch noch in anderer Hinsicht passend; denn wie man erst spät nachgefragt, wo die fließenden Gewässer auf Erden entsprangen, so hat man nur in einer verhältnißmäßig jungen Zeit sich nach der Quelle umgesehen, aus welcher die weitverbreiteten Sagen und Dichtungen, woran der alte Glaube sich labte, hergekommen seien. Die sie verbrauchenden Menschenalter bekümmerten sich nicht um die Ursprünge der alten Kirchensagen, die vom 6. bis zum 16. Jahrhundert in unbedingtem Ansehen standen und die Seele des Volks wie die Phantasie der Dichter und Künstler beherrschten. Aber nach tausend Jahren, als die religiöse Gesinnung, aus welcher sie das Oel des Lebens zogen, abnahm und die überwiegende Verstandesbildung die Quelle der kirchlichen Dichtung austrocknete, verkamen die alten Sagen, und die daraus hervorgegangenen Literatur- und Kunstdenkmale blieben als Schutt der Vorzeit liegen, ja sie wurden bald angefeindet und aufgeräumt. Nur die ältesten Einkleidungen dieser Sagen würdigte man hinfort noch der Aufmerksamkeit, wegen ihres Zusammenhangs mit dem Neuen Testamente, dessen

Revidirung bekanntlich die Hauptangelegenheit der Gelehrten des 16. Jahrhunderts war. Seitdem beschäftigten sich vornehmlich die Kirchenhistoriker und Schriftausleger mit diesem Gegenstande; man würde aber in einem großen Irrthume befangen sein, wenn man bei den gelehrten Forschern etwas anderes als ein theologisches oder philologisches Interesse finden wollte. Die Sucht der Controverse, der Eifer für die Reinheit des christlichen Glaubens, vielleicht auch das Trachten nach einem berühmten Namen in dem damals sehr hochgeachteten Gelehrtenstande, waren die lebhaftesten Anstöße und Anlässe zu ihrem speciellern Umgange mit den neutestamentlichen Apokryphen. Der unehrerbietige Ton, in dem sie sich hierüber auslassen, sagt zur Genüge, daß ihnen solche alberne Märchen und lügenhafte Erdichtungen ganz werthlos und unergiebig für Seelen- und Sittengeschichte erscheinen. Unter diesen strengen Kritikern sind jedoch einige, die sich durch fleißiges, bisweilen liebevolles Sammeln, Sichten, Erläutern und Herausgeben der verschrienen Literaturüberreste des christlichen Alterthums einen verdienten Ruf erwarben und zur Wiederbelebung derselben beitrugen.

Der hervorstechendste ist der deutsche Polyhistor Johann Albert Fabricius, eine Ausnahme unter den Fachmännern alten Schlags, sowol mit seiner seltenen Gelehrsamkeit, als mit seiner Empfänglichkeit für das culturhistorisch Bedeutsame und poetisch Anziehende jener Schriften, die er einmal flüchtig durchgelesen hatte und zu denen er sich, im vollsten Gewühl seiner Beschäftigungen mit der Sprache und Literatur des classischen Alterthums, immer wieder hingetrieben fühlte. Er selbst erzählt uns, wie er nach dem Antritt seines Amtes in Hamburg, bei einem frugalen Abendessen, mit seinem Freunde Hillischer lange hierüber plauderte, und beide sich fest vornahmen, eine Gesammtausgabe davon zu besorgen. Fabricius allein blieb seinem Vorsatze treu, und

veröffentlichte 1703 seine erste Sammlung der „Neutestamentlichen Apokryphen“ in zwei Bänden, welche 1719 in zweiter Auflage und mit einem dritten Bande vermehrt erschienen. Man ist bestürzt bei dem Gedanken an den zu einer solchen Arbeit erforderlichen Fleiß und Wissensumfang, und die Ausführung scheint gleichsam ein Wunder, wenn man hinzunimmt, daß derselbe Verfasser gleichzeitig neben seinen Schulcursen noch die Anstalten zu zwei andern ebenso großen Sammelwerken betrieb. Im Jahre 1723 vervollständigte er seine Sammlung der „Neutestamentlichen Apokryphen“ durch die Ausgabe der sogenannten „Pseudepigraphen des Alten Testaments“, worin er die wichtige Seite der von ihm edirten Documente genau bezeichnet. „Glaube nicht, lieber Leser“, sagt er, „daß ich mich von diesen Märchen bethören lasse“ (der gute Mann hatte vorher eben eingestanden, er finde viel Gefallen daran). „Wenn ich mir einredete, sie sammeln zu müssen, so geschah es in der Meinung, daß ihre Haltlosigkeit nicht besser herausgestellt werden könne, als durch das vollständige Vorlegen der Actenstücke und ihre Verweisung an das schiedsrichterliche Urtheil des gewissenhaften und unbestochenen Lesers. Da es ohnehin Documente von altem Datum sind, so haben sie, denke ich, einen gewissen Nutzen für solche, die sich mit dem Studium der kirchlichen Alterthümer befassen. Außerdem ist dabei nicht alles unecht und, um mit dem Dichter zu reden, nicht lauter Lüge kommt aus dem Munde der Kretenser. Ueber jüdische Sitten, Gebräuche und Herkömmlichkeiten enthalten die Apokryphen mancherlei Nachrichten, die man nicht so liegen läßt, sondern mit Vergnügen und Vortheil aufhebt. Hier heißt es wol recht eigentlich, was Clemens von Alexandrien sagt: «Es gibt Dinge, deren Unbrauchbarkeit noch brauchbar ist.»“ Mit solchen geistreichen und gelehrten Wendungen will Fabricius behutsamerweise verstecken, was

ihn eigentlich zur Herausgabe der Apokryphen bewogen hatte, nämlich seine Vorliebe für die alten Kirchensagen. Später durfte Herder dieselbe Vorliebe schon unverholen aussprechen; aber zu Fabricius' Zeiten waren die protestantischen Vorurtheile gegen alles, was die katholische Kirche gebilligt oder zugelassen hatte, noch so stark, daß man dem hamburger Professor ein so freimüthiges Bekenntniß sehr verdacht haben würde. Zwei Uebersetzungen seiner Sammlung der „Neutestamentlichen Apokryphen", eine englische von Jeremias Jonas (1722) und eine französische, vom Abbé Bigex unter Voltaire's Leitung veranstaltet und von diesem in philosophischem Sinne überarbeitet (1769), bezeugen das Aufsehen, welches jene Sammlung in Europa erregte; aber die immer mehr durchdringende feindliche Richtung gegen die christliche Religion und Tradition brachte sie nachher in Vergessenheit, bis vor etwa dreißig Jahren der gelehrte Theolog Johann Karl Thilo in Halle eine neue kritische Ausgabe unternahm, die allen frühern an Gründlichkeit und Reichhaltigkeit überlegen, jedoch durch den Tod des Verfassers unvollendet geblieben ist.

Die von Fabricius und Thilo bekannt gemachte Sammlung der „Neutestamentlichen Apokryphen" begreift vierzehn Hauptlegenden. Sie sind, so wie wir sie besitzen, eigentlich keine Originalwerke der apostolischen Zeit; die ältesten kennen wir leider nur aus den Citationen der kirchlichen Schriftsteller und aus dürftigen Fragmenten, die sich noch in der Literatur der ersten christlichen Jahrhunderte vorfinden. Den einigermaßen ganz vorhandenen Legenden ist an den häufigen Tautologien, Unterbrechungen, Einschiebseln und Anflickungen leicht anzumerken, daß sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt aus einer Art von poetischem Synkretismus hervorgegangen und frühzeitig aus den vereinzelten Kirchensagen zu einem Erzählungsganzen zusammengeschmolzen sind. Ihre

letzte Abfassung fällt meist in das 3. Jahrhundert. Sie bilden mit ihrer natürlichen Gruppenabtheilung einen Cyklus, der die ganze Geschichte des Christenthums, von der Empfängniß der Mutter des Erlösers bis zur völligen Verbreitung des Evangeliums, umfaßt. Die Plan- und Regelmäßigkeit dieses Themas verräth deutlich den poetischen Volksinstinct. Die Geschichte hat keinen solchen Charakter von Abrundung und Vollendung; ihre Gemälde, immer unvollständig und lückenhaft, weil sie Unfertiges und Werdendes ausdrücken, entwickeln sich nicht auf eine so abgemessene und folgerechte Art. In mancher Beziehung gilt von der Volksphantasie, was die Alten von der Natur sagten: Es schaudert ihr vor dem Leeren; sie leidet im Leben ihrer Lieblinge und Helden nicht die weißen Blätter, welche die Geschichtsbücher oft zulassen müssen, und ergänzt mit ihren Hinzudichtungen, was die Biographen verschwiegen oder nicht wußten. Um die evangelischen Legenden in ihrem Zusammenhange zu fassen, muß man sie, ohne Rücksicht auf ihre muthmaßliche genetische Ordnung, nach ihrer chronologischen Personenfolge und ihrem Inhalte durchgehen; aber auch dann erwarte man kein geschlossenes harmonisches Ganze, sondern immer nur eine lockere Reihe fortgesetzter Erzählungen, die weder einem Verfasser noch einem Zeitalter angehören, sodaß sie ineinander übergreifen, in ihren Situationen und Begebenheiten sich wiederholen und manchmal auch widersprechen. In allen ist etwas von allem; in mehreren findet sich, bis auf einzelne Umstände, derselbe Inhalt, nur anders abgefaßt und weiter ausgeführt, je nach dem Zeit- und Volksgeiste, der den traditionellen Stoff verarbeitete.

Die erste Legende, nach dem von uns angedeuteten Gesichtspunkte ist das „Evangelium von der Geburt Maria's". Wie alle andern stammt sie aus dem Orient, wo

sie mehrere Jahrhunderte lang ein großes Ansehen hatte, ehe sie sich im Abendlande verbreitete und daselbst im Mittelalter ebenso berühmt als bekannt wurde. Die Tradition nannte den Evangelisten Matthäus als Verfasser, und die griechischen Mönche, die sie um das 6. Jahrhundert aus Asien nach Europa brachten, schrieben die lateinische Uebersetzung dem heiligen Hieronymus zu. Es ist eine der ältesten und folglich schmucklosesten Legenden des ganzen Cyklus. Man merkt hier eine noch furchtsame Einbildungskraft, die aus frühern Apokryphen sammelt und in das Gewebe der Erzählung kaum einige Verzierungen hineinzuspinnen wagt. Die Schüchternheit des Verfassers zeigt sich jedoch weniger in der Erfindung als in der Ausführung; denn wir treffen hier bereits die Substanz des Inhalts der spätern apokryphischen Evangelien: die Schilderung des patriarchalischen Lebens von Joachim und Anna, die Engelerscheinungen, die Geburt Maria's, ihre Einweihung und Erziehung im Tempel, ihre Trauung mit Joseph, ihre Erwählung zur Mutter des Heilands und ihre Niederkunft in Bethlehem; aber zu allen diesen Episoden sind hier nur die ersten Striche und Umrisse gegeben; kurz, man kann von dieser Legende sagen, sie sei das Thema, das bei den andern Bearbeitungen zu Grunde gelegt scheint.

Das „Protevangelium des jüngern Jakobus“ hat in der That denselben Zweck und Inhalt wie das Vorhergehende, dem es sich auch im Vortrage noch einigermaßen anschließt. Der französische Orientalist Guillaume Postel traf auf seiner Reise im Morgenlande ein handschriftliches Exemplar dieses Evangeliums in griechischer Sprache, und verfertigte davon eine lateinische Uebersetzung, die bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1552 eine Menge von Flugschriften veranlaßte, worin der arme Herausgeber nicht blos ein Narr und Faselhans, sondern auch ein ehrloser Wicht,

ein niederträchtiger Verfälscher, ein greulicher Ketzer und Religionsverdreher gescholten wurde. Die Protestanten entwickelten bei diesem Streite eine ganz besondere Heftigkeit. Man war damals in vollem Eifer gegen den Aberglauben des Mittelalters, und dieser Eifer erhitzte die Köpfe bis zur Verblendung. Sonst hätte der berühmte Henricus Stephanus sich wol schwerlich hinreißen lassen zu der Behauptung, die fragliche Schrift sei eine halb jüdische, halb muselmanische Rhapsodie und ein in tückischem Sinne gegen die christliche Religion angelegtes Machwerk. Das bloße Durchlesen überzeugt vom Gegentheil; es herrscht darin eine Einfachheit, eine Anstaltlosigkeit, die jede boshafte Absicht und geflissentliche Feindschaft ausschließt. Man bemerkt allerdings einige Züge, die aus arabischen Legenden hergenommen scheinen; aber das Zusammentreffen der Erzählung mit dem Inhalte anderer anerkannt aus christlicher Quelle herrührender Marienevangelien läßt keinen Zweifel über ihren Ursprung. Ohnehin wissen wir durch authentische Zeugnisse, daß sie in die ersten Zeiten der christlichen Kirche hinaufreicht. Justin der Märtyrer im 2. Jahrhundert, gedenkt derselben; Clemens von Alexandrien bestreitet die darin enthaltenen Märchen; Tertullian, Origenes, Epiphanius beziehen sich darauf, und ein sehr alter Schriftsteller betrachtet sie als ein recht verständiges Buch. Ausgemacht ist, daß diese Schrift ungemeines Ansehen hatte in der orientalischen Kirche, wo sie von vielen griechischen Vätern für ein echtes Werk gehalten und daher nicht nur zu homiletischen Zwecken häufig benutzt, sondern auch an den Marienfesten öffentlich vorgelesen wurde. Eine arabische und koptische Uebersetzung bekunden, nicht minder wie der Name „Protevangelium“ selbst, die große Achtung und Verbreitung, deren die Schrift bei den Orientalen sich erfreute, während die von seiten der lateinischen Kirchenlehrer und Kirchenvorsteher dagegen erlasse-

nen Verwarnungen und Verbote ihr Aufkommen im Abendlande anfänglich hinderten, bis sie später, seit dem 6. Jahrhundert, mehr durchdrang und im Mittelalter für Predigten, geistliche Schauspiele und kirchliche Bildwerke mancherlei Stoff lieferte. Ungeachtet des lauten Tadels, womit die Humanisten gegen diese Legende auftraten, als sie im 16. Jahrhundert übersetzt und gedruckt erschien, fand sie damals noch viel Anklang. Sogar die Zustimmung der Wissenschaft fehlte ihr nicht: der gelehrte Baronius erklärte die Erzählung derselben für achtbar in vielen Rücksichten. Auch ist sie theils aus ältern Apokryphen, theils aus kanonischen Evangelien nicht unglücklich zusammengesetzt, und gibt den noch ergänzungsweise hinzugefügten sagenhaften Stoff in ziemlich schlichter Einkleidung; es sind darin sogar bemerkenswerthe Details, z. B. die Klage der Anna wegen ihrer Kinderlosigkeit und ihr Jubel beim Hinbringen ihrer Tochter nach dem Tempel, zwei schöne Stellen, die mit ihrem lyrischen Schnitt und Schwung von dem prosaischen Ton und trockenen Gang der Erzählung scharf abstechen, und wahrscheinlich Auszüge aus Gesängen, welche der Verfasser, mit Abstreifung ihres metrischen Charakters, in seinen Text eingeschoben hat. Doch muß man gestehen, daß die Darstellung, wenn sie auch im allgemeinen sich durch ihre Einfachheit noch sehr von andern Schriften dieser Gattung unterscheidet und die altjüdischen Sitten recht treu abspiegelt, doch zu oft der Würde und Größe ermangelt. Elie Dupin ist, glaube ich, ungerecht, wenn er diese Schrift „ein albernes Buch voll Märchen und possirlicher Geschichten von der Jungfrau Maria" nennt; aber unleugbar ist, daß der heilige Stoff nicht immer mit gehörigem Ernst und Anstand behandelt und vielfach ins Gemeine herabgezogen erscheint.

Außer den zwei ebengenannten Schriften haben uns die Christen der ersten Jahrhunderte ihres Glaubens über das

Leben der Mutter des Heilands noch eine dritte Legende hinterlassen. Sie führt den Titel: „Geschichte von der Geburt Maria's und der Kindheit Christi", und wird ebenfalls für ein Werk des jüngern Jakobus ausgegeben. Auch ist sie im Inhalt mit den beiden vorstehenden verwandt, in der Abfassung aber davon sehr verschieden. Während die erste etwas Knappes und Blödes in sich hat und die zweite im ganzen auch noch eine gewisse Strenge und Gebundenheit behält, so bemerkt man hingegen bei der dritten schon die breitere Anlage und dreistere Behandlungsart: die vorher dürre Erzählung fängt an zu grünen und zu blühen, sogar mislich auszuwachsen. Der zweifache Bestandtheil dieses Buchs spricht übrigens für die Herkunft aus mehreren Quellen. Der erste Theil (Kap. 1—17), der die Geschichte von Joachim und Anna, von der Geburt Maria's und ihrem Leben bis zur Reise nach Bethlehem erzählt und dabei in den Hauptzügen dem „Protevangelium des jüngern Jakobus" folgt, ist zierlich und bisweilen recht ansprechend, während der zweite, welcher die Flucht der Heiligen Familie nach Aegypten und den Aufenthalt daselbst beschreibt, in die wundersüchtige Art des noch zu erwähnenden „Evangeliums von der Kindheit Christi" überspringt und von abenteuerlichen Fabeln wimmelt. Hier ist anstatt der alten Quelle eine viel trübere gebraucht und das daraus Hergeholte eigentlich nichts als ein willkürliches Anhängsel. Den gelehrten Forschern scheint durchgängig das Kindische dieser Wundererzählungen mehr aufgefallen zu sein als das Gute und Leidliche des übrigen Inhalts, weshalb, bis zum 18. Jahrhundert, niemand die in Rede stehende Legende dem Druck hatte übergeben wollen. Fabricius wagte es zuerst, und Thilo weiß nicht, wie er sich entschuldigen soll, daß er dieselbe Kühnheit begangen hat. Ich bin kecker und übersetze daraus ein paar Stellen, ohne weiter um Erlaubniß

und Verzeihung zu bitten. Daß dabei einige Varianten aus den beiden andern Evangelien eingeschaltet und die Auszüge mit beständiger Rücksicht auf die als Motive zu Werken der Malerei und Sculptur gebrauchten Momente und Situationen gewählt sind, habe ich wol kaum noch nöthig zu bemerken.

„In Israel (in Galiläa, zu Nazareth, sagt eine andere Version) lebte ein Mann, Namens Joachim, vom Stamme Juda. Er war Schafzüchter, und fürchtete Gott in der Einfalt und Reinheit seines Herzens. Von seinem ganzen Ertrage an Wolle und Lämmern machte er drei Theile; den einen gab er an die Witwen, Waisen, Fremdlinge und Armen, den andern an die Diener des Herrn, und den dritten behielt er für sich, für sein Gesinde und seine Wirthschaft. So that er von Jugend auf, und brachte den Segen des Himmels über seine Heerde, die sich mehrte, daß in ganz Israel keine ihresgleichen zu finden war. Zwanzig Jahre alt, nahm er ein Weib von Bethlehem, mit Namen Anna, vom Stamme Juda, wie er, und aus dem Hause David's, und lebte mit ihr zwanzig Jahre in kinderloser Ehe.

„Nun traf sich's, als das große Fest herankam, daß Joachim mit Leuten seines Stammes nach Jerusalem hinaufging und seine Opfergaben auf den Altar legte. Aber der Hohepriester Isaschar (oder der Priester Ruben, wie er anderswo heißt) stieß sie zurück und fuhr ihn barsch an: «Warum gesellst du dich zu denen, die dem Herrn opfern, da Gott deine Ehe nicht gesegnet und dir keinen Sprößling in Israel verliehen hat?» Auf solche Art vor allem Volk gescholten, ging Joachim weinend aus dem Tempel, und nicht wieder nach Hause, sondern zu seinen Heerden, und trieb mit den Hirten tief hinein ins Gebirge. Anna, sein Weib, hörte fünf Monate lang nichts von ihm, und

grämte sich in doppeltem Herzeleid, als Witwe und als Kinderlose.

„Eines Tags, als sie so weinete, ging sie ins Haus, und auf die Knie fallend, vergoß sie ihre Bitten vor dem Herrn. Von ihrem Gebet aufgestanden, blickte sie gen Himmel und sah auf einem Lorberzweig ein Sperlingsnest. Bei diesem Anblick seufzte sie und rief: «Herr, allmächtiger Gott, du hast jedem Geschöpf Nachkommenschaft verliehen, den wilden Thieren und den Stallheerden, dem Lastvieh und dem kriechenden Gewürm, den Fischen und den Vögeln, und gibst ihnen Freude an ihren Jungen; ich danke unterwürfigst, weil du es so angeordnet, daß ich allein an deiner Gnadenfülle keinen Antheil haben sollte; denn du kennst mein Herz; du weißt, daß ich keine Kinder für mich begehrt, und gleich bei meiner Heirath deinem heiligen Tempel den Sohn oder die Tochter, die du mir schenken würdest, gelobt habe.» Und als sie solches gesprochen hatte, erschien plötzlich vor ihrem Angesicht der Engel des Herrn und sagte: «Sei getrost, Anna; denn dein Sproß ist bei Gott beschlossen, und was du gebären wirst, soll ein Gegenstand der Bewunderung sein für alle Jahrhunderte bis an ihr Ende.» Und als er diese Worte gesagt hatte, verschwand er vor ihren Augen. Bebend und betroffen von einer solchen Erscheinung und Rede, ging Anna in ihre Kammer, warf sich wie todt auf ihr Bett und verbrachte den ganzen Tag und die ganze Nacht mit Zittern und Beten. Alsdann rief sie ihre Magd Judith und sagte zu ihr: «Du weißt, daß ich allein bin mit Grämen und Traurigkeit; warum bist du nicht zu mir gekommen?» Und die Magd antwortete mürrisch: «Wenn Gott deinen Leib verschlossen und deinen Gatten von dir abgewendet hat, was kann ich dazu thun?» Und Anna jammerte und weinete laut über so harte Worte."

Im Protevangelium ist das Gespräch mit der Magd

milder abgefaßt, auch ganz anders motivirt, und Anna's Klaggebet nebst der Engelerscheinung in den Garten verlegt; aber die Künstler des spätern Mittelalters hielten sich bei ihren Darstellungen an die obige Version, und einige, z. B. Giotto in seinen Fresken der Kapelle Madonna dell' Arena zu Padua, haben nicht vergessen, bei der betenden Anna in einer Nebenkammer die spinnende Magd anzubringen, die als ein ganz unerklärliches und sogar unschickliches Detail erscheint, wenn man die Legende nicht kennt. Im Alten Testament findet sich bekanntlich eine ähnliche Situation, die hier offenbar zum Vorbilde genommen ist. Man denke an den Anfang vom ersten Buch Samuel's und an die Betrübniß der zweiten Frau Elkana's, die vom Festmahl weggeht und einsam ihre Unfruchtbarkeit beweint. In der Bibel ist das Gemälde kräftiger und stärker gegeben als in der Legende, wo christliches Gefühl und etwas Sentimentales durchklingt. Diese evangelische Aufassung, verbunden mit den überall hereinspielenden jüdischen Ueberlieferungen, macht die Marienevangelien zu merkwürdigen Compositionen, worin sich die Zwiespältigkeit des neuen judenchristlichen Lebens ausspricht. Die Geschichten von der Geburt Isaak's, Joseph's, Simson's und Samuel's sind hier bei der Erzählung von der Geburt Maria's als Muster zu Grunde gelegt. Wie Sarah, Rahel, Hanna und die Frau des Manoah, ist Anna schon viele Jahre unfruchtbar, als sie Mutter wird. Auch lassen die Pseudoevangelisten diese Uebereinstimmung, worin sich ihre Nachahmung klar zu erkennen gibt, nicht entschlüpfen, sondern scharf hervorspringen mit einem Anflug und Ueberzug von christlicher Gesinnung. Das Gemisch der Umrisse und Farben, wovon die Beschreibung des Hirtenlebens Joachim's schon gleich im Anfange ein Beispiel liefert, kommt hier im Verlaufe der Erzählung noch oft wieder vor.

„In demselben Augenblick“, sagt die Legende, „als ein Engel der Anna erschien und ihr die frohe Aussicht auf Nachkommenschaft eröffnete, kam ein junger Mann ins Gebirge, wo Joachim seine Heerden weidete, und fragte ihn, warum er sich von seinem Weibe entfernt halte. Joachim antwortete und klagte, daß er mit Anna in zwanzig Jahren keine Kinder bekommen habe. Und der junge Mann sprach: «Ich bin der Engel Gottes, und bin deiner Gattin erschienen, die zum Herrn betete und weinete, und habe sie getröstet; denn du hast sie in äußerster Betrübniß gelassen. Wisse, dein Weib soll schwanger werden und eine Tochter gebären; gehe also aus dem Gebirge und eile nach Hause.» Von ehrfürchtiger Scheu ergriffen, betete Joachim den Gesandten des Allerhöchsten an und sagte zu ihm: «Habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so verweile ein wenig in meinem Zelt und segne deinen Knecht.» Der Engel erwiderte: «Nenne dich nicht meinen Knecht, wir sind beide Knechte eines Herrn. Die Speise, die du mir anbietest, will ich nicht; meine Speise ist unsichtbar, und mein Getränk können die Menschen nicht sehen. Verlange also nicht von mir, daß ich in dein Zelt trete und von deiner Speise koste; willst du aber die Gerichte, die du mir zudachtest, dem Herrn als Brandopfer darbringen, so magst du es thun.»“

Die Reminiscenzen der Genesis springen hier in die Augen; unstreitig ist der Besuch der Engel bei Abraham im Hain Mamre zum Muster genommen, aber der Begriff über die Engel schon mehr ausgebildet und verfeinert. Wenn im Alten Testament die Engel zu den Menschen kommen, so lassen sie sich die aufgetragene Hausmannskost ordentlich schmecken (mögen sie es auch nur scheinbar thun), und ihr unkörperliches, ätherisches Wesen ist, soviel ich mich besinne, daselbst nirgends so bestimmt und ausdrücklich hervorgehoben.

Nach dargebrachtem Brandopfer trat Joachim die Heimreise an mit seinen Hirten und Heerden. „Als sie dreißig Tage unterwegs waren, kam der Engel des Herrn zu Anna, die ihr Gebet verrichtete, und sprach: «Steh auf und gehe nach Jerusalem ans Goldene Thor, da wirst du deinen Mann treffen.» Anna machte sich schnell auf den Weg mit ihren Mägden, und hielt sich weinend dicht am Stadtthor; und als sie lange gewartet hatte und von so langem Harren beinahe ohnmächtig niedersinken wollte, schlug sie die Augen auf und sah Joachim mit seinen Heerden kommen. Anna ging ihm entgegen, und fiel ihm um den Hals, und lobte Gott. Und unter ihren Verwandten und Angehörigen war große Freude, und die Nachricht verbreitete Jubel in ganz Israel."

Neun Monate nachher wurde Anna von einer Tochter entbunden, die sie Maria nannte und selbst säugte. „Als Maria zwei Jahre alt war, sagte Joachim zu Anna: «Bringen wir die Kleine nach dem Tempel, um unser Gelübde zu halten, und um der Sorge überhoben zu sein, daß Gott uns böse werde und das Kind wegnehme.» Und Anna sprach: «Wenn wir noch warteten, bis sie drei Jahre alt sei; so jung könnte sie aus dem Tempel wieder heim verlangen.» Und Joachim sagte: «Warten wir noch ein Jahr.» Als sie noch ein Jahr gewartet hatten, gingen Joachim und Anna nach dem Tempel und überreichten, nebst der Spende von Opfergaben, ihre dreijährige Tochter Maria, zur Aufnahme unter die Tempeljungfrauen, die Tag und Nacht dem Herrn Loblieder sangen. Und als Maria vor den Tempel gesetzt wurde, stieg sie ganz allein die funfzehn Stufen, jede eine halbe Elle hoch, eiligst hinan, ohne sich umzusehen und nach ihren Aeltern zurückzuverlangen, wie die Kinder gewöhnlich thun. Alle Anwesenden wurden bei diesem Anblick von Staunen ergriffen; auch Joachim und

Anna wunderten sich sehr, dankten aber Gott, daß ihr Kind nicht nach ihnen geschrien hatte."

Ich übergehe das Gemälde von den ungemeinsamen Eigenschaften, welche Maria während der elf Jahre entwickelte, die sie im Tempel zubrachte, obwol auch diese Momente im Leben der Heiligen Jungfrau von den Malern theilweise zu Bildern verarbeitet worden sind. Wir erfahren unter anderm, daß Maria ihren jungen Gefährtinnen in allem als Muster vorleuchtete, mit der Prophetin Hanna innige Freundschaft schloß, täglich von einem Engel mit Lebensbrot und Lebenswasser aus dem Paradiese bedient wurde, und die Speisen, die sie von den Priestern empfing, an die Armen vertheilte. So groß war der Ruf ihres Verdienstes, daß ganz Jerusalem davon sprach, und ein Priester, Namens Abiathar, den Tempelvorstehern reiche Geschenke anbot, wenn sie das Mädchen seinem Sohne zur Frau geben wollten. Aber Maria lehnte den Antrag ab, und erklärte, sie gedenke immer unverheirathet zu bleiben. Auch später, als der Hohepriester Abiathar (Zacharias nennt ihn das Protevangelium) die im Tempel erzogenen Jungfrauen nach Hause sendet, damit sie sich nach dem Gesetze in den Ehestand begeben sollen, widerstrebt die damals vierzehnjährige Maria diesem Ansinnen, weil sie dem Herrn gelobt habe, unverheirathet zu bleiben. In dieser Verlegenheit beruft der Hohepriester alle Männer aus allen Stämmen Israels, die sich dahin aussprachen, daß hier der Wille Gottes befragt und seine Antwort abgewartet werden müsse, um zu erfahren, wer das Mädchen in Obhut nehmen solle. Die Priester warfen das Los über die zwölf Stämme Israels, und das Los fiel auf Juda.

„Den andern Tag sagte der Hohepriester: «Wer unverehelicht ist, der komme und trage einen Stab in der Hand.» Und es geschah, daß Joseph mit den jungen Leuten

kam und seinen Stab trug. Als sie alle zusammen ihre mitgebrachten Stäbe dem Hohenpriester eingehändigt hatten, opferte dieser und befragte den Herrn, der ihm antwortete: «Trage alle Stäbe ins Allerheiligste; da mögen sie die ganze Nacht bleiben, und morgen früh soll jeder den seinigen wieder abholen. Aus dem obersten Ende eines dieser Stäbe wird eine Taube gen Himmel auffliegen, und demjenigen, an dessen Stabe ein solches Zeichen sich kund thun wird, soll Maria anvertraut werden.» Es geschah, wie der Herr anbefohlen hatte. Und am andern Tage in der Frühe kamen alle, und der Hohepriester, nachdem er Weihrauch geopfert, trat ins Allerheiligste und holte die Stäbe. Und als er sie alle zurückgegeben, dreitausend an der Zahl, und aus keinem derselben eine Taube aufgeflogen war, legte er seine Festkleider an, nebst dem Mantel mit den zwölf Schellen, und ging ins Allerheiligste. Während er vor dem Altar, wo die Opferflamme loderte, sein Gebet verrichtete, erschien ihm der Engel und sprach: «Hier ist noch ein kleiner Stab, den du übersehen und nicht für vollgültig geachtet, aber zugleich mit den andern verwahrt hast. Wenn du ihn nimmst und zurückgibst, so wird sich daran das Zeichen offenbaren, das ich dir verkündigt habe.» Dies war Joseph's Stab. Joseph aber war ein alter Mann von ärmlichem Aeußern, und als er seinen Stab nicht zurückbekam, hatte er sich nicht getraut, ihn zu fordern, sondern war bescheiden hinter allen andern geblieben. Nun rief der Hohepriester mit lauter Stimme: «Wer seinen Stab noch nicht zurückerhalten hat, der komme und hole denselben.» Und Joseph kam erschrocken herbei, denn der Hohepriester hatte seine Worte sehr nachdrücklich betont; und als er nach seinem Stabe hinlangte, flog eine Taube heraus, weißer und blendender wie Schnee, und nachdem sie eine Weile im Tempel hin- und hergeflattert, richtete sie sich gen Himmel. Alles Volk wünschte dem alten

Manne Glück und sagte: «Du bist in deinen alten Tagen hoher Gnade theilhaftig geworden, da Gott dich als Hüter Maria's auserkoren und bezeichnet hat.» Und der Hohepriester sprach: «Nimm hin die Jungfrau, denn an dir hat sich Gottes Wahl geoffenbart. Aber Joseph, verlegen und erröthend, sträubte sich dagegen und sagte: «Ich bin alt und habe Söhne, warum gibst du mir das junge Mädchen?» Der Hohepriester entgegnete: «Joseph, denke daran, wie Korah und seine ganze Rotte umgekommen sind für ihren Aufruhr und Ungehorsam wider den Herrn; es wird dir ebenso ergehen, wenn du Gottes Geboten widerstehst.» Joseph erwiderte: «Ich stemme mich nicht gegen Gottes Willen; nur möchte ich wissen, welchem von meinen Söhnen die Jungfrau als Braut bestimmt sein soll, und bitte sehr, daß unter den Tempeljungfrauen etliche ausgesucht werden, mit denen sie einstweilen beisammenbleibe.» Hierauf sagte der Hohepriester: «Ich gewähre dir die Bitte; Maria soll zu ihrer Gesellschaft einige Tempeljungfrauen erhalten, bis der festgesetzte Tag da ist, wo du sie empfängst; denn sie kann mit keinem andern einen Ehebund eingehen.» So wurde Maria mit Joseph getraut, und Joseph nahm sie mit fünf andern Jungfrauen, die in seinem Hause bei ihr sein sollten."

Etwas abweichend hiervon erzählt das „Evangelium von der Geburt Maria's": Eine Stimme habe von der Versöhnungsstätte im Tempel gerufen, nach der Prophezeihung des Jesaias müsse man jemand suchen, dem diese Jungfrau anvertraut und angeehelicht werden solle; denn Jesaias sage bekanntlich: Es werde eine Jungfrau von dem Stamm Jesse hervorgehen und aus diesem Stamm eine Blume erblühen, auf welcher ruhen werde der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und Verständigkeit, der Geist des Raths und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und Frömmigkeit, und ihr

Riechen werde sein in der Furcht des Herrn. Der Hohepriester befahl hierauf, alle Mannbaren und Unverehelichten aus dem Hause David's (im Protevangelium heißt es: alle Witwer des Stammes Juda) sollten mit ihren Stäben hinzutreten zu dem Altar; der Stab des Erkorenen werde eine Blume hervortreiben, und der Geist des Herrn in Gestalt einer Taube werde sich darauf setzen. Joseph, ein hochbejahrter Mann, habe seinen Stab zu Hause gelassen, weil es ihm ungeziemend schien, sich unter die Freier zu mischen; aber Gott that alles dem Hohenpriester kund. Als Joseph seinen Stab herbeigebracht hatte, sproß eine Blume daraus hervor, und eine vom Himmel herabkommende Taube setzte sich auf die Spitze; so wurde allen offenbar, daß die Jungfrau ihm angetraut werden solle. Nach vollzogener Verlobungsfeier ging Joseph nach Bethlehem, um seinen Haushalt zu ordnen und die zur Hochzeit nöthigen Dinge zu besorgen; Maria aber, nebst sieben andern Jungfrauen, die ihr der Priester als Brautjungfern mitgegeben, kehrte nach Nazareth zu ihren Aeltern zurück.

Ich habe diese Scene mit allen Umständen und Varianten angeführt, weil sie in den Kunstschulen älterer und neuerer Zeit Anlaß gegeben hat zu vielen Bildern, welche ohne die Kenntniß der alten legendarischen Traditionen schlechterdings unverständlich sind. Zu jenen Traditionen gehört auch noch die vom heiligen Hieronymus erwähnte und von den Malern ebenfalls als Text gebrauchte Sage, welche berichtet, die Freier hätten in mismüthigem Aerger gescheiterter Glücksträume ihre Stäbe zerbrochen, und einer von ihnen, ein Jüngling hoher Herkunft, Namens Agabus, sein böses Geschick sich so zu Herzen gezogen, daß er nach dem Berge Karmel in die Einsamkeit flüchtete und Anachoret wurde. Bei Giotto's Bildern aus dem Leben der heiligen Jungfrau, in der schon genannten Kapelle zu Padua, sind

drei Episoden, die sich auf diesen Abschnitt der Legende beziehen: wie die Freier ihre Stäbe dem Hohenpriester überreichen, wie sie in Erwartung des verheißenen Wunders an dem Altar knien, worauf ihre Stäbe liegen, und wie Maria mit Joseph getraut wird, im Beisein der zu Brautjungfern ausgewählten Tempelmädchen und der verstimmten Freier, wovon einer grimmig schele Blicke nach dem Bräutigam hinwirft und ein anderer seinen Stab übers Knie bricht. Taddeo Gaddi, Fra Angelico, Ghirlandajo, Perugino, Rafael, alle sind dieser Auffassung des Gegenstandes gefolgt, ausgenommen daß sie die Trauung nicht ins Innere des Tempels, sondern vor den Tempel ins Freie oder in eine Halle verlegt haben. Auf altdeutschen Gemälden spielt die Handlung in einer gothischen Kirche vor einem Altar mit einem Schrein gleichen Stils, zwischen Personen in der Tracht des 15. Jahrhunderts.

Aus dem Ueberrest unserer Legende wären noch ein paar niedliche Züge auszuheben, z. B. die sittsame Scheu Maria's, als sie am Brunnen, wo sie Wasser holt, einen Engel in Gestalt eines schönen Jünglings antrifft und unbeweglich stehen bleibt, ohne daß sie einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu thun wagt, und einige andere Stellen von hübscher Natürlichkeit; aber das meiste zeugt von alltäglicher und bisweilen roher Auffassung. Der gemeine Mann, zumal der alte Jude, offenbart sich in der unmäßigen und unwürdigen Aengstlichkeit Joseph's, als die augenfälligen Anzeichen von Maria's Schwangerschaft hervortreten. Auch kommen gewisse gerichtliche Fragen und Formen vor, welche das Verdienst historischer Treue haben mögen, aber gewiß nicht die Eigenschaft zarter Empfindung ausweisen. Ebenso undelicat sind die Menschlichkeiten des Weibes und die Betastungen der Geburtshelferinnen beschrieben bei Gelegenheit der Reise nach Bethlehem, wo die

Geschichte de beiden Hebammen erzählt wird: Nachdem Joseph die Maria, bei den ersten Symptomen der Mutterwehen, in die Grotte von Bethlehem gebracht hatte, war er nach Beistand ausgegangen, und als er mit zwei Hebammen zurückkam, fand er die dunkle Grotte von so hellem Schein erleuchtet, daß die Augen ihn nicht ertragen konnten, und die beiden Hebammen, davon geblendet, draußen vor der Grotte blieben; aber bei abnehmender Blendung sah man das Christkind an der Mutterbrust saugend und von Engeln angebetet. Die Hebamme Zalemi, die zuerst hereingetreten war, verkündete jubelnd die übernatürliche Geburt; die zweite, Namens Salome, wollte jedoch ein solches Wunder nicht glauben, bis sie handgreiflich davon sich überzeugt habe. Sie erlitt auf der Stelle die verdiente Strafe für den zweifelnden Unglauben: ihre Hand verdorrte, wie von Feuer versengt, wurde aber wieder frisch und gesund, als Salome auf das Geheiß eines Engels an das Jesuskind herantrat und anbetend den Saum der Windeln berührte, worin es eingewickelt war.

Das „Evangelium von der Geburt Maria's“ weiß noch nichts von dieser Geschichte; sie findet sich im „Evangelium von der Kindheit Christi“, wo jedoch nur von einer einzigen Hebamme die Rede ist, und das „Protevangelium“ erzählt dieselbe Begebenheit, bis auf unbedeutende Abweichungen, ganz in der oben mitgetheilten Weise. Fast alle Kirchenväter verwarfen entschieden jene Sage von den Hebammen; aber die Künstler gebrauchten sie als Beweis für die Jungfräulichkeit Maria's, und die gewöhnlichen Leute hingen so fest daran, daß sie die heilige Anastasia mit der Hebamme verwechselten, weil sie diese Märtyrerin in der Weihnachtsmesse genannt fanden. Beim Volke war die Meinung sehr beliebt, und der ebenso gelehrte als ernste Theolog Baronius glaubte daher, sie in

seinen kritischen Bemerkungen über den römischen Martyrolog eigens berichtigen zu müssen. Was die Hebammengeschichte anlangt, so findet sie sich in beinahe ganz gleicher Weise vorgestellt auf einem Relief an dem Reliquienschrein der Heiligen Jungfrau, im Schatz des Münsters zu Aachen, und auf einem Wandgemälde der römischen Katakomben, in der Gruft des heiligen Julius. (Letzteres ist abgebildet in Aringhi's „Roma subterranea" und bei d'Agincourt, aber so verzeichnet, daß aus den beiden Matronen zwei bärtige Männer geworden sind und die Vorstellung für die „Marter einer Heiligen" ausgegeben wird, obschon die alleinige Länge der Gewänder weibliche Figuren erkennen läßt und die beigesetzte Inschrift den Gegenstand deutlich genug bezeichnet.) Beide Vorstellungen zeigen die zwei Hebammen mit dem Baden des neugeborenen Christkindes beschäftigt; die eine gießt Wasser auf das Kind, welches die andere mit beiden Händen über einem Waschbecken hält, und letztere trägt den rechten Arm in der Binde, was unverkennbar andeutet, daß die für ihre Ungläubigkeit gelähmte Salome damit gemeint ist.

Die drei bisher erörterten Legenden sind die einzigen, die uns in Betreff der Mutter des Erlösers übrig bleiben. Von Epiphanius dem Mönch wissen wir, daß über denselben Gegenstand noch mehrere andere vorhanden waren; aber die nachdrückliche Misbilligung, welche die Schriften dieser Gattung bei den Kirchenlehrern antrafen, mußte sie aus den Händen der Laien entfernen und aus der umlaufenden apokryphischen Büchermasse ganz verdrängen. Wenn die Verehrung der Heiligen Jungfrau unter den ersten Christen so viele wunderbare Erzählungen entstehen ließ, so konnte der heilige Joseph nicht wohl leer ausgehen. Es war unmöglich, daß die fromme Phantasie sich nicht hinwandte und dankbar bezeigte gegen den Greis, der bei der

Vermählung Maria's als auserkorener Bräutigam erscheint, die Braut aber nur als seine geliebte Tochter oder als seine Mündel betrachtet, der Pflegevater ihres Sohnes wird und von dem Posten, worauf ein hoher Wille ihn berufen hatte, ins Dunkel zurücktritt. Auch vervielfältigten sich frühzeitig die „Geschichten von Joseph dem Zimmermann". Seit dem 3. Jahrhundert wurden diese sagenhaften Lebensbeschreibungen mit den Geschichten von den wunderbaren Schicksalen der Patriarchen und der Heiligen des Neuen Bundes in den Versammlungen der Gläubigen vorgelesen. Ungeachtet ihrer Menge sind davon nur zwei, und zwar unvollständige, erhalten, welche die Herausgeber zusammenverschmolzen haben, die sich aber sehr voneinander unterscheiden. Wir besitzen sie beide in einem arabischen Text, welchen die Gelehrten einstimmig als eine moderne Version von einem verloren gegangenen griechischen oder syrischen Original betrachten. Isidor dell' Isola entdeckte ihn, im 16. Jahrhundert, unter verschiedenen scholastisch-theologischen Abhandlungen in einem arabischen Manuscript, wo die zwei Legenden oder richtiger Legendenbruchstücke schon so zusammengestellt waren, daß sie nur eine einzige Geschichtserzählung bildeten. Diese Legende hat offenbar mehrere Bearbeitungen erlitten, und, bis sie die Gestalt erhielt, in der wir sie besitzen, einen langen Zeitraum von Metamorphosen erlebt. Bei echt christlichem Inhalt, trägt sie Abzeichen von ihrem Durchgange durch die jüdische und mohammedanische Religion, sodaß sie, blos von außen besehen, als ein ziemlich spätes Machwerk erscheinen könnte; wenn man aber die Begebenheiten, die Ideen, den Charakter der Erzählung genauer betrachtet, so überzeugt man sich leicht, daß sie eines von den ältesten Denkmalen der Volksliteratur des Christenthums ist. Der schwedische Gelehrte, Georg Wallin, setzt diese Legende vor das 4. Jahrhundert und erkennt

darin, an dem etwas trockenen, von Schwulst und Metaphernsucht freien Stil, eine judenchristliche Hand. Nach der Meinung desselben Autors hätte sie einerlei Ursprung mit dem „Evangelium von der Kindheit Christi", das allgemein für ein judenchristliches Erzeugniß anerkannt ist. Für das hohe Alterthum, zu welchem die erste Abfassung hinaufreicht, sprechen die darin bemerkbaren Spuren des Chiliasmus, der bekanntlich in den zwei ersten christlichen Jahrhunderten sehr verbreitet war. Wie und auf welchem Wege diese am Jordan entstandene und in den Wüsten Arabiens übersetzte oder überarbeitete Legende zu uns gelangt ist, bleibt noch auszumitteln. Ein französischer Schriftsteller, Mathurin Veyssière de la Croze, vermuthet, wir hätten sie von den christlichen Mohren in Spanien, bei denen der heilige Joseph besonders verehrt wurde, bekommen können. Wie es sich damit auch verhalten mag, die „Geschichte von Joseph dem Zimmermann" hat in höherm Grade als die uns bekannten andern Legenden den Charakter eines poetischen Werks. Der Phantasie ist hier ein größerer Spielraum gelassen, und trotz des kirchlichen Ansehens, worin diese Geschichte ehemals stand, kann man sie doch nur für einen christlichen Roman gelten lassen. Die Behandlung zielt auf nichts weniger als auf geschichtliche Treue, sondern führt den vorhandenen legendenartigen Stoff mit so viel poetischer Licenz aus, wie dies irgendein Romandichter thun kann. Die Erzählung ist mit dem gewöhnlichen Prolog zu den für öffentliche Vorlesungen bestimmten Märtyrerlegenden eröffnet und vermittelst einer kühnen Fiction dem Erlöser selbst in den Mund gelegt, obwol an einigen Stellen diese Annahme aufgegeben und der Verfasser in seinem eigenen Namen zu reden scheint. Aus der Verschmelzung so heterogener Dinge konnte natürlich kein gefälliges Ganze hervorgehen, und spräche irgendeinen Leser diese Geschichte dennoch

an, so könnte dies nur die Wirkung des ersten Theils sein, der, einfach und knapp behandelt, sich in einer gewissen Höhe des Tons hält und Stellen mit starkem Aufdruck biblischer Farbe hat. In der zweiten Hälfte ist schon fremder Stoff willkürlich an die ursprüngliche Sage angeknüpft, und gleiten wir aus dem schlichten Gange des Vortrags in eine Darstellung hinüber, die, mit moralischen und dogmatischen Reflexionen ausgespickt, an factischem Inhalt mager, in formeller Hinsicht überladen und widerlich breit, das Gepräge einer arabischen Phantasie kund gibt und an die Märchen des Koran erinnert. Joseph ist hier nicht mehr, wie im ersten Theil, ein hochbetagter Patriarch, der ohne Schauder die Bitterkeit des Todes schmeckt, sondern ein alter Mann, der, sehr erschrocken über den Anblick des Grabes, in ein entsetzliches Winseln und Jammern ausbricht und mit kindischer Geschwätzigkeit auf den Drangsalen seines Lebens verharrt. Sodann folgt die ausführliche Beschreibung einer gewöhnlichen Sterbescene, wo Christus und Maria um den in den letzten Zügen liegenden herumsitzen, ihm Hände und Füße befühlen, sich über ihr kaltes Anlassen wundern und auf seinem Gesichte alle Symptome der Entseelung verfolgen. Im letzten Augenblicke beginnt ein seltsames Gaukelspiel. Während Joseph's Kinder an seinem Bette weinen und wehklagen, sieht Joseph von der Mittagsseite des Himmels auf feurigen Wolken den Tod herkommen mit einem fürchterlichen Aufzuge, umringt von allen Mächten der Untiefe, ihren Heerscharen und Trabanten, deren Kleider, Mund und Antlitz Funken sprühen. Joseph, als er diese Schrecknisse gewahr wird, fängt an bitterlich zu weinen; aber Jesus, von Mitleiden gerührt, verjagt den Schwarm der höllischen Ungethüme, und auf sein Fürbitten sendet Gott Vater zwei Engel, Michael und Gabriel, die Joseph's Seele abholen, sie in ein Tuch eingeschlagen nach dem Himmel bringen und

unterwegs vor den zudringlichen Klauen der Satansdiener bewahren, ganz so wie derselbe Hergang, wahrscheinlich nach Anleitung unserer Legende, so oft in Bildwerken des Mittelalters vorgestellt ist.

Die Legenden zu Ehren Maria's und Joseph's können in einiger Hinsicht auch als Legenden vom Jesuskinde betrachtet werden. Aus den dürftigen Umständen, die sie über die ersten Jahre des göttlichen Kindes mittheilen, darf man jedoch vermuthen, daß noch andere diesem Gegenstande gewidmete Schriften da waren. Der Instinct der Volkspoesie ist zu allen Zeiten und an allen Orten derselbe, und eine seiner charakteristischen Eigenheiten, wie gesagt, ist, daß er die von der Geschichtschreibung im Leben außerordentlicher Personen unberücksichtigten und leer gelassenen Zwischenräume mit seinen wunderbaren Erfindungen ausfüllt. Der von den kanonischen Evangelien übergangene und in Schatten gestellte Zeitraum im Leben Jesu ist die Periode von seiner Geburt bis zu seinem ersten Auftreten als Religionslehrer. Wenn wir auch von den christlichen Erdichtungen über diese Lebensepoche des Erlösers gar nichts wüßten, so könnten wir, ohne Scheu vor Fehlschlüssen und von bloßer Analogie geleitet, das Dasein derselben annehmen; allein wir sind nicht auf solche bloße Vermuthungen beschränkt, sondern haben sichere Beweise, daß Sagen und Legenden vom Leben Jesu vor dem Antritte seines Lehramts existirten; es sind sogar noch beträchtliche Bruchstücke davon übrig.

Das unter dem Titel: „Evangelium von der Kindheit Christi", auf uns gekommene Buch halte ich in der That nur für ein Fragment von der großen Reihenfolge der über die ersten Lebensjahre des Heilands verfaßten Evangelien. Diese Legende ist zugleich eine der bekanntesten und ältesten von der Sammlung der neutestamentlichen Apokryphen, und ihr Ursprung geht allem Anscheine nach auf die apostolische

Zeit zurück. Man hat sie dem Matthäus, dem Jakobus, dem Petrus, aber durchgängiger dem Thomas zugeschrieben. Irenäus hält sie für ein Werk der Makrosier. Origenes gibt den Basilides als Verfasser an; Eusebius sagt im allgemeinen, es sei eine häretische Schrift; Cyrillus schiebt sie auf die Manichäer, und mehrere alte Schriftsteller sind seiner Meinung beigetreten. Aus allem erhellt, daß jene Legende, gerade wegen ihres hohen Alters und Ansehens, von den verschiedenen christlichen Sekten angenommen und ihren abweichenden Glaubenslehren angepaßt wurde. Im Grunde ist es wirklich nur eine Sammlung mehr oder minder verfänglicher Geschichten, Anekdoten und Erzählungen über die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten, ihren Aufenthalt im Auslande, ihre Rückkehr nach Nazareth und die Erziehung des Jesuskindes. Luther, in der „Kirchenpostille über das Evangelium am Sonntag nach dem Christtag", eifert gewaltig gegen dieses Buch, welches „ein Bube erdichtet habe, der sich nicht gefürchtet noch geschämt, seine Lügen vorzulegen und herzugaukeln"; aber Peter von Limbrach scheint mir unbefangener und richtiger zu urtheilen, wenn er sagt, das „Evangelium von der Kindheit Christi" sei lediglich ein Product der Volksphantasie und ihres eigenthümlichen Triebes nach Ergänzung und Erweiterung des sagenhaften Stoffs. Wiewol es im Abendlande auch geachtet und gelesen war, so hatte es doch im Morgenlande seine weiteste Verbreitung und größte Verehrung, und erhielt dort frühzeitig den Namen: „Das fünfte Evangelium." Die Reisenden fanden es in Persien, in Syrien, bei den Kopten in Aegypten, bei den Arabern der Wüste, bei den Thomaschristen in Indien, und allenthalben mit einer durchgehenden Gleichheit des sachlichen Inhalts bei verschiedenartiger Gestalt und Benennung. Sogar die Mohammedaner haben es nur mit Abänderung in Nebensachen in das Buch des Propheten eingeschaltet, und

einzelne Geschichten sind in die Schriften der Rabbinen übergegangen. Fabricius und Thilo glauben annehmen zu können, daß es in den ersten christlichen Jahrhunderten in syrischer Sprache, die damals den asiatischen Völkern als Verkehrssprache diente, abgefaßt und aus dem Syrischen in alle Landessprachen Asiens übersetzt worden. Wir haben davon nur den arabischen Text, den Henri Sike ins Lateinische übertrug und 1697 herausgab. Zwar existirt in griechischer Sprache ein Evangelium des Israeliten Thomas, welches die Lebensgeschichte Jesu vom fünften bis zum zwölften Jahre behandelt; allein in der Abfassung, in der wir es besitzen, ist dieses Werk ein umgearbeitetes Bruchstück von einem ältern Apokryph. Obgleich es manichäische Lehransichten durchmerken läßt, so sind jedoch die Gelehrten fast einstimmig überzeugt, daß mit dem „Evangelium des Thomas", welches die ältern Kirchenväter als ein bei den Gnostikern und Manichäern sehr angesehenes Buch erwähnen, ein anderes Werk gemeint sei als die unter gleichem Namen und von einem unbekannten Verfasser auf uns gekommene griechische Schrift, die an abenteuerlichem Inhalt alle andern Producte dieser Art überbietet, und in der Form so barbarisch ist, daß sie nicht wohl über das 5. Jahrhundert hinausgesetzt werden kann.

Das arabische „Evangelium von der Kindheit Christi" ist ebenfalls eine Ergänzung vorangegangener Apokryphen, und enthält wundersüchtige Ausschmückungen der in den kanonischen Evangelien kurz berührten Hauptmomente aus den Jugendjahren Jesu, untermischt mit frei erdichteten Zusätzen ähnlicher Art, ohne alle dogmatische Tendenz, aber auch ohne feinen Geschmack und moralischen Scharfsinn in der Wahl des Hinzugefügten. Das Recken und Dehnen des Stoffs, das Ausmalen und Verfolgen von Kleinigkeiten, das Einschieben und Aufhäufen von wunderbaren Ereignissen,

das im Verlauf der Legendendichtung so ungeheuer um sich griff, läßt sich hier schon nach Herzenslust gehen. Die Abenteuer auf der Reise nach Aegypten werden in der lockersten Verbindung oder ganz unverbunden hererzählt; es sind meist alberne und geschmacklose Wundergeschichten, neben einigen freundlichen und naiven Zügen, die auch von den Künstlern aufgefaßt und häufig zu bildlichen Darstellungen angewendet worden. Das Interessanteste ist dabei die Geschichte von dem Palm- oder Dattelbaume.

„Am dritten Tage der Reise sah Maria, vom Sonnenbrande in der Wüste ermüdet, einen Baum und sagte zu Joseph: «Ruhen wir ein wenig in seinem Schatten.» Joseph lenkte nach dem Baume hin und ließ die Reitthiere abzäumen. Maria setzte sich an die Erde, und nach dem Wipfel des Baumes hinaufblickend, sah sie ihn voll Früchte hängen und sagte zu Joseph: «Wenn es anginge, möchte ich wohl von den Früchten kosten.» Und Joseph erwiderte: «Dein Verlangen wundert mich, da du siehst, wie hoch die Zweige des Palmbaums sind. Ich für mein Theil habe Sorge wegen Wasser, denn in unsern Schläuchen ist keines mehr vorräthig, und ich sehe nicht, wie wir sie wieder füllen und unsern Durst löschen können.» Da lächelte das Jesuskind in den Armen Maria's und sprach zum Palmbaume: «Palmbaum, beuge deine Aeste herunter und labe mit deinen Früchten die Lippen meiner Mutter.» Und sofort beugte sich der Palmbaum mit seinem Wipfel zu Maria herab, und alle aßen von seinen Früchten. Und der Palmbaum blieb gebeugt, wartend, um sich in die Höhe zu richten, auf den Befehl desjenigen, der ihn geheißen hatte sich zu biegen. Da sagte Jesus: «Palmbaum, richte dich wieder in die Höhe, und sei der Gefährte meiner Bäume im Paradiese meines Vaters. Aus deinen Wurzeln sprudele eine in der Erde verborgene Quelle und erquicke uns mit Trinkwasser.» Alsbald

richtete sich der Palmbaum wieder auf, und zwischen seinen Wurzeln begann klares, frisches und köstliches Quellwasser hervorzurieseln. Erfreut über solchen Anblick, tranken alle und dankten Gott, und die Thiere stillten auch ihren Durst. Als sie am andern Morgen Anstalten trafen zur Weiterreise, drehte sich Jesus nach dem Palmbaume um und sprach: «Palmbaum, ich sage dir und befehle, daß meine Engel einen Zweig von dir holen und im Paradiese meines Vaters anpflanzen. Und als Gnadenzeichen bewillige ich dir, daß es von allen, die siegreich für den Glauben gestritten, heißen soll: Ihr habt die Siegespalme errungen.» Wie er so sprach, schwebte ein Engel auf den Palmbaum herab, brach davon einen Zweig und flog damit gen Himmel."

Diese Fabel vom Ursprung der himmlischen Märtyrerpalme scheint mir eben nicht unbedeutsamer als manche griechische Mythen, welche die Heiligkeit gewisser phonetischer Attribute und Symbole erklären sollen. Daher kommt es auch, daß, in den bildlichen Darstellungen der Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, der Palmbaum als Beiwerk üblich geworden ist. Auf einigen Bildern streckt das Christkind sein Händchen aus und langt nach den Zweigen hin; manchmal werden die Aeste von Engeln herabgebogen. Auch die Quelle ist häufig vorgestellt, z. B. in Correggio's bekanntem Riposo, wo Joseph Datteln vom Baume pflückt und Maria Wasser aus dem Bache schöpft mit einem Napfe, von welchem das Bild den Namen „Madonna della scodella" erhalten hat. Die obige Erzählung sagt uns ebenfalls, warum in den ältesten Abbildungen der Flucht nach Aegypten die Heilige Familie von Knechten und andern Personen begleitet ist. Sozomenos berichtet: „Als die Heilige Familie, am Ende ihrer Reise, in die Nähe von Heliopolis kam, sah man einen vor dem Thore der Stadt befindlichen und als Sitz eines Gottes verehrten Baum seine Aeste vor dem Christ-

kinde herabbeugen.“ Ebenso wird erzählt (nicht blos in unserer Legende, sondern auch von ernsten Kirchenschriftstellern älterer Zeit), daß überall, wo das göttliche Kind ankam, die ägyptischen Götzenbilder von ihren Altären herunterstürzten (wie man es auch oft abgebildet sieht) und die Kranken plötzlich gesund wurden, sodaß Joseph und Maria sich vor dem Groll der Priester fürchteten und die Stadt verließen, wo sie anfangs zu bleiben gedachten und wo jene Wunder gewaltigen Lärm verursachten. Der Aufenthalt in Aegypten ist, wie die Reise dahin, eine ununterbrochene Folge von Wunderbegebenheiten. Bei dem Dorfe Matarea, jenseit der Stadt Hermopolis (oder Heliopolis), wo die Heilige Familie ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, ließ Jesus eine Quelle entspringen, die, wie Reisende versichern, noch vorhanden ist (etwa eine Meile nordöstlich von Kairo) und von den Arabern der „Mariabrunnen“ genannt wird. In dieser Quelle wusch Maria ihr Leinenzeug, weshalb sie manchmal als Wäscherin gemalt ist, z. B. in der unter dem Namen „La laveuse“ bekannten Heiligen Familie von Francesco Albani, wo der kleine Jesus die Wäsche von seiner Mutter dem Joseph hinbringt, der sie zum Trocknen aufhängt, wobei zwei Engel ihm hülfreiche Dienste leisten. Auch bei andern Gelegenheiten wird die Heilige Familie auf der Reise von Engeln bedient, und dieses von der Sage eingeführte himmlische Geleit ist ein poetischer Zusatz und Zierath, welchen die Maler auf die mannichfaltigste Art in ihren Compositionen verwenden. Unter dem vielen dieser Gattung erinnere ich an die hübsche kleine Composition von Lukas Cranach, wo Joseph, Maria und das Christkind unter einem Baume ausruhen, während Engel im Reigen um sie herumtanzen. Eine andere ähnliche und ebenfalls recht anmuthige Gruppe ist von David Hopfer. Beide hatte wol van Dyck im Gedächtniß, als er eines seiner lieblichsten Bilder malte, ich

meine die so oft copirte und gestochene Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, die unter dem Namen „Der Engeltanz" berühmt ist. Alle Kupferstichliebhaber kennen unter den Holzschnitten von Albrecht Dürer, im Leben Maria's, das schöne Blatt, welches die Heilige Familie in ihrer Häuslichkeit zu Materea in Aegypten vorstellt und die eigenthümlich gemüth- und phantasievolle Auffassungsweise des Meisters so treffend kund gibt. Albrecht Dürer hat sich in dieser Composition streng an die Legende angeschlossen, welche erzählt, daß Joseph bei seinem Aufenthalt in Aegypten Frau und Kind mit dem Ertrag von seiner Zimmermannsarbeit ernährte und die Heilige Familie beständig Engel als Gesellschafter um sich hatte. Wir sehen hier Joseph als Handwerker gekleidet mit der Schürze und an einem Bret zimmernd. Maria, mit Spinnen beschäftigt, sitzt daneben und wartet das schlummernde Kind in der Wiege. Um die häusliche Gruppe herum ist eine Schar dienstfertiger Engel; einige kleinere helfen dem Joseph bei seinem Zimmerwerk, die Hobelspäne zusammenfegend und in Körben sammelnd, andere tummeln sich nach süßem Kinderbelieben in lustigem Spiele; größere Engel von ernsterm Aussehen stehen oder knien um die Wiege und beugen sich in anbetender Stellung über das schlafende Christkind.

Nach Verlauf von drei Jahren kehrte die Heilige Familie nach Judäa zurück, wo die Gegenwart des Christuskindes auch viele Wunder bewirkte, meistens Krankenheilungen und Teufelsbannungen, veranlaßt von der Fürsprache Maria's, die in der ganzen Legende als die liebreichste, mitleidigste und gutmüthigste aller Frauen geschildert wird. Bis zu seinem achten Jahr hatte Jesus noch keine Schule besucht. Ein berühmter Schulmeister in Jerusalem, Namens Zachäus, machte dem Joseph Vorwürfe darüber, daß er seinen Pflegesohn in Unwissenheit aufwachsen lasse, und erbot sich

ihn zu unterrichten; aber kaum in der Klasse, beschämte Jesus seine Mitschüler und selbst seinen Lehrer mit seinen überlegenen Kenntnissen, wie er als zwölfjähriger Knabe die Schriftgelehrten im Tempel mit seinen weisen und reifen Reden in Verlegenheit und Erstaunen setzte. „Von nun an", sagt die Legende, „änderte er seine Lebensart. Er fing an seine wunderthätige Wirksamkeit zu verbergen und ein zurückgezogeneres Wesen einzuhalten, alle seine Zeit ernsten Studien widmend und sich vorbereitend auf das Lehramt, das er in seinem dreißigsten Jahre antrat." Hier endet die poetische Sagengeschichte vom Leben des Erlösers. Die Legenden sind bei seinem Knabenalter stehen geblieben, und die Phantasie hat nicht gewagt, das Geheimniß seiner einsamen Lehrjahre anzutasten. Erst nach seiner Kreuzigung beginnt von neuem die abgebrochene Reihenfolge der Apokryphen mit dem „Evangelium des Nikodemus". Diese Legende beschließt sehr stattlich die traditionelle Lebensgeschichte Christi. In den bisher zur Sprache gekommenen Apokryphen sehen wir nur das erste Regen und Durchbrechen der poetischen Keime in der Form schlichter Volkssagen; hier ist es eine schon mehr herangewachsene Poesie im Gange einer Erzählung, die mit ihrem Umfang und Schimmer beinahe ans Epos hinanreicht.

Das „Evangelium des Nikodemus" war nicht immer unter diesem Namen bekannt; in vielen Sammlungen führt es den Titel: „Acten des Pilatus", weil es mit dem vermeintlichen Bericht des Statthalters von Judäa anhebt. Aber diese Berichterstattung über den Proceß Christi bildet nur den geringsten, unwesentlichsten Theil der Legende; ihr Hauptgegenstand, ihr wahrer Gegenstand ist die Niederfahrt Christi zur Vorhölle, ein Gemälde von imposantem und stark orientalischem Anstrich. Gelehrte Kritiker, Beausobre unter andern, meinen, das „Evangelium des Nikodemus"

sei in der Gestalt, in der wir es besitzen, eine Compilation aus zwei oder drei ältern Apokryphen, z. B. aus den angeblichen „Acten des Pilatus“ und dem verloren gegangenen „Evangelium Petri“. Diese Annahme paßt wohl zu den bestimmt nachgewiesenen Umbildungen der Volkssagen, und der wechselnde Stil in den verschiedenen Theilen der Erzählung scheint sie zu bestätigen. Die Compilation hat hier jedoch nicht den rohen, unbeholfenen Charakter der vorhin besprochenen Legenden; die Abfassung stimmt mehr zusammen und verräth eine selbständige, geübte Hand. Thilo sieht darin das Werk eines vom Judenthum zum Christenthum bekehrten Schriftstellers, welcher die zerstreuten Zeugnisse der ersten Christen über das Leiden, den Tod und die Auferstehung des Herrn gesammelt habe, um sie den ungläubigen Heiden und Juden vorzuhalten, die gleichmäßig in diesen Theilen der evangelischen Geschichte ebenso viele Steine des Anstoßes und Gründe zu Verspottungen oder, im bessern Falle, zu Beanstandungen der Göttlichkeit Christi fanden. Nach der Meinung von A. Maury ist es die Arbeit eines Judenchristen oder wenigstens eines von jüdischen Glaubensvorstellungen stark eingenommenen Christen, und eine indirecte Streitschrift gegen die am Ende des 4. Jahrhunderts verbreitete Sekte der Apollinaristen, welche das Dogma von Christi Höllenfahrt verwarfen, weil es sich mit der Art, wie sie die Menschwerdung des Heilands auffaßten, nicht vertrug. Wol möglich, daß von einer orthodoxen Absicht hier etwas mit eingeflossen ist und daß die apokryphischen Evangelien manchmal Demonstrationen gegen Heterodoxien sind; aber der dogmatische Sinn, den diese Erzählungen durchweg verbergen sollen, wird, glaube ich, von den gelehrten Kritikern allzu scharfsichtig hineingelegt und lag schwerlich im Bewußtsein der Verfasser. Sie wollen und sollen nur unterhalten und erbauen; es sind gesammelte

Sagen und Geschichten, deren unzählige existirten. Was das „Evangelium des Nikodemus“ auch für einen Zweck haben mag, es ist offenbar von einem verhältnißmäßig jungen Datum. Die genaue Angabe des Zeitpunktes seiner Abfassung dürfte große Schwierigkeiten haben (A. Maury setzt ihn zwischen 405 und 420); aber man darf dreist versichern, daß er nicht vor das 5. Jahrhundert fällt. Damit ist nicht behauptet, daß man vorher keine „Acten des Pilatus“ kannte. Schon vor der Blütezeit der christlichen Apologetik entstanden actenmäßige Darstellungen, in welchen der römische Landpfleger und der Kaiser selbst als redende Zeugen von der Unschuld Christi und von der Wahrheit der Nachrichten über seine Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt auftraten. Justin, Tertullian, Eusebius berufen sich ausdrücklich auf ein solches Document; Johannes Chrysostomus, Orosius und mehrere andere spätere Schriftsteller spielen darauf an. Aber wahrscheinlich ist, daß der amtliche Bericht, worauf die ersten Apologeten ihre Gegner verwiesen, wenigstens in der Form von der Erzählung abwich, welche das „Evangelium des Nikodemus“ eröffnet. Zudem findet sich das Gemälde von der Auferstehung des Messias, das fast den ganzen Bestand dieses Evangeliums ausmacht, bei keinem der ersten christlichen Schriftsteller; es ist somit ein ursprüngliches Andenken, das mehrere Jahrhunderte hindurch mündlich überliefert und in dem Augenblicke niedergeschrieben wurde, wo es die naturwüchsige Ausbildung, welche das erste Zeitalter der Volkspoesie bezeichnet, erlangt hatte.

Obschon in griechischer Sprache abgefaßt, scheint jedoch das „Evangelium des Nikodemus“ in der griechischen Kirche nicht sehr angesehen und verbreitet gewesen zu sein. Bei den Schriftstelleru des griechisch-christlichen Glaubens wird es kaum erwähnt. Dagegen fanden die Lateiner unendlich viel

Gefallen an diesem Buch. Gregor von Tours übersetzte es auszugsweise, und vom 7. bis zum 13. Jahrhundert ist im Abendlande fast kein Chronikenschreiber, kein Dichter, kein Prediger, kein Künstler, der es nicht nach seiner Weise benutzte und verwendete. In England, Frankreich, Deutschland und Flandern wurde es fleißig gelesen, ausgezogen, bearbeitet, und waren davon schon zahlreiche Uebersetzungen in die Vulgärsprachen handschriftlich vorhanden, ehe es durch die Buchdruckerkunst eine sehr weite Verbreitung erhielt. Von einer englischen Uebersetzung erschienen während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sieben Auflagen in London, und Erasmus, auf seiner Durchreise durch Canterbury, fand in der dortigen Kirche ein zum Gebrauch für das Volk bestimmtes Exemplar an einen Pfeiler angeheftet. Außer den speciellen Hand- und Druckschriften, die von dieser Legende übrig sind, besitzen wir sie beinahe ganz in alten Rittergedichten aus dem Sagenkreise von Arthur und der Tafelrunde, namentlich im „Parzival“ und „Titurel“ des Wolfram von Eschenbach.

Die Legende, welche das ursprüngliche Grundthema dazu hergegeben hat, besteht aus einer Vorrede und zwei Abtheilungen. Der Verfasser nennt sich Ananias oder vielmehr Ennaias; er sagt, daß er unter der Regierung Theodosius' des Großen gelebt und das Glück gehabt habe, über die Leidensgeschichte unsers Herrn ein in hebräischer Sprache geschriebenes Buch des Nikodemus aufzufinden, das er ins Griechische übersetzte. Die erste Abtheilung (Kap. I—XVI) ist eine Art Protokoll über die Anklage Jesu vor Pilatus und über den Gang der gerichtlichen Verhandlungen, wobei die von Christus geheilten Krüppel, Blinden, Preßhaften und Kranken jeder Art nacheinander auftreten und Zeugniß für den Erlöser ablegen. Ungeachtet des dabei deutlich herauszumerkenden Zwecks, die Unschuld Jesu in authenti-

scher Weise zu erhärten, liegt etwas Bedeutsames und Poetisches in diesem freiwilligen Erscheinen der Vertheididigungszeugen, das übrigens dem jüdischen und römischen Gerichtsbrauche nicht allzu sehr widerspricht. Auch ist dies der Theil unsers Evangeliums, von wo aus lebendiger Ton und dichterischer Schmuck in spätern Zeiten in die Mysterien übergingen, weil dort geistliche Dinge in dramatischem Gewande vorgetragen sein sollten. Die Passionsspieldichter begriffen sehr wohl, was ihnen hier an pathetischen Motiven geboten war, und machten davon überreichlichen Gebrauch. Sie übersahen dabei nicht den gefühlvollen Zug, welcher das vom Blutflusse geheilte Weib des Evangeliums mit der Frau, die dem Erlöser auf seinem Gange nach der Richtstätte ihr Tuch zum Abtrocknen des Schweißes darreichte, in Verbindung bringt und aus beiden eine Person macht, die von nun an bei den Legendenschreibern „Frau Veronica" heißt. Bis auf diese frei hinzugedichteten Nebenvorfälle und einige seltsame Wunder beim Angehen des Processes, ist der von dem Leiden Christi handelnde erste Theil des „Evangelium des Nikodemus" in den Hauptsachen nicht wesentlich verschieden von der Erzählung der kanonischen Evangelien, und im Grunde nur eine mit etlichen Eigennamen und unwichtigen Anekdoten bereicherte Umarbeitung derselben. Erst von der Auferstehung an erhebt sich die Legende zu einem eigenthümlichen Aufflug und Inhalt. Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl von Stellen, die aus dem Alten und Neuen Testament ausgezogen und in die Erzählung eingeschaltet sind, hat der zweite Theil (Kap. XVII—XXVIII) fast nichts mit den evangelischen Traditionen gemein. Einige Kritiker glauben darum auch, der zweite Theil sei anfänglich ein vom ersten ganz getrenntes, eigenes Werk gewesen und erst später damit vereinigt worden; aber ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen. Die Aehnlichkeit des Stils in beiden Theilen

und der durchgehende Zusammenhang lassen, dünkt mich, die Arbeit eines Verfassers erkennen. Freilich, da für die unbekannte Schlußphase der menschlichen Existenz Jesu dem Compilator das Zeugniß der kanonischen Evangelien ausgeht, so kann er sich nicht mehr auf ihren Text stützen und nimmt seinen Bericht des Thatbestandes anderswo her; aber man sieht, daß er, dem im ersten Theile befolgten Systeme gemäß, noch möglichst bemüht und darauf bedacht ist, in seine Schilderungen Stellen aus dem Alten und Neuen Testament hineinzubringen. Einige Umstände abgerechnet, ist der Grundinhalt des Erzählten aus den christlichen Schriftstellern des 3. und 4. Jahrhunderts geschöpft. In den Schriften der Kirchenväter jener Zeit findet man das Dogma von Christi Höllenfahrt beinahe mit denselben Worten erörtert; es ist dieselbe Sprache, es sind dieselben rednerischen Bilder und Gleichnisse; nur hat in unserm Apokryph das Gemälde eine breitere Anlage, einen stärkern Umfang, und ist die bildliche Seite ganz von der buchstäblichen Deutung verdrängt. Bei den Kirchenvätern merkt man mehr oder weniger die Allegorie, die Prosopopöie; ihre Personificirungen sind sämmtlich rhetorisch, und die Worte, die sie den Personen in den Mund legen, sind figürlich wie die Personen, welchen sie dieselben zuschrieben. Hier im „Evangelium des Nikodemus", wie in andern apokryphischen Evangelien, erkennt man hingegen die Exegese, wie sie der gemeine Mann übt, der jene Personificationen in Realitäten verwandelt, abstracte Gedankenwesen verkörpert und die unzweideutigsten Allegorien als thatsächliche Ereignisse auffaßt, kurz die Verfahrungsart des fleischlichen Juden aus der Rabbinenschule, welcher die ganze Heilige Schrift materialisirt, indem er die evangelische Geschichte ebenso behandelt, wie die Talmudisten die Geschichte des Volks Israel und die Dogmen der mosaischen Religion behandelten.

Die Niederfahrt Christi zur Vorhölle, im zweiten Theile des „Evangelium des Nikodemus“, wird von den zwei Söhnen des gottesfürchtigen Simeon, Lucius und Carinus, erzählt, die bei der Auferstehung Jesu mit ihm und mehreren andern Todten wieder ins Leben zurückgekehrt waren. Auf den Vorschlag des Joseph von Arimathia hatte sie der jüdische hohe Rath nach der Synagoge rufen lassen, wo sie von den Vorfällen in der Todtenwelt als Augenzeugen berichten: „Wir saßen bei unsern Vätern in der Finsterniß, unten in der Hölle, als plötzlich ein helles Licht wie ein Strahl vom Himmel in unsere Nacht hineinleuchtete und die Dunkelheit verschlang. Alsbald erhoben sich der Urvater Adam, alle Patriarchen und Propheten und riefen: «Dieses Licht kommt vom Urheber alles Lichts und verkündet den Anbruch des ewigen Tags!»“ Jesaias, David, Simeon, Johannes der Täufer und andere versammeln sich um Adam und citiren mit frohlockendem Autorstolz die Prophezeiungen, in denen sie bei ihren Lebzeiten auf die Ankunft des Messias hingewiesen. Als Seitenstück zu dieser Schar von Heiligen des Alten Bundes, welche die Aussicht auf die bevorstehende Erscheinung des Erlösers in freudige Bewegung setzt, beschreibt die Legende eine Sippschaft von Teufeln, die tumultuarisch berathschlagen über den Empfang, den sie der Seele Christi bereiten sollen. Ihr Präsident, Satan, rühmt sich, die Juden aufgehetzt zu haben, und spricht mit bitterer Ironie von Jesus, „der sich für Gottes Sohn ausgibt und wie ein gewöhnlicher Mensch vor dem Tode zittert“. Aber, setzt Satan hinzu, „er hat mir ärgerliche Possen gespielt; denn meine beste Stiftung, ein ganzes Lazareth voll Blinder, Lahmer, Aussätziger und Besessener, ist durch seine Wundercuren eingegangen, und sogar mehrere Todte, die ich dir zuschleppte, Lucifer, hat er mir aus den Klauen gerissen.“ Lucifer, der König des finstern Reichs, begreift nicht so recht

die höhnische Laune seines Premierministers gegen jemand, der ihm so starken Abbruch gethan hat. „Wer ist denn der Jesus, der vor dem Tode bange und doch mächtiger ist als alle Mächtigen der Erde? Wenn es sich so verhält, wie du sagst, Satan, so könnte er wol ein Gott sein. Vielleicht thut er, als graue ihm vor dem Tode, um dich zu übertölpeln. Wehe dir auf ewig, wenn du dich prellen lässest." Satan renommirt, daß er Jesus nicht fürchte, daß er ihn in seiner Gewalt habe, und daß seine besten Freunde, die Priester, die Schriftgelehrten und Pharisäer, den Delinquenten sofort herschicken werden.

„Während Lucifer und sein Minister solche Reden führten, ertönte eine donnergleiche Stimme: «Fürsten, thut die Thore auf, und ewige Thüren macht euch hoch, daß der König der Ehren einziehe!» Als Lucifer diesen Ruf vernahm, sagte er zu Satan: «Flieh aus meinen Augen, Scheusal, und pack dich aus meinem Hause; oder wenn du ein wackerer Kämpe bist, so geh hin und streite gegen den König der Ehren.» Und der Höllenfürst jagte seinen Minister fort und rief sein Gesinde: «Verschließt die ehernen Thüren, schiebt die eisernen Riegel vor, und wehrt euch tapfer, wenn ihr nicht gefangen sein wollt.» Die Patriarchen, von Adam bis auf den jüngsten Propheten, bezeigen einstimmig ihre Entrüstung über diesen Befehl, und bedeuten dem Lucifer, seine Macht sei gebrochen und er solle die Thüren aufsperren. Noch einmal erschallt draußen der erste Donnerruf; aber der Höllenfürst thut als ob er die Zumuthung nicht verstehe: «Wer ist denn der König der Ehren?» — «Ich kenne diese Worte», antwortete David; «ich habe sie ehemals verkündet. Darum sage ich dir, Lucifer, was ich ehemals sagte: Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr, mächtig im Streit; der ist der König der Ehren. Er sieht vom Himmel auf Erden, daß er das Seufzen der

Gefangenen höre und losmache die Kinder des Todes.» Als David diese Worte ausgesprochen hatte, erschien der König der Ehren in Menschengestalt. Seine Gegenwart erleuchtete die ewige Finsterniß und zerriß unsere ungelösten Bande."

Wir haben hier eine Scene von kühner Auffassung, dramatischer Wendung und kräftiger Wirkung in dem Gegensatze zwischen den Heiligen, welche die Freude über den ersten Dämmerschein des Erlösungstags um ihren gemeinsamen Vater versammelt, und den Teufeln, die von ihrem Anführer zusammenberufen werden, um ihre Talente für das Ausdenken neuer Seelenmartern im schönsten Lichte zu zeigen. Am bemerkenswerthesten und charakterischsten ist jedoch die Idee, welche die alte jüdische und die neue christliche Welt in Verbindung bringt, die Patriarchen und Propheten selbst ihre zur Wahrheit werdenden Traumgesichte und Prophezeiungen bestätigen, und die Generationen von viertausend Jahren bei dem Klange der Stimme, die sie in geheimnißvollen Mittheilungen vernommen hatten, aufwachen läßt. Einen Augenblick sinkt die Legende von dieser Höhe herab und fällt wieder in die Kindereien, wie sie bei den Volksbüchern gewöhnlich und in den apokryphischen Evangelien häufiger sind als in irgendeinem andern Erzeugniß gleicher Art. Auf die majestätische Erscheinung Christi in der Hölle folgt unmittelbar eine wunderliche Großsprecherei des als eigene Person gedachten Todes, und ein grimmiger Ausfall Lucifer's gegen seinen Minister Satan, den feigen und prahlhänsigen Knecht, wobei etwas Komisches wäre, wenn nicht geschwätzige Plattheit den Spaß verdärbe. Die Erzählung nimmt jedoch bald wieder einen höhern Ton und Schwung. Die von der Ankunft des Erlösers bewirkte Erschütterung verbreitet sich im ganzen Umkreise der finstern Region. Die Todten stehen auf wie jemand, der aus fröhlichen Morgenträumen erwacht, und weiden ihre Blicke an der Erfüllung

der Verheißungen, in deren Zuversicht sie entschliefen. Christus kommt und holt die Gerechten; Adam ist zu seinen Füßen und singt in überquellender Herzensfreude den schönsten der Davidischen Psalmen: „Ich preise dich, Herr, denn du hast mich erhöhet“ u. s. w. (Psalm 30). David selbst stimmt seinen 98. Psalm an: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er thut Wunder“, u. s. w., und der Chor der Seligen ruft: „Halleluja, Amen!“ während von der andern Seite das Fluchen und Heulen der Teufel dareinschallt. Christus übergibt Adam dem Michael und alle Heiligen folgen dem Erzengel, der sie in die glorreiche Gnade des Paradieses einführt.

„Da kamen der heiligen Schar zwei Männer von den alten Tagen entgegen. Die Heiligen fragten sie: «Wer seid ihr? Ihr waret nicht bei uns in der Hölle, und seid leibhaftig im Paradiese?» Einer der beiden antwortete: «Ich bin Henoch, den Gott von der Erde hinwegnahm; mein Begleiter ist Elia, der Thisbiter, der auf feurigem Wagen mit feurigen Rossen gen Himmel fuhr. Bisjetzt schmeckten wir den Tod nicht, wie die andern Menschen; der Herr spart uns für den Tag der Ankunft des Antichrists. Haben wir mit göttlichen Zeichen und Wundern gegen ihn gestritten, so sollen wir in Jerusalem den Tod leiden, und, nach dritthalb Tagen, lebendig wieder in die Wolken entrückt werden.»

„Henoch und Elia sprachen noch, als ein Mann herbeikam von jämmerlichem Aussehen, und der ein Kreuz auf der Schulter trug. Alle Heilige sahen und fragten ihn: «Wer bist du? Du siehst aus wie ein Dieb, und warum trägst du das Kreuz auf der Schulter?» Er antwortete: «Ihr sprecht die Wahrheit, auf Erden war ich ein Missethäter. Die Juden kreuzigten mich mit Jesus; als ich die Wunder bei seinem Tode sah, glaubte ich an ihn als den Herrn und Schöpfer

aller Creatur, und bat ihn, an mich zu gedenken, wenn er in sein Reich komme. Meine Bitte gewährend, neigte er sein Haupt gegen mich und sprach: ‚Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Nimm das Kreuz mit, und wenn der Engel vor dem Paradiese dich nicht einlassen will, so zeige ihm das Kreuz und sage: Jesus, Gottes Sohn, jetzt gekreuzigt, hat mich hergeschickt.‘ So that ich, und der Engel Michael ließ mich herein, und wies mir eine Stelle zur Rechten des Paradieses an und sagte: ‚Warte da ein bischen; der Urvater Adam kommt gleich mit allen seinen Kindern, den Heiligen und Gerechten des Herrn.‘ Und als ich euch alle beisammen sah, gesellte ich mich zu euch.»“

Mit diesem theilweise etwas familiären und genreartigen Gemälde endigt der Bericht von Lucius und Carinus. Die zwei Söhne Simeon's hatten vom Erzengel Michael verboten bekommen, den Menschen mehr von den andern Geheimnissen Gottes zu sagen. Sie sollten, wenn sie in Jerusalem gewesen, sich jenseit des Jordans nach einem fruchtbaren, gesegneten Thal hinbegeben, und daselbst das Opferfest feiern mit mehreren Heiligen, die wie sie, zum Zeugniß der Auferstehung Jesu, aus den Gräbern gegangen waren. Keiner von ihnen dürfe länger als drei Tage auf Erden weilen.

Ganz so wie aus dem ersten Theil des „Evangelium des Nikodemus“ die geistlichen Schauspiele des Mittelalters einen reichen dramatischen Zuwachs erhielten, so lieferte der zweite Theil die Motive zu der Menge von Bildwerken, wo Christus in der Vorhölle dargestellt ist. Wir sehen ihn mit der Siegesfahne, auf zerbrochenen Thüren stehend, sich über den Abgrund der wie der Tänaros gedachten und als Höhle vorgestellten Hölle hinüberbeugen und einem Heiligen die Hand reichen, oder, aus der Unterwelt heraufkommend, ein Un-

geheuer, das Doppelbild des Todes und Teufels, mit Füßen treten. Anderswo steigt Christus durch den Eingang der Hölle, über ihre zerschmetterten Pforten hinschreitend, in das Todtenreich hinab, und bringt Adam, Eva und andere Personen mit, wobei gewöhnlich der gute Schächer mit einem Kreuzzeichen an der Stirn oder mit einem Kreuz auf der Schulter; bisweilen setzt er auch einen Fuß auf den Unterkiefer des weiten Rachens der Hölle in Form eines Drachenmauls, aus dem er einen Gerechten herausreißt. Alle diese Vorstellungen beruhen auf bildlichen Redensarten im Texte unsers Evangeliums.

Am Ende des griechischen Textes der Legende ist in der lateinischen Version hinzugefügt, daß die Juden an jenen Wundern die Hand des Herrn erkannten und beschämt davonschlichen, worauf Pilatus den Priestern des Tempels die sorgsame Verwahrung des von Lucius und Carinus niedergeschriebenen Berichts anbefohlen und alles Vorgefallene dem Kaiser Claudius nach Rom gemeldet hätte. Dieser Zusatz scheint mir blos ausgedacht als Uebergang zu den apokryphischen „Briefen des Pilatus", die ich nur nebenbei erwähne, da sie, meines Wissens, der Gegenstand keiner dichterischen oder künstlerischen Entwickelung gewesen sind. Aber wesentlichen Einfluß auf die religiöse Kunst und Literatur des Mittelalters hatte das dem sardischen Bischof Meliton zugeschriebene Buch „Vom Tode der Jungfrau Maria". Die im 5. Jahrhundert dagegen erlassenen Verbote hinderten nicht, daß es bald nachher in der morgen- und abendländischen Kirche sehr verbreitet war. Die Prediger gebrauchten es häufig bei ihren Lobreden auf die Mutter Gottes, und die Künstler entnahmen daraus die Data zu den zahlreichen Darstellungen von dem Tode Maria's, von ihrer Beerdigung, Himmelfahrt und Krönung.

„Als nach der Ausgießung des Heiligen Geistes die Apostel sich aufmachten, die Botschaft des Heils der ganzen Welt zu verkünden, ging Maria allein nach dem Hause ihrer Aeltern, unten am Oelberge, und verlebte daselbst ihre Tage in Gebet und stiller Betrachtung. Zweiundzwanzig Jahre nach der Auferstehung Jesu, als sie eines Tags allein in ihrer Stube saß und weinte, erschien ihr ein Engel in leuchtendem Kleide, und sich vor sie hinstellend sprach er: «Gruß und Heil, Maria! Ich komme und bringe dir vom Himmel einen Palmenzweig; den sollst du vor deinem Sarge hertragen lassen, wenn, in drei Tagen, deine Seele aus der Welt geschieden ist und du im Paradiese bist, wo dein Sohn mit den Engeln dich erwartet.» Und Maria antwortete: «Habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so sage mir zuerst, wie du heißest, und gewähre, daß meine Brüder, die Apostel, bei mir sind, ehe ich sterbe, und daß ich in ihrer Gegenwart meine Seele Gott übergebe. Auch bitte ich dich, daß die Mächte der Hölle mir nichts anhaben, wenn meine Seele aus meinem Körper geht, und daß ich den Herrn der Finsterniß nicht sehe.» Und der Engel erwiderte: «Warum fragst du nach meinem Namen? Ich heiße der Große und Wundervolle. Noch heute sollen alle Apostel herkommen, und sei getrost, die Mächte der Hölle werden dir nichts anhaben.» Bei diesen Worten verschwand er in strahlendem Glanze, und die Himmelspalme, die er zurückgelassen hatte, verbreitete einen hellen Schein."

Bald nachher (es war um die dritte Stunde), als Johannes in Ephesus predigte, erhob sich ein starkes Erdbeben und eine Wolke trug den Apostel nach Maria's Wohnung. Die Mutter des Herrn, hocherfreut über seine Ankunft, führte ihn in ihre Stube und zeigte ihm die für ihren Todestag in Bereitschaft gelegten Kleider, nebst der von dem Engel mitgebrachten Palme, die ihrem Sarge vorausgetragen werden

sollte. Während sie so sprachen, kamen von allen Himmelsgegenden die Apostel auf Wolken herbei, und traten vor dem Hause der Jungfrau ab, wo sich alsbald die Christen von Jerusalem um sie versammelten. „Alle setzten sich", sagt die Legende, „und drei frohe Tage vergingen in Gesprächen von apostolischen Berufsarbeiten und vom Wachsthum der evangelischen Lehre. Aber am dritten Tage, um die dritte Stunde, kam Schlaf über alle Anwesende, ausgenommen die Apostel und drei Jungfrauen. Sie standen am Bett Maria's, Petrus am Kopfende, Johannes am Fußende, und die andern rund umher, als auf einmal ein gewaltiges Licht das Haus erfüllte, und Jesus selbst erschien mit einer Schar von Engeln und Seraphim. Und Christus, zu seiner Mutter hintretend, sagte: «Komm, meine Braut, mein herrliches Kleinod, komm vom Libanon; gehe herein in die Heimat des ewigen Lebens, und empfange die Krone, die dir bestimmt ist!» Und Maria, sich aufrichtend und die Hände faltend, antwortete: «Gelobt sei dein Name, König der Ehren, mein Gott! So hohe Gnade habe ich nicht verdient; aber dein Wille geschehe!» Alle Engel und guten Geister, die Christus bei sich hatte, fingen nun an zu singen, und da die Seele Maria's herausging, nahm sie Jesus auf seine Arme und stieg mit ihr gen Himmel. Und die nachblickenden Apostel sagten: «O huldreichste Jungfrau, gedenke an uns, wenn du in die Herrlichkeit kommst!» Und die Engel, die sie im Himmel empfingen, begrüßten sie mit den Worten: «Wer ist die, die herauffährt von der Wüste und lehnt sich auf ihren Freund? Sie ist schöner als alle Töchter Jerusalems.»"

Die bei der todten Maria gebliebenen drei Jungfrauen entkleiden unterdessen die Leiche und schicken sich an, sie einzuwickeln, als eine himmlische Helle den Leib der Jungfrau in ein strahlendes Leichentuch hüllte und allen Blicken entzog.

Bei dem Abnehmen des Lichtglanzes erschien Maria wie ausruhend in süßem und tiefem Schlummer. Ihr Gesicht war hold und lieblich; ihr Körper, weiß und rein wie Lilienblüte, duftete unvergleichlich. Der Leichenzug richtete sich nach dem Thale Josaphat (oder Gethsemaneh), beim Absingen des 114. Psalms, den Petrus anstimmte. Johannes, dem Sarge vorausgehend, trug die helleuchtende himmlische Palme. Die ganze Natur nahm Antheil an dem Ereigniß, und die Engel im Himmel ließen Klagelieder ertönen. Einige der anwesenden Juden fühlten sich tief bewegt über so wunderbare Dinge; andere ärgerten sich, und unter diesen ein vornehmer Priester, der den Sarg antasten und herunterreißen wollte; aber seine Hand blieb daran festhängen (oder seine Arme verdorrten plötzlich, sodaß er sie nicht rühren konnte, oder auch der Erzengel Michael haut ihm die Hand ab). Er bat Petrus um Hülfe, und wurde von demselben geheilt, als er gelobt hatte, an Christus und seine Mutter zu glauben. Unter Trauergesängen der Menschen und himmlischen Geister ging der Zug weiter, und gelangte ins Todtenthal, wo die Apostel sich bei der Gruft hinsetzten und die Himmelfahrt abwarteten.

„Und am dritten Tage sagte Jesus zu den Engeln: «Welche Ehre soll ich der anthun, die mich auf Erden unter ihrem Herzen getragen, und der ich ein Sohn der Sorgen und Schmerzen gewesen?» Und die Engel antworteten: «Herr, leide nicht, daß der Leib verwese, der deine irdische Wohnstätte war; sondern setze ihn neben dich auf deinen Thron im Himmel.» Und Jesus willigte ein; und der Erzengel Michael brachte dem Herrn die verklärte Seele der Jungfrau. Und Jesus sprach: «Komm herauf, meine Taube, meine Fromme und Reine, denn du sollst nicht im Dunkel des Grabes bleiben und der Zerstörung anheimfallen.» Alsbald ging die Seele Maria's wieder in

ihren Leib, und die Jungfrau erhob sich herrlich aus ihrer Gruft und schwebte gen Himmel, umringt und gefeiert von Engelscharen, bei Posaunenschall, Harfenspiel, Gesang und Jubel: «Wer ist, die hervorbricht wie die Morgenröthe, schön wie der Mond, hell wie die Sonne, schrecklich wie die Heeresspitzen?»"

Die Lebensgeschichten von Jesus, Maria und Joseph waren nicht die einzigen, welche der Volksglaube von Anfang an mit Erdichtungen und Wundererzählungen ausschmückte; jeder Apostel bekam auch seine Ehrenkrone, um so glanzvoller, je weniger sein Leben in die von den kanonischen Evangelien berichteten Ereignisse mit hineingespielt hatte. Denn die reichere Entwickelung und der freiere Gang erscheint als ein charakteristisches Merkmal dieser zweiten Reihe von Legenden. Man begreift in der That, daß der Erzähler ungezwungener sein mußte, wenn es sich von einem Manne handelte, den man vielleicht in jüngerm Alter und wenigstens von gleichem Schlage mit andern Menschen kannte, als wenn die Rede war vom Messias oder von der seit ewigen Zeiten zu seiner leiblichen Mutter auserkorenen Jungfrau. Ueberdies hatte man hier ein weiteres Feld und ergiebigeres Thema; die Lebensläufe der Apostel waren an sich etwas Außerordentliches: kühne Unternehmungen, gewagte Abenteuer, unerschrockene Predigten, weite und gefahrvolle Reisen, von glänzenden Wundern und Erfolgen begleitet. Wußte man doch von Hörensagen, daß Andreas und Philippus das Evangelium in Skythien gepredigt hatten, daß Matthäus bis nach Aethiopien gekommen und Bartholomäus tiefer als Alexander ins Innere von Indien eingedrungen war! Und wie viel Absonderliches erlebte man im Römischen Reiche selbst, in Jerusalem, in Rom! Das sichtbare Wachsen der Lehre des Gekreuzigten; ihr Triumph im Sanhedrin und im Areopag; die Geistesgröße

des Paulus, der in Europa und Asien ganze Scharen getreuer Christen an seinem Winke hängen hat und von seiner Hände Arbeit lebt; der Ruf des Petrus und sein siegreicher Streit in Rom mit einem Sophisten, der umsonst alle Redekünste griechischer Weltweisheit und alle Blendwerke orientalischer Theurgie gegen den ungelehrten Fischer aufbietet: welche Anlässe und Anstöße zu Regungen und Spannungen der Einbildungskraft! Die offenherzige Unbefangenheit, womit die Eindrücke und Stimmungen des Moments in den Legenden ausgesprochen und niedergelegt sind, macht die Producte dieser Gattung interessant, wenn sie auch in demselben Grade phantastischer werden, als sie an Menge zunehmen. Die beträchtliche Sammlung der apokryphischen Apostelgeschichten ist in der That nichts anderes als eine Reihe von Gelegenheitsschriften und Memoiren über die ersten Zeiten der evangelischen Propaganda. Wir müssen sie aber beiseite lassen, sowie auch die zahlreichen apokryphischen Episteln und Apokalypsen: sie würden uns viel zu lange aufhalten, und hatten überdies bei weitem keine so große Wirkung und Bedeutung, als die bisher genannten apokryphischen Evangelien, welche die Anfangs- und Anhaltspunkte der ganzen Legendendichtung des Mittelalters sind.

In der Wiege der Kirche geboren, wuchsen und erstarkten diese Dichtungen mit ihr. Vom 1. bis zum 4. Jahrhundert entwickelten sie sich im Stillen, ordneten und vertheilten sich in Gruppen, und den aus jener Zeit noch vorhandenen ist diese innere Arbeit der Sagenbildung noch anzuspüren. Von Judäa, ihrer ersten Heimat und gemeinschaftlichen Quelle, verbreiteten sie sich nach Syrien, nach Arabien, über den ganzen Orient. Aus der hebräischen Sprache gingen sie in die asiatischen Mundarten über. Griechenland wurde allmählich damit bekannt; im 5. Jahrhundert kamen sie

nach dem Occident, wo sie, bei der vorherrschenden classischen Bildung, zuerst nur kühle Aufnahme fanden und sogar Anstoß erregten, bis sie mit der Völkerwanderung durchdrangen. Die mit heidnischen Elementen aller Art vermischten Volksmassen, welche dieses Ereigniß in den Schos der Kirche führte, wollten mehr der Phantasie als dem Denken nach angeregt sein, und man konnte ihre Herzen nur gewinnen, wenn man ihre Augen gewann. Mit abstracten Glaubenslehren war den schwachen oder noch wilden Gemüthern nicht beizukommen, und die kunstlosen Religionsvorträge, woran die alten Christen sich erbauten, hätten den neuen blos Langeweile verursacht und jede Annäherung verleidet. Die Kirche begriff die Nothwendigkeit einer andern Art zu predigen: sie wandte sich nun zu den bisher geringgeschätzten oder abgewiesenen Legenden, und holte von ihnen den Pomp dramatischer Aufzüge für ihre Feste, den Reiz geheimnißvoller Gebräuche für ihren Gottesdienst, das Anlockende wunderbarer Erzählungen für ihren Unterricht, und den Schmuck bildlicher Darstellungen für ihre Räumlichkeiten.

Vom 6. Jahrhundert an gewannen die Legenden eine immer zunehmende Ausdehnung und Verbreitung. Zwischen den genannten zwei Jahrhunderten ist jedoch der Unterschied anzumerken, daß sich das fünfte noch an die Traditionen des classischen Alterthums anlehnte, das sechste hingegen mit demselben gebrochen hatte und sich ausschließlich der neuen, vom Christenthum aufgebrachten Weltansicht zuwandte. Das erste war christlich mit heidnischem Gehalt und Hintergrund; das andere, christlich mit barbarischer Substanz und Unterlage. Dieser Unterschied ist in der Legende sichtbar, und bestimmt genau die Richtung ihres Fortgangs bis zum Eintritt der modernen Culturepoche. Ihre zweite Periode beginnt mit den großen Völkerbewegungen

des Abendlandes und endigt bei den Kreuzzügen, umfaßt also den ganzen Zeitraum von Unordnung und Verwirrung, der die alten Lebensverhältnisse von den neuen trennt, und auf den man aus diesem Grunde die Benennung „Mittelalter" vielleicht beschränken sollte. Die Geschichtschreibung hat jene Jahrhunderte sehr streng gerichtet und sie mit dem Beinamen der finstern und barbarischen bezeichnet, obwol sie vor allen die wundergläubigen zu heißen verdienen. Ein Beleg dafür sind unter andern die Legenden, die uns beschäftigen. Um diese Zeit besonders verbreiteten sie sich, nahmen Besitz von den Gemüthern, und schlugen im Herzen des Volks die starken Wurzeln, welche die spätern Jahrhunderte der Skepsis und Verstandesbildung nicht ganz auszurotten vermochten. Die Pflege der classischen Literatur war beinahe aufgegeben: mit der gesellschaftlichen Verwilderung und dem Unverstande, den diese im Gefolge hat, gedieh, wie Unkraut in der verkümmerten Saat, der Aberglaube; die Welt schien dem gräßlichsten Elend preisgegeben; die von beispiel- und endlosen Umwälzungen schwindelige Phantasie suchte Halt in Erdichtungen und Schöpfungen einer andern Welt; die Traumgesichte und Mirakelgeschichten vertausendfältigten sich; die neue Mär fand allenthalben Anklang bei dem Jammer der Gegenwart; denn weniger kläglich waren die Stunden auf der Traumleiter des Wundererzählers, und kein unwürdiger Standpunkt, aus dem das Gelobte Land des ungewissen künftigen Lebens voraus überschaut werden mochte; auch war er zugänglich genug, daß die ganze Zeit selbst bis zum Aermsten noch daran theilnahm.

Guizot, in seiner „Geschichte der Civilisation", hat vollkommen nachgewiesen, daß die Heiligenlegenden die eigentliche Literatur der ersten Hälfte des Mittelalters waren, und dem intellectuellen, moralischen und ästhetischen Leben jener

Zeit als Nahrung dienten. Man wird milder dagegen gestimmt oder fühlt sich wenigstens tief ergriffen, wenn man bedenkt, wie viele gute Seelen jene Lectüre getröstet, wie viele blasse und prosaische Lebenszustände sie mit poetischen Farben angeschimmert, und wie vielen gequälten Herzen sie die ungeheuere Wucht der Langeweile erleichtert hat. In den langen und rauhen Wintertagen vom 6. bis 10. Jahrhundert war die Welt der Heiligen ein Ideal im Gegensatz mit der jämmerlichen Wirklichkeit voll Trug und Mord, eine Art Himmelreich, wo die Schwachen und Demüthigen den Starken und Uebermüthigen ihre Frevel- und Gewaltthaten vergelten, eine Auflehnung der Phantasie gegen die unausstehliche Oede und das ewige Einerlei des Alltagsverkehrs. Die legendenhaften Traditionen, zumal die Sagen des evangelischen Cyklus, bildeten außerdem einen Stamm von moralisch bedeutsamer Volksmythologie. Joachim und Anna, Joseph und Maria, die Apostel und Märtyrer waren lebendige Personificirungen bürgerlicher und häuslicher Tugenden, vollkommene Musterbeispiele des christlichen Lebens. Diese bald gemüthlichen und stillen, bald feurigen und lauten Vorbilder bezeugen in Anlage und Ausführung Kenntniß des Menschenherzens und Verständniß des Evangeliums. Man betrachte die Aeltern der Heiligen Jungfrau: Sind es nicht echte Christen, in jüdischer Tracht? Verwirklichen sie nicht das Ideal der christlichen Familie? Joachim ist reich und anspruchslos, fromm und freigebig gegen Priester und Arme; er hat Knechte, hütet aber mit ihnen die Schafe auf dem Felde. Anna zeigt sich als Herrin und Hausfrau so langmüthig und leutselig, daß sie von ihren Dienstmägden die ärgerlichsten Ungleichheiten des Humors erträgt. Das Leben der beiden Ehegatten, wie das Leben des Christen, besteht aus lauter Prüfungen. In ähnlicher Weise wird Joseph geschildert, der schlichte Handwerksmann,

der in einem Alter, wo jeder sich nach Ruhe sehnt, mit der Vormundschaft eines jungen Mädchens beauftragt, seine über alle Voraussicht schweren Pflichten unverdrossen bis zu Ende erfüllt, und von der Last bisweilen einknickt, aber nie zu Boden sinkt. Maria stellt typisch vollkommen den Charakter der edelsten Weiblichkeit nach den neuen Glaubensbegriffen vor. Die Jungfrau der Legende ist das reinste und höchste Phantasiegebilde des christlichen Geistes, und in jedem ihrer Züge spricht sich das Evangelische aus. Alles Holde und Unschuldige, alles Zarte und Schöne ihres Geschlechts ist auf sie übertragen und mit dem Göttlichen ihrer Natur verbunden. Ihr Leben, wie es die Sage erzählt, war seit der Zeit, von der wir sprechen, ein allgemeiner Tugendspiegel. Das Mädchen, die Gattin, die Mutter, die Witwe, die Nonne bemühten sich, in ihrer jeseitigen Sphäre, die himmlischen Beispiele desselben zu erreichen. Eine andere Quelle wirksamer Lehren floß aus dem Munde der Apostel, die als moralische Helden der von Christus eröffneten neuen Lebensordnung allen vorleuchteten und nicht blos ein höheres Wissen, sondern auch ein höheres Können idealisch versinnlichten. Die wunderbaren Erzählungen von ihren Glaubensfahrten verdunkelten den Ruhm der mythischen Heroen, und das Prachtgemälde von den Proben geistlicher Tapferkeit, die sie auf ihren Bekehrungsreisen abgelegt hatten, überstrahlte alle Schilderungen der heidnischen Dichter von den körperlichen Kraftstücken der profanen Heldenbravour beim Argonautenzuge oder im Trojanischen Kriege. Und da diesen evangelischen Mustern des Handelns und der Gesinnung immer neue nachgebildet wurden, so dehnte sich diese Gattung im Laufe der Zeit immer weiter aus, und wuchs am Ende zu der ungeheuern Masse von Vorbildern christlicher Vollkommenheit, wie sie in der Unzahl von Heiligenlegenden vorkommt. (Guizot hat die Mühe des Addirens nicht gescheut

und im ganzen 25000 aufgefunden.) Für die fehlende Bibel hatte das Volk hieran wenigstens ein Buch der Weisheit und Moral in lebendigen Beispielen, woraus jeder zu seiner Lage, seinem Stande und Verstande passende Lebensregeln holen konnte. Ich glaube kaum, daß die alten Griechen in ihren Hallen und Tempeln je einen solchen Reichthum an Idealstatuen besaßen, als dieser große Bildersaal in sich faßt. Man bedenke nur: Eine Galerie mit 25000 Gemälden, lauter lebensgroße Bildnisse von Heroen des aller weltlichen Vortheile sich entäußernden Handels und Wandels! Unter den sehr verschiedenartig charakteristischen Figuren sind Geringe und Vornehme, Gelehrte und Einfältige, Unbekannte und Weitberühmte, aber kein einziger von gemeinem Schlage. Alle erscheinen hochadelich in ihrem Wesen, frei von irdischen Banden und Lebensbedingungen, und verklärt durch poetischen Zauber, der sie beträchtlich über die Sphäre gewöhnlicher Porträtbilder erhebt. Dem praktischen und positiven Sinne unserer Zeit behagen sie freilich nicht; sie verstanden nichts von Polizei-, Justiz- und Verwaltungssachen, und noch weniger von Nationalökonomie und Creditwesen. Man kann auch nicht sagen, daß die mit vielen Heiligen gesegneten Länder den größten Wohlstand und die beste Staatsordnung besaßen; die Heiligkeit ist vielmehr immer mit Armuth und politischer Principlosigkeit gepaart. Ebenso wenig darf man glauben, die Zeiten heißer Andacht seien zugleich die Zeiten der Sündenlosigkeit gewesen; das menschliche Herz zeigt sich in der Geschichte als ein sophistisches Ding, das den Genuß des Augenblicks sehr gut mit der Vorbereitung auf die Ewigkeit zu verbinden weiß. Aber bei alledem begriffen jene frommen Schwärmer das Leben ungleich besser als die vernünftigen Leute, die es ansehen wie ein Rechenexempel, wo Eigennutz und Gewinnsucht die Hauptfactoren sind, oder wie ein bewegtes Terrain mit Höhen und Hügeln

welche die Eitelkeit und der Ehrgeiz aufgeworfen haben, um sich sowol auf selbigen opfern zu lassen, als um mit desto mehr Vortheil die gleichmäßige Ordnung bestreiten zu können. Gewiß wäre es klüger von ihnen gewesen, ihr Ideal nicht in so hohe Nebelregionen hinaufzusetzen, daß man, um sie zu beschauen, sich gewaltig stemmen und anstrengen muß; aber in ihren närrischen Verstiegenheiten und Ueberspanntheiten (die Welt- und Tagessprache zu reden) erkennt man weit mehr die großen Triebe der menschlichen Natur, als in dem flachen Streben und ewigen Hamstern des Geschäftslebens, wo nie ein Strahl von Poesie hineingeschienen hat.

Auf diesen Standpunkt muß man sich stellen, wenn man die Rolle der Legendenpoesie begreifen und ihren Einfluß ohne Verkleinerung und Uebertreibung würdigen will. Strenge, ernste Denker haben im allgemeinen diese Volkssagen nur gering geachtet, und das hohe, jahrhundertelange Ansehen derselben ist für manche Kirchengeschichtschreiber ein Grund der Demüthigung, da es doch für Theologen ein Anlaß zu Freude sein sollte: denn die Legenden haben mehr als Katechismuslehre und Predigt die christliche Religion ins Haus getragen und in die Gemüthswelt der Massen eingeführt. Sie sind, wie schon bemerkt, die wahre Mythologie des Christenthums. Ein einziger, höchster, unnahbarer Gott ist in der That für gewisse Zeiten und Länder ein allzu strenges Dogma. Aus Gott vertrieben, flüchtete sich die Mythologie in die Heiligen, und um diese Halbgötter herum bildete sich ein niederer Cultus, eine Art Heroendienst wie bei den alten Griechen, der wol mehr als einmal die Verehrung Gottes des Vaters gestört und getrübt, aber andererseits dem christlichen Monotheismus den fehlenden Zuschuß von Anschaulichkeit und Mannichfaltigkeit verschafft und damit seine allgemeine Verbreitung und Wir-

kung befördert hat. Eine rein vernünftige und keine Art von Ausschmückung zulassende Glaubenslehre hätte um die Zeit und in der Welt, wo das Christenthum entstand, keine große Aussicht auf dauernden Antheil und Erfolg gehabt. Allenthalben, aber besonders im Orient, war das Wunderbare und Wunderthätige eine Bedingung des Lehrbotenamts, und bekanntlich gelang es den Aposteln erst, in jenen Gegenden Aufsehen zu machen und die Gemüther zu erschüttern, als sie den dortigen Zauberern und ihrem Anhange eine höhere Magie entgegenstellten und zu wiederholten malen die Kräfte der Wunderthäter in Anwendung brachten. Ohne das frühe und von selbst eintretende Hinzukommen eines reichen Sagenanhangs zu der Geschichte Jesu und seiner Jünger hätte sich der von ihnen ausgestreute Glaube im Morgenlande schwerlich erhalten oder wenigstens nicht so wirksam bewiesen. In dem griechischen und asiatischen Volksgeiste lag ein so unverwüstliches Bedürfniß phantastischer Glaubensansichten, daß die meisten nach ihrem Uebertritt zum Christenthum dasselbe vermuthlich bald aufgegeben haben würden für eine beliebige Schwärmerei und Mysteriengaukelei, wenn es ihnen nicht möglich gewesen wäre, seine Geschichte mit Zierathen und Zuthaten ihrer Art einzufassen.

Bei den auf poetische Lügen nicht so versessenen Völkern des Abendlandes hing die Nothwendigkeit einer christlichen Mythologie mit andern Ursachen zusammen. Die deutschen und keltischen Fabeln hatten da eine gründliche Herrschaft erlangt und waren für ganze Stämme ein lebendiges Sittengesetzbuch. Sie ohne Umstände und Umschweife vertilgen zu wollen, das wäre ein eitles Bemühen gewesen; man konnte sie aus der Gemüthswelt des Volks nur ausrotten, wenn man etwas Aehnliches an die Stelle setzte, was unwillkürlich und natürlich dadurch geschah, daß man

in der lateinischen Kirche die Legenden und Sagen der griechischen Kirche einführte und verbreitete. Die Mönche, die aus ihren Klöstern in Palästina, Aegypten oder Syrien die Wundererzählungen vom Leben des Erlösers, seiner Mutter und seiner Jünger mitbrachten, hatten sicher nicht die Absicht, sie als Offensivmittel gegen die Religion der Länder, wo sie hinkamen, zu gebrauchen; sie gingen herum und erzählten gläubig die erbaulichen Geschichten, ohne die Wirkung derselben zu berechnen und zu bemerken. Anders aber verhielt es sich mit einigen Bischöfen, die sehr wohl den Vortheil, der sich daraus gewinnen ließ, einsahen und das Anziehende der neuen Sage dem Verlockenden der alten Fabel entgegensetzten. Zu den Geistlichen, die auf diese Art die christlichen Legenden zu benutzen verstanden, gehört besonders Gregor, Bischof von Tours (575—595). Seinen Lebensbeschreibungen der Heiligen und Märtyrer („De gloria martyrum") liegt, wie seiner „Kirchengeschichte", ein großer religiöser und politischer Zweck zu Grunde; er hat es darin abgesehen auf Erbauung und Einschärfung christlicher Gesinnungen; auch sagt er ausdrücklich in der Vorrede seines Werks, er wolle, daß das Volk die alten heidnischen Sagen und Fabeleien, die ihm noch immer im Kopfe stecken, los werde und an ihrer Statt die Geschichten von den Wundern der Heiligen kennen lerne, wie einem Christen gezieme, der nur sprechen solle von dem, was Gott dem Herrn wohlgefällt, zur Erkenntniß des reinen Glaubens anleitet und die Seelen befruchtet. Daß die christlichen Wundergeschichten wieder eine Mythologie ansetzen mußten, wenn sie die heidnischen verdrängen sollten, davon hatte der fromme Bischof wol keine Ahnung. Im 7., 8. und 9. Jahrhundert erschienen die Hagiologien, welche Beda in England, Florus in Frankreich, Rabanus Maurus, Notker und Wandelbert in Deutschland für die respectiven Landesheiligen,

und Adon und Usuard für alle Heiligen der Christenheit verfaßten; aber den Nachahmern des Gregor von Tours fehlte es an dessen Geist und Kraft, um, wie er, eine politische und moralische Wirkung zu beabsichtigen und durchzuführen. Die ursprünglichen Legenden des Orients, die ganz oder theilweise in jene Werke übergehen, verbesserten sich weder im Inhalt noch in der Form; beides zeigt im Gegentheil oft einen merklichen Abfall, welcher nicht sowol den Schriftstellern als ihrer Zeit in Anrechnung zu bringen ist. Die Rede- und Schreibkunst war eine läppische Kunst, ein Kinderspiel geworden, wobei man die Worte als Puppen auftanzen ließ. Mit dem Ernst des Gedankens hatten sich die Würde und Einfachheit des Ausdrucks verloren, und Wortschwall und Floskelnkram überall eingedrängt. Ein Theil der christlichen Heiligengeschichtschreiber erlitt diesen Einfluß; der andere warf sich ins entgegengesetzte Extrem. Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß der Verfasser seine erbaulichen Erzählungen mit einer echt christlichen Protestation gegen die Eitelkeit der menschlichen Künste und Wissenschaften einleitet. Gregor von Tours nennt sich zu wiederholten malen einen Unwissenden, und nach ihm prunken viele andere mit gleichem Geständniß; ja der heilige Ouen, im „Leben des heiligen Alo", eifert gegen die Werke Homer's und Virgils, wie gegen „verruchte Dichterpossen" (sceleratorum naeniae poetarum). Uebrigens muß man anerkennen, daß die evangelischen Legenden im Abendlande immer etwas anrüchig blieben. Ausgenommen die Mönche, die sie zuerst mitbrachten, und vielleicht auch einige Bischöfe von gemüthlicher und wundergläubiger Stimmung, verwarfen die meisten Prälaten jene Legenden als schimpflich für die Heiligkeit der Personen, deren Leben angeblich darin beschrieben sei. Die Belege zu dieser entschiedenen Abneigung gegen alles, was einen zu fabelhaften

Anstrich hatte, finden sich häufig in den Kirchenschriftstellern vom 6. bis zum 12. Jahrhundert, und die Herausgeber der Apokryphen haben sie sorgsam gesammelt, um die Fortdauer der Misbilligung nachzuweisen, womit sie zu allen Zeiten belegt worden sind. Aber die steten Verbote oder Verwarnungen hinderten keineswegs die fortwährende Verbreitung der apokryphischen Sagen. Die mündlichen Erzählungen schlichter Leute, die seltenen Bücher der Mönche dienten ihnen als Vehikel. Einige Jahrhunderte hindurch von der Wachsamkeit der obersten Kirchenbehörde in Schranken gehalten, ergossen sich die Legenden wie ein gehemmter Strom, der plötzlich seine Wehr bricht, über alle Glaubensgebiete, als die Verwirrung der Zeiten den Häuptern der Hierarchie die wirksame Ausübung ihrer Lehraufsicht unmöglich machte, und die dogmatische Strenge von oben herab sich so weit milderte, daß sie dem Geiste des einzelnen einzuwirken verstattete. Im 9. und 10. Jahrhundert hatten die apokryphischen Wundergeschichten ein solches Ansehen, daß sie oft mit den kanonischen Erzählungen der Evangelien verwechselt wurden. Diese Menschlichkeit begegnete der berühmten Nonne Roswitha zu Gandersheim, als sie, durch die Lesung des Terenz angeregt, Komödien und Heiligengeschichten in Versen abfaßte und den Stoff dazu aus den zu ihrer Zeit in den Klöstern gebräuchlichen Andachtsbüchern hernahm. In einer höchst merkwürdigen Vorrede sagt die Verfasserin, sie sei dem Rufe der Musen zum Werke der Dichtung nur gefolgt, damit das ihr anvertraute Talent in ihrem Busen nicht verroste, sondern, mit dem Hammer der Frömmigkeit angeschlagen, ein wenig zum Lobe Gottes erklinge. Wie man sieht, wurde im 10. Jahrhundert die Sprache mindestens ebenso gequält als jetzt; nur hat man Mühe, sich das Geschraubte und Gesuchte zu erklären in einer Zeit, wo es natürlich scheinen würde, daß, bei der Aussicht auf die

Annäherung des jüngsten Tages, die Schreibart nicht lange Federlesens machen und das Momentane des zuerst herausspringenden Gedankens an sich haben müßte. Die gelehrte Schulmanier, welche Roswitha für die Bearbeitung der Legenden angewandt hatte, wurde im 11. Jahrhundert von andern nachgeahmt, und dauerte so lange fort, bis im 13. Jahrhundert der Charakter der Literatur sich gänzlich verändert und der Cyklus der Neutestamentlichen Apokryphen seinen Abschluß erhält.

Erst von dieser Zeit an zeigen sich neben den Hauptpersonen gewisse Nebenpersonen im Kranze der evangelischen Legenden, wo ihr Hervortreten um die Gestalten Christi, seiner Großältern, seines Pflegevaters, seiner Mutter und seiner Jünger dieselbe Erscheinung ist, wie die Erweiterung der Sage von Karl dem Großen durch die einzelnen Vasallen. Joachim und Anna, Joseph und Maria, Christus und die Apostel füllen bisher allein den Sagenschauplatz; an die andern Personen, die in den Evangelien eine Rolle spielen, scheint die christliche Phantasie nicht zu denken. Wie aber das 12. Jahrhundert abgelaufen ist, so erweitert sich der Sagenkreis für die Aufnahme der heiligen Frauen. Die erste, die wenigstens, die von den Legendendichtern am liebsten geschildert wird, ist die im Evangelium des Lucas ohne Angabe des Namens erwähnte große Sünderin. Die Geschichte wußte nichts von dieser Frau. War es dieselbe Person wie Maria Magdalena, die dem Erlöser ihre Heilung von einer schweren Krankheit zu verdanken hatte, und Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus? Bezog sich auf sie die Aussage der Kirchenväter von der Frau, welche die Mutter des Erlösers nach Ephesus begleitet und daselbst ihr Leben beschlossen hatte? Die Gelehrten wagten es nicht zu behaupten und die Frage in diesem Sinne zu entscheiden. Das Volk bedachte sich nicht lange und machte

aus den drei Marien nur eine: die ungenannte Sünderin, Maria von Bethanien und Maria Magdalena, verschmolzen in seiner Vorstellung zu einer Personification der verirrten und durch die Gnade ihrer ersten Bestimmung wieder auf den rechten Weg gebrachten Liebe. Aber das unbekannte Lebensende dieser Maria, worin das Volk das Kind seines eigenen Gedankens verehrte, stimmte nicht mit seinem poetischen Instinct zusammen. Nach seiner Meinung gehörte zu der großen Sünderin nothwendig eine große Sühne, wie zu der ungewöhnlichen Tapferkeit des Neffen Karl's des Großen, einige Jahrhunderte vorher, die ungeheuere Niederlage der Roncevalschlacht gehörte. Ebenso wie der Feudalgeist zu seinem Behagen das Rolandslied hervorbrachte, so erzeugte der christliche Sinn für die Verwirklichung seiner Anschauungen die Legende der heiligen Grotte (La Sainte-Baume). Diese mystische Legende der Magdalena steht in einem moralischen Gegensatz mit der Legende der Martha, der gutmüthigen und anspruchslosen Schwester des Lazarus, deren Leben das Sinnbild thätiger Wirthschaftlichkeit ist, wie das Leben der Magdalena das Muster leidender Beschaulichkeit. Hierzu kommen die Legenden des römischen Hauptmanns Longinus und anderer im Neuen Testamente erst bei der Passion auftretender Personen, deren unbekannte und vergessene Lebensgeschichte die Phantasie des Mittelalters mit absonderlichem Wohlgefallen ausgemalt hat, z. B. die folgenden drei Paar Seitenstücke: die Legenden der Veronica, der blutflüssigen Frau des Evangeliums, und der Procula, der Frau des Pilatus, Musterbeispiele für Juden- und Heidenchristinnen; die Legenden des Pontius Pilatus und Judas Ischarioth, zwei Lasterspiegel, und die Legenden vom heiligen Christoph und vom Ewigen Juden, symbolische Dichtungen, durch welche das in Glauben und Zuversicht erstarkte christliche Volk und

die von Fluch und Elend schwer getroffene jüdische Nation dargestellt werden sollten.

Die Legende vom Ewigen Juden beschließt die Reihe der einzelnen volksmäßig fortgebildeten Sagen des evangelischen Cyklus, in welchen die fromme Einbildungskraft des Mittelalters allmählich alle beim Verkündigen des Evangelinms und bei den Vorgängen der Pássion genannten Personen hineinzog. Apostel, heilige Frauen, Freunde, Verräther, Feinde, sogar bloße Gedankenwesen stellten sich den Großältern und Aeltern des Erlösers an die Seite. Aber jetzt ist die Dichtung geschlossen und tritt in eine neue Phase. Der Stamm der Legenden wächst nicht mehr in die Höhe und Tiefe, er entwickelt sich in die Weite und Breite. Die christliche Sagenpoesie bringt nichts Neues mehr hervor, sondern ordnet und schmückt die alten Gebilde. Wir sehen nicht mehr, wie früher, immer neue Gestalten auftauchen; aber die bekannten erscheinen nun stattlicher und gruppenweise beisammen. Auf die lateinischen Legenden in Prosa oder Versen folgen Reimlegenden in Volkssprache. Der poetische Geist reißt sich von den kirchlichen Formen los, und wirft die fremdartige Einkleidung der hierarchischen Sprache ab, um sich in dem bequemern Gewande der Nationalsprache freier bewegen zu können. Von nun an sieht man die Dichter sich der evangelischen Sagen bemächtigen, sie mit den Sagen von Karl dem Großen, von Artus und der Tafelrunde in Verbindung setzen, und in gewöhnlicher Mundart, jedoch stets in gedichtlicher Form bearbeiten. Der Grund selbst wird beibehalten, aber gänzlich entstellt durch die Art von Umtaufung, die man mit den biblischen Geschichten vornimmt. Die seltsamste Mischung ritterlicher und religiöser, heiliger und weltlicher, pedantischer und abergläubischer Inspiration charakterisirt die christlichen Machwerke jener adelichen Poeten, der so=

genannten Troubadours und Minnesänger. Barbarisches und Classisches, Mythisches und Biblisches ist darin zusammengeworfen und alles zu einem „höchst zierlichen, köstlichen, honigseimigen und ergötzlichen“ Roman zugerichtet. Man war damals mit ganzer Seele beim Ritterwesen und sah alles in ritterfarbigem Lichte. Von Abraham bis auf Joseph von Arimathia erschienen alle namhafte Personen der Bibel als Prinzen und Prinzessinnen, Barone oder Paladine. Phanuel, der Vater der Prophetin Hanna, ist in einem von Leroux de Lincy herausgegebenen altfranzösischen Gedicht „Nostre Dame Sainte Marie“ ein mächtiger Kaiser, der seine ähnlich wie Minerva auf wunderbare Art zur Welt gekommene Tochter Anna mit dem Ritter Joachim verheirathet; im „Parzival“ wird Pilatus zu einem souveränen Reichsfürsten von Palästina gemacht, und viele dergleichen Verwandlungen finden sich in den zahlreichen Gedichten, zu welchem die Sage vom Heiligen Graal Anlaß gab. Die andern evangelischen Legenden, die meist in ihrem positiven Sinne aufgefaßt wurden, brachten bei weitem keine solche Ueberfülle poetischer Früchte hervor. Die Arbeit des 13. Jahrhunderts an den neutestamentlichen Apokryphen beschränkt sich im allgemeinen auf gereimte Uebersetzungen, und nicht einmal alle Stücke des evangelischen Sagenkreises erhielten die Ehre einer solchen Bearbeitung. Die Dichter wählten aus dem Repertorium der erbaulichen Geschichten, und je nachdem Frömmigkeit oder specieller Anreiz ihren Affect erregte, brachten sie das Leben Joachim's und Anna's, das Leben Joseph's oder jedes andern Heiligen in Reime, die man damals für wesentlich und nothwendig hielt. Ganz besonders war die Jungfrau Maria der Gegenstand dieser Reimerei. Keine andere Legende wurde so oft in Verse gesetzt, weil zu keiner andern Zeit ein so starker und inniger Zug der Verehrung nach der Himmelskönigin hinging. Der

Name: „Unsere Liebe Frau“ kam in jenen Tagen für sie zuerst in allgemeinen Gebrauch; denn alle Herzen hatten an ihr eine liebe Frau, in der alles Geschlechtliche verschwand, die zugleich Mutter und Tochter, Weib und Jungfrau, Braut und Schwester, eines und alles war. Zwei Mönchsorden, die Dominicaner und Franciscaner, ließen sich vor allen die Verherrlichung ihres Namens angelegen sein und brachten den Glanz ihres Cultus auf den Culminationspunkt. Die Welt war übervoll von ultramarianischen Gesinnungen. Die Architektur änderte der Heiligen Jungfrau zu Gefallen die Gestalt der Kirchen, und die Malerei und Sculptur schmückten wetteifernd ihre Kapellen und Altäre. Die Poesie konnte nicht hintenan bleiben. Die langen Reimlegenden zu Ehren Maria's sind jedoch nur ein schwaches Loblied gegen die gewaltigen Hymnen, wie sie in den Sculpturen und Malereien der gleichzeitigen Liebfrauenkirchen angestimmt wurden.

Die evangelischen Legenden enthielten in ihrer ursprünglichen Anlage manches Bedeutsame und Anmuthige, und die spätern Bearbeiter lieferten einige naive Striche hinzu. Aber um die Zeit, in die wir jetzt eintreten, haben jene frommen Ueberlieferungen fast nichts mehr von ihrem ehemaligen poetischen Gehalt. Die unbeschreibliche Geschwätzigkeit der vorhergehenden Periode hat sie verwässert, und bei der trüben düstern Kälte des 14. Jahrhunderts, mit dem ein neuer Wendepunkt eintritt, scheinen sie erfroren zu sein. Man findet sie noch hier und da, aber welk und blaß, wie Blumen, die von rauhem Wetter zu leiden hatten. Uebrigens erholten sie sich schnell von den schädlichen Folgen der Nachtfröste. Schon am Schluß des 14. Jahrhunderts hatten sie ihre Macht über Köpfe und Herzen wiedererobert. Allenthalben und in allen Gestalten und Werken des Gedankens sind sie in vollem Gange und Schwange. Wäh-

rend die neue Buchdruckerkunst sie durch Bilderbücher in reichlichem Maße unters Volk bringt, entfalten sie sich mit beispiellosem Glanz und Umfang an den Kirchenportalen und Kirchenfenstern, und verbreiten sich von der Kanzel herab durch den Mund der Prediger. Die Geschichtschreibung hatte sie bisher verbannt als Documente von zweideutigem Gehalt; jetzt dringen sie in dieselbe ein und stellen sich in eine Reihe mit unbezweifelten Thatsachen. Sie prangen unmäßig breit in Ritterromanen, erscheinen aber nirgends so völlig überwiegend als im Drama und sind allein beinahe das ganze Drama. Je weiter wir im Mittelalter vorrücken, desto mehr sehen wir die Elemente der ausgedehnten Apokryphendichtung sich verbinden und zusammendrängen. Was zuerst nur eine zerstreute Reihe anekdotenartiger Erzählungen und eine vermischte Sammlung von Legenden war, das gruppirt sich in fortlaufenden Geschichten und gestaltet sich zu dramatischen Compositionen. Diese Verwandlungen kommen am Ende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts zum Vorschein mit den geistlichen Schauspielen, den sogenannten „Mysterien“, wo die evangelischen Sagen vielfach als Stoff zu Grunde liegen.

Ich will nur das wichtigste Stück unter allen, das Haupt werk der ganzen Legendenpoesie, einigermaßen charakterisiren, ich meine das „Mysterium der Passion“, das mit seinen Anfängen auf eine viel frühere Zeit zurückgeht. Zuerst war es vermuthlich nichts als eine heilige Pantomime, welche die in allen Kirchen des 11. und 12. Jahrhunderts als bildnerische Verzierung angebrachten biblischen Geschichten lebendig vor Augen bringen sollte. Diesen kirchlichen Zweck hatte es noch im 13. und 14. Jahrhundert, solange die Vorstellung in den Händen der Geistlichkeit blieb; nur wurde es jetzt von Schauspielern nach einem Libretto gesprochen, und verhielt sich zu der frühern Pantomime etwa so

wie die byzantinischen Sculpturen sich gegen die gothischen ausnehmen. Es stand mit diesen Bildwerken in so engem Zusammenhange, daß die Bühne, worauf es spielte, in der Art angeordnet war, wie das gewöhnlich am Hauptportal der Kirchen vorgestellte Jüngste Gericht: oben das Himmelreich oder Paradies, in der Mitte die Erde, unten die Hölle mit einem ungeheuern Drachenschlund als Vorhölle. Da aber vom 15. Jahrhundert an die Dichtkunst zur allgemeinen Unterhaltung des Volks gehörte, und keine Feier im Kreise des bürgerlichen Lebens ohne dieselbe gehörig begangen werden konnte, so mußte die Herüberführung dramatischer Vorstellungen aus der Kirche in die weltliche Sphäre von selbst erfolgen. Das Passionsspiel wurde nun nicht mehr allein in der Charwoche, sondern auch bei andern Gelegenheiten aufgeführt, zumal in Frankreich, wo es bei keinem großen Volks- oder Kirchenfeste fehlen durfte und einen complicirten Zuschnitt von sehr erweitertem Inhalt, Umfang und Personal erhielt. An sich genommen und materiell betrachtet, ist dieses Stück, in der vor uns liegenden französischen Bearbeitung von dem Doctor und Magister Johann Michel, Erzdechant in Angers (1420), viel ausgedehnter als die allerlängsten, die ich kenne, und eigentlich weniger ein einziges Mysterium, als eine Vereinigung von drei in der Handlung getrennten, aber im Gegenstande verbundenen Mysterien. Man würde ein so weitläufiges Werk kaum zur Aufführung bestimmt glauben, wenn es auf dem Titel nicht ausdrücklich angemerkt wäre, und wenn man nicht wüßte, daß dergleichen Stücke an mehreren Tagen hintereinander absatzweise gegeben wurden, daher auch in Journées und diese wieder in Acte abgetheilt sind. Die Begebenheit, welche das Drama vorführt, ist die Erlösung der Welt. Bei dieser Begebenheit sind aber drei Perioden oder, mit einem großen Kanzelredner zu sprechen, drei herrliche und

aufeinander folgende Vollbringungen: die Geburt des Heilands, sein Leiden und seine Auferstehung. Und diese drei Vollbringungen hängen gegenseitig miteinander zusammen und voneinander ab. Daher drei ebenso aufeinander folgende und in wechselseitiger Abhängigkeit verkettete Dramen: das Mysterium der Geburt der glückseligen Jungfrau, das in seinem weiten Rahmen die Geschichte Anna's und die Jugendgeschichte Christi umfaßt; das eigentliche Mysterium der Passion, welches die Geschichte der Verkündigung des Evangeliums begreift; das Mysterium der Auferstehung, worin alle auf die Einsetzung der Kirche und ihre Weihe bezüglichen Facta geschildert sind. Die Himmelfahrt Christi, womit das letzte Mysterium endigt, ist der Schluß des ganzen Werks.

In diese drei Dramen oder vielmehr in diese unermeßliche Trilogie sind die meisten Legenden des Apokryphencyklus hineingekommen. Es ist ein Hauptmeer, in das sich alle Flüsse einer und derselben poetischen Gegend ergossen haben. Von den idyllischen Scenen des patriarchalischen Lebens Joachim's und Anna's bis zu den tragischen Auftritten der Passion begegnet uns hier wieder alles oder beinahe alles, was vor unsern Blicken vorübergegangen ist. Nur die Legenden vom Tode Maria's und vom Ewigen Juden fanden keine Stelle; sie hätten nur als Epilog angebracht werden können, und wahrhaftig, das wäre ein zu arger Misbrauch der langmüthigsten Geduld und Frömmigkeit des Publikums gewesen; das Passionsspiel, ohne Epilog, besteht schon aus 4 Tagen und 82 Acten! Dabei hat es so wenig Werth der Ausführung, daß jetzt nur die historische Bedeutung darin schätzbar und interessant erscheint. Es ist eine kaum aus dem Groben herausgearbeitete Skizze, ein Gerippe von kühnem und starkem Knochenbau, das aber keine Schöpferhand mit der Weiche und

Rundung des Fleisches, mit dem Schmuck und Schmelz der Farben bekleidet hat.

Der Bestandtheil, der zu allem Poetischen, was eine Ewigkeit oder wenigstens eine lange Dauer hoffen soll, gehört, — nämlich der Stil, fehlt durchaus den dramatisirten Legenden; denn an Gedanken und Empfindungen sind sie ebenso reich, als irgendeine Sagenquelle. Und nicht blos der innere Gehalt, der noch durchleuchtende schöne Grund, auch der äußere Zuschnitt oder wenigstens die Anordnung und Verflechtung ist an den Mysterien oft bemerkenswerth. Was bühnengerechte Kunst anlangt, so sind sie freilich mehr als mangelhaft; Kunst ist eigentlich gar keine dabei, und gewiß hatte kein geistlicher Schauspieldichter des 15. Jahrhunderts die geringste Ahnung davon, in dem Drama eine Kunstgattung zu sehen, die als solche nach bestimmten Gesetzen zu behandeln wäre. Die Begebenheiten sind nicht nach einem leitenden Gedanken geordnet, und so vertheilt, daß sie eine Schlußkatastrophe oder unerwartete Lösung herbeiführen. Die Folge der Facta ist gewöhnlich chronologisch; es sind dialogisirte Geschichten und weiter nichts. Allein da in diesen Geschichten Göttliches und Menschliches, Ueberirdisches und Wirkliches sich fast beständig vermischen, so wußten die Mysterienschreiber jenes Zusammentreffen oft geschickt zu benutzen; und da es Dichter waren, welche die Sprache in ihrer Gewalt hatten, so kann es nicht fehlen, daß einzelne Situationen gelungen sind. Daß selbst dabei alle Schranken der Wahrscheinlichkeit umgeworfen und alle Knoten auf eine wunderbare Art durchhauen werden, muß man sich nicht anfechten lassen, weil eben das Eingreifen von höhern und niedern Mächten, von Engeln und Teufeln, in den Gang des Spiels mit zum Wesen und Charakter der Mirakelstücke gehört, und auch, wie gesagt, bisweilen glücklich ausgebeutet ist. Unterstützt von der Ein-

richtung der Bühne, die ihnen möglich machte, mehrere Scenen auf einmal spielen zu lassen, wenden die Dichter diesen Complex von Handlungen so an, daß sie frappante Wirkungen daraus gewinnen, indem sie dem Zuschauer Himmel, Erde und Hölle zu gleicher Zeit vor Augen stellen. Sie versetzen ihn in die verborgenen Höhen und Tiefen des Lebens, zeigen ihm den geheimnißvollen Kampf der Seelen, und bewirken so in seinem Gemüth eine Erschütterung, welche das kunstvollste Drama nicht hätte hervorbringen können. Man denke sich eine von den sehr häufigen Scenen, wo der fromme Held des Mysteriums ohne Furcht und Sorge vor zukünftigem Unfall auf Erden einschläft, während im Himmel sein Schutzengel sich vergebens abmüht, ihn aus seiner unklugen Ruhe und Sicherheit zu reißen, und in der Hölle die Teufel ihre tückischen Garne ausbreiten, um ihn zu fangen, und man hat einen Begriff von dem Eindruck, den eine so deutliche und handgreifliche Vorstellung bei dem damaligen Zustande des Volksglaubens verursachen mußte.

Das „Mysterium der Passion" ist voll von solchen Scenen mit doppelter und dreifacher Handlung — „Nebeneinanderspiele" hießen sie in der damaligen Kunstsprache —, und umsichtig genug sind dazu meist solche Momente aus der evangelischen Geschichte gewählt, die einen dramatischen Charakter in sich tragen und daher auch in formeller Hinsicht zu einer reinern Ausbildung hätten führen können, wenn eine Meisterhand sich ans Werk gemacht und die groben Schlacken herausgeworfen hätte. Aber so einer Hand sollten die Mysterien nicht theilhaftig werden. Die Aufführungen waren bloße Festlichkeiten; die Berechnung der Stücke auf die abwechselnde Erbauung und Ergötzung des Volks machte die Nebensachen zur Hauptsache, und die Darstellung durch Geistliche, Studenten oder Handwerker konnte nicht

zur Verbesserung des Textes auffordern. Nichts ist in den Mysterien gewöhnlicher, als die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier Scenen von gerade entgegengesetztem Ton und Charakter. Nun könnte man sich die plötzlichen Uebersprünge vom Ernsten zum Komischen etwa noch gefallen lassen, da sie ja auch in classischen Theaterstücken der neuern spanischen, englischen und deutschen Literatur, vielleicht nicht zu ihrem wesentlichen Besten, vorkommen, wenn nur in den frommen Schauspielen des 15. Jahrhunderts kein so ganz ausgelassener und entsetzlich naturwahrer Ton durchbräche, daß gegen Anstand und Sitte, oder, welches auf der Bühne eine größere Sünde ist, gegen Laune und Scherz angestoßen wird. Gott der Vater erscheint hier, grundehrlich wie ein Pfahlbürger seine Meinung von sich gebend, und bei der Trauung Maria's sind die jüngern Freier eben nicht zurückhaltend mit schlüpfrigen Reden gegen den „alten Graukopf". Die Verkündigung an die Hirten ist eine roh ausgeführte und durch ihre Natürlichkeit ganz unpoetische Schäferscene; in der Darstellung des Bethlehemitischen Kindermords wimmelt es von materiellen Greuelgemälden und geht das Positive gewisser Situationen bis zum physischen Ekel und Schauder. Daß Herodes und Judas aus Verzweiflung über ihr Schicksal (jener wird bei lebendigem Leibe von Würmern zerfressen, dieser erkennt in seiner Frau seine Mutter) sich selbst umbringen, begreift man leichter, als die sonderbaren Lagen, in welche die guten Heiligen, andern zur Erbauung, hineingespielt werden. Vieles ist dabei possenhaft, grotesk, und wenn man ein Korn moderner Religionsspötterei hinzuthun will, sogar höchst unehrerbietig. Aber ich bin fest überzeugt, dieses Quentchen Religionsspötterei fehlt den Mysterienschreibern; sie sind Spaßmacher, aber keine Religionsspötter. Die rohen und unwissenden Köpfe jener Zeit konnten keine sehr feine und

gewürzte Art des Wunderbaren haben. Sie machten sich von Gott und den Heiligen eine mit ihrer Roheit übereinstimmende Vorstellung; nur befolgten sie hierbei unbewußt die Gesetze des Wunderbaren nnd begabten die Heiligen mit entschiedener Virtuosität und Uebermacht in allen Dingen, sogar in solchen, die unsern Begriffen von Heiligkeit am meisten widerstreben. Ihre Heiligen prügelten sich, waren aber immer die stärksten Raufbolde; sie zechten wacker, tranken aber nur guten Wein, den sie durch ein Wunder so machten, und betranken sich nicht; sie würfelten, warfen aber immer alle Sechs, und so im Uebrigen. Das Mittelalter behandelte die Heiligen wie die Mythenzeit die Heroen behandelte, welchen sie nicht die Vorzüge andichtete, die für uns Abzeichen des Heroismus sind, sondern die Eigenschaften, die bei den damaligen Menschen am höchsten geschätzt wurden und zu Ruhm und Macht verhalfen. Die Thaten des Hercules sind Thaten eines großen Jägers, eines großen Ringers und Klopffechters. Ein Heros in der Mythenzeit war jemand, der ganz vortrefflich ausrichtete, was die Leute späterer Zeit nur mittelmäßig zu Stande brachten. Heroismus war nichts als Thatkraft in höherer Potenz. Gleiche Bewandtniß hatte es mit der Heiligkeit im Mittelalter, und darum behalten in den geistlichen Schauspielen die Heiligen stets die Oberhand bei ihren Conflicten mit den Teufeln, die nichts dazu können, aber doch von ihrem Herrn hart abgestraft und fürchterlich angeschnauzt werden. Der gewöhnliche Conversationston der Hölle ist ebenso bilderreich und unsauber als der des Sir John Falstaff, aber hier wenigstens dem Lokal und Personal angemessen, und fließt aus der Ansicht, daß die Bösen sich unter sich mit schnödem Hohn und Spott begegnen. Die christlichen Dramaturgen meinten der Naturwahrheit um so näher zu kommen, je mehr der Teufel und Consorten grobe Späße und Witze gegen=

einander ausließen. Die Dichter zweifelten ebenso wenig als ihr Publikum am Dasein der Hölle; sie schilderten dieselbe in burlesker Manier und die Zuschauer lachten über den Teufel, was sie keineswegs abbrachte, sich nachher vor ihm zu fürchten; ich wage sogar zu behaupten, daß die Zuschauer nicht über ihn gelacht haben würden, wenn sie nicht an ihn geglaubt hätten: sowie die Schreckhaftigkeit des Teufels abgenommen, so hat sich auch seine Spaßhaftigkeit vermindert.

Das allen Mysterien gemeinsam anklebende Misverhältniß der äußern Form und des innern Werthes that übrigens der Mode und Aufnahme dieser erbaulichen Schauspiele durchaus keinen Schaden. Sie verbreiteten sich damals in allen Gegenden von Europa, in Italien und Spanien, in England und Deutschland, besonders aber in Frankreich, wo ein unwiderstehlicher Hang das Volk von jeher zu theatralischen Spielen und Darstellungen hintrieb und jene Art von Bühnenstücken sich am weitesten ausbildete. Nie erlebte hier ein Schauwerk einen so glänzenden und dauernden Triumph als das „Große Mysterium der Passion“, das zwei Jahrhunderte lang mit dem größten Beifall gespielt wurde. Die Leute konnten sich daran nicht satt sehen, und die häufige Wiederkehr solcher Vorstellungen veranlaßte in vielen Städten die Gründung eigener Schauspielergesellschaften, die von dem Haupt- und Staatsstück ihres Bühnenrepertoriums sich den Namen „Passionsbrüderschaften“ beilegten. Als die Renaissance und bald darauf die Reformation, durch das Zurückgehen auf das classische und christliche Alterthum, der Poesie und Religion eine neue Richtung gaben, da erlitt freilich jene romantische Gattung von Dramen einen ihr innerstes Wesen erschütternden Stoß, entwickelte jedoch um die Mitte des 16. Jahrhunderts noch producirende Lebenskraft in den Werken der Königin von Navarra, Margarethe

von Valois. Aber gerade in den geistlichen Schauspielen dieser berühmten Fürstin sehen wir das aus den Legenden hergeholte Feuer vom ersten bis zum letzten Blatt mehr und mehr verglimmen. Ihr erstes Stück ist ganz glühend davon; das letzte hat fast keinen Funken mehr aufzuweisen. Alles Mittelalterlich-Christliche hatte größtentheils seine Macht und Bedeutung verloren, als die fromm gewordene Königin ihre Sammlung erbaulicher Gedichte (Les Marguerites de la Marguerite des Princesses) herausgab. Ihr Buch selbst ist das Schwanenlied der Legendenpoesie. Noch lange nachher, und trotz wiederholter gerichtlicher Verbote, wurden die Mirakelspiele in Frankreich aufgeführt, aber keine mehr gedichtet. Wenigstens kenne ich keines von einem Datum nach 1550.

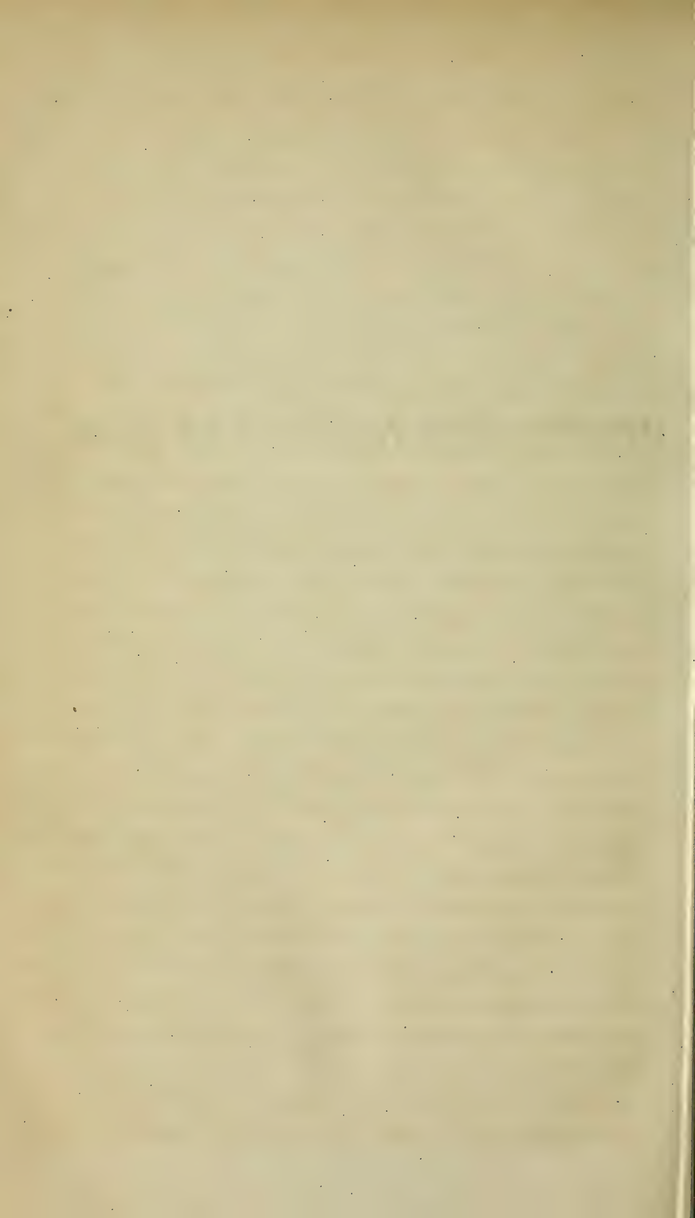
Länger und stärker erhielt sich das Andenken und Ansehen der Legenden in der Mönchs- und Volksliteratur. Auch für kirchliche Bildwerke bleiben die Geschichten der Apokryphen ein häufiger Gegenstand der Darstellung; in den Predigten wird noch vielfach darauf angespielt, und aus derselben Zeit existiren viele dickleibige und gelehrte Bücher, Beschreibungen vom Leben Jesu, Kirchenhistorien, Chronologien, wo z. B. die Legenden von Joachim und Anna, von Herodes und Pilatus als positive, gegen alle Einreden gesicherte Actenstücke gläubig angenommen werden. Aber je mehr man ans Ende des 16. Jahrhunderts hinkommt, desto geringer wird das Interesse an jenen sagenhaften Traditionen. Nachdem sie mit beträchtlichem Glanze in Milton's „Verlorenes Paradies" hineingeschimmert hatten, traten sie mit ihrer Wirksamkeit in völliges Dunkel. Man glaubte, sie seien für die Poesie ganz verschwunden, als sie plötzlich durch die letzten Gesänge von Klopstock's „Messias" hindurchblitzten; aber das Licht des Augenblicks wurde von der Finsterniß verschlungen; jene unvermuthete Helligkeit war die aufleuchtende

Flamme der ausgehenden Wunderlampe. Verstoßen aus den Gebieten der dichtenden und bildenden Kunst, flüchteten sich die alten christlichen Traditionen bunt durcheinander und verkrüppelt in die Volksbücher und zu den Jahrmarktsbühnen, wo sie durch die Puppenspiele und durch die „Blaue Bibliothek“ bis auf den heutigen Tag fortbestehen.

Ich habe meinen Rundgang vollendet und die evangelischen Legenden von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende in der Literatur verfolgt. Gern wäre ich, der ersten Anlage und Absicht meiner Arbeit gemäß, noch ihren Ein- und Ausläufen in der bildenden Kunst nachgegangen und auf diesem Wege zu neuen Gesichtspunkten für die Kunstgeschichte hingelangt; aber Mangel an Raum und Zeit zwingt mich, vielleicht das Beste, was ich zu geben hatte, einer andern Gelegenheit vorzubehalten. Doch selbst für das Mitgetheilte hoffe ich auf Nachsicht, da ja auch hier Anlaß genommen und geboten ist, das alte Thema von einer neuen Seite auzufassen und in eine neue Beziehung zu bringen. Für die freilich, welche mehr durch ein theologisches oder philologisches, als durch ein rein cultur- und kunstgeschichtliches Interesse getrieben, die neutestamentliche Apokryphik zum Gegenstande ihrer Forschungen machen, ist hier keine Ausbeute; deren aber sind eben nicht viele. Die große Mehrzahl der übrigen, die von jenen verschollenen Sagen wenig oder nichts wissen, dürften immerhin einigen Gewinn ziehen aus meiner Zusammenstellung, und bei diesen glaube ich mir doch ein kleines Verdienst damit erwerben zu können; ein großes nehme ich nicht in Anspruch.



Ernst Christoph August von der Sahla.



Der Name, den die Ueberschrift bezeichnet, wird vielleicht nur der Minderzahl unserer Leser bekannt sein. Er gehört einem Jünglinge an, der in der Blüte seiner Jahre, nach einem verfehlten Leben, ein trauriges Ende nahm, der, umgarnt von Netzen, die er nicht zu zerreißen vermochte, an sich selbst zu Grunde ging. Was der Verfasser über ihn in einigen gedruckten Werken fand, sind nur Bruchstücke, die nicht einmal die Thatsachen vollständig enthalten, weniger noch über den innern Zusammenhang der Ereignisse Aufklärung geben. In diesen einzudringen, einen tiefern Blick in ein dunkles Labyrinth zu werfen, in dessen Geheimnisse wol nur wenige Lebende eingeweiht sind und die auch dem Verfasser nicht ganz vollständig sich enthüllt haben, gelang nur durch mündliche, durch authentische Niederschriften unterstützte Mittheilungen von Personen, die Sahla im Leben nahe standen. Das Vertrauen, mit welchem man dem Verfasser dabei entgegenkam, verpflichtet ihn aber zugleich zu besonderer Rücksicht, und wenn er daher nicht alles wiedergibt, was er gehört und gelesen, wenn er manchen Faden, der sich ihm bot, nicht weiter verfolgt, so ist dies die Folge von Verhältnissen, die zu beachten waren, von Wünschen, die Gebot sein mußten.

Das Geschlecht von der Sahla vermag seinen Namen bis in sehr alte Zeit zurückzuführen. Ein Hermann de Sala

kommt schon in einer Urkunde vom Jahre 1218 vor. Gegen das Ende des 13. und im 14. Jahrhundert finden wir mehrere dieses Stammes als Consules in der vormaligen Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen aufgeführt. Später erwarben die Sahla bedeutenden Grundbesitz in verschiedenen Theilen Sachsens: sie besaßen zeitweilig u. a. das Rittergut Schönfeld, das Amt Senftenberg.

Ernst Christoph August von der Sahla ward geboren am 10. Dec. 1791. Frühzeitig verlor er seinen Vater; auf dem von ihm dem Sohne hinterlassenen Rittergute Sohland an der Spree in der sächsischen Oberlausitz, ward er von seiner Mutter, die aus dem alten Geschlechte von Burgsdorf stammte, in Gemeinschaft mit einer Schwester, an der sein ganzes Herz hing, erzogen. Kränklich, insbesondere an Krämpfen leidend, nervös reizbar, von großer geistiger Befähigung, aber exaltirt und von sehr reger Einbildungskraft, war er Gegenstand lebhafter Besorgnisse der Mutter. Früh reif, war des Knaben geistige Entwickelung der körperlichen weit vorausgeeilt; Folge davon war eine schwere Krankheit, die den Gebrauch von Karlsbad nöthig machte. In seinem funfzehnten Jahre, mithin im Jahre 1806, ward er dahin von der Mutter, die ihn zu begleiten behindert war, gesendet und einer Obhut anvertraut, die keine genügende gewesen sein mag. Zum ersten mal der Stille und Einsamkeit des ländlichen Aufenthalts entzogen, mit noch durch die kaum überstandene Krankheit doppelt reizbaren Nerven, war der Knabe um so mehr empfänglich, sich Eindrücken, die seine Phantasie erregten, ganz hinzugeben und Personen, die er in Karlsbad kennen lernte, einen Einfluß einzuräumen, der für sein ganzes Leben verhängnißvoll werden sollte. Wir vermögen hier nur anzugeben, daß in ihm der Entschluß erregt wurde, zur katholischen Kirche überzutreten, und daß er schon damals in

politische Umtriebe eingeweiht wurde, deren eigentliche Tendenzen er weder zu erkennen noch zu beurtheilen vermochte. Für die Freiheit, für sein Vaterland hochbegeistert, glaubte er den edelsten Zwecken sich anzuschließen; durch einen furchtbaren Eidschwur verpflichtete er sich zur tiefsten Verschwiegenheit und zu blindem Gehorsam gegen die Obern eines Geheimbundes.[1]) Dem von ihm frühzeitig angenommenen Wahlspruch „Deutsche Treue" entsprechend, hat er jenen, gewissenlos dem Knaben abgenommenen Eid durch sein ganzes Leben streng gehalten, hat ihn mit seinem Blute besiegelt!

Zu Michaelis 1809 bezog Sahla die Universität Leipzig; bald darauf trat er in Dresden förmlich zur katholischen Kirche über, ohne seine Familie, der es jedoch nur kurze Zeit verborgen blieb, von diesem Schritte zuvor in Kenntniß zu setzen. In Leipzig lebte Sahla sehr zurückgezogen; er schien den nähern Umgang der Studenten eher zu vermeiden als zu suchen; schloß er aber sich einmal einem muntern Gelage an, so war er dann einer der ausgelassensten, und strebte auch im Wettkampfe beim Trinken als Sieger hervorzugehen. Seine Gesundheit scheint sich immittelst gekräftigt und ihm hin und wieder einen jugendlichen Exceß gestattet zu haben; denn eine uns vorliegende Personalbeschreibung aus jener Zeit legt ihm wenigstens die äußern Kennzeichen einer blühenden Jugend bei, sie lautet dahin: „5 Fuß 5—6 Zoll groß, etwas gesetzter Statur, rundes Gesicht, frisch von Farbe, graue, etwas große Augen, blonde und abgeschnittene Haare."

Von allen seinen Studiengenossen scheint nur einer, Rennert aus Riga, ein junger Mann von sehr gutem Rufe, ihm näher getreten zu sein; auch ihm vertraute er aber das, was in seinem Innern gärte, die finstern Plane, die er hegte, nicht vollständig an. Auf einzelne auffällige Aeußerungen

Sahla's, wie: „Er wolle sein Leben daran setzen, wenn er das Haus Ludwig's XVI. wieder auf den Thron bringen könne", oder: „Er werde von ihm in sechs Wochen in den Zeitungen lesen", legte Rennert kein Gewicht, weil er, wie er später sagte, „dies für bloße Redensarten gehalten habe". In lebhaftem und innigem Verkehr stand Sahla dagegen mit mehreren katholischen Geistlichen zu Leipzig, insbesondere mit dem Pater Superior Ignaz Haberler [2]) und dem aus Strasburg gebürtigen Abbé Klein. Haberler, damals schon ein hoher Sechziger, war in Brünn geboren, und als Professor der Syntax im Jesuitercollegium zu Kommotau mit dem Professor der Poesie, Abbé Barruel, genau bekannt worden. Barruel war, wie wir aus unbestimmten Andeutungen ersehen, in Unternehmungen der Royalisten gegen Napoleon verwickelt gewesen und daher des letztern Verfolgungen ausgesetzt. Haberler hatte nach Auflösung seines Verhältnisses in dem Jesuitercollegium, in Olmütz, dann als Prediger in Brünn gelebt, war von da als königlicher Kaplan nach Leipzig und später nach Dresden als Geistlicher bei dem Krankenhause zu Friedrichstadt berufen worden. Krankheit veranlaßte ihn, diese Stelle niederzulegen und mit Pension nach Mähren zurückzukehren. Seit dem Jahre 1802 war er aber wieder als Superior in Leipzig angestellt. Außer diesen beiden wird noch ein Kaplan zu Dresden, Pater Varin, genannt, mit welchem Sahla in Verkehr gestanden; er soll einige Zeit nach dem hier zu schildernden Ereignisse den Tod, angeblich durch eigene Hand, gefunden haben. [3]) Ob und welcher Antheil diesen Geistlichen an Sahla's spätern Handlungen beizumessen, ob sie blos durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche ihm näher geführt wurden oder auch seine politischen Ansichten theilten, ob sie den ohnehin sehr exaltirten jungen Mann noch mehr fanatisirten, seine Entschlüsse zeitigten, ob er sonst von Gliedern

des geheimen Bundes, dem er angehörte, damals specielle Anweisung und Anleitung erhalten, darüber lassen sich blos unbestimmte Vermuthungen aufstellen. Gewiß ist es, daß er Briefe, die er empfing, sehr geheim hielt und die Antworten nicht durch seinen Bedienten Engelland, der, ein alter treuer Diener, ihm auf die Universität mitgegeben worden war, besorgen ließ, sondern zu dessen Befremden selbst auf die Post trug; gewiß ist ferner, daß bereits zu Anfang des Jahres 1811 der Beschluß in Sahla's Seele feststand, Napoleon, den Unterdrücker Deutschlands, zu ermorden. Die Entbindung der Kaiserin stand damals bevor.[4]) Sahla glaubte, daß die Feierlichkeiten, welche bei der Taufe des zu erwartenden kaiserlichen Sprößlings stattfinden würden, ihm, wenn sich sonst keine Gelegenheit zur Ausführung seines Plans finden sollte, diese bieten müßten, zumal wenn es ihm, wie er hoffte, gelinge, als Chorknabe bei der Taufe mitzuwirken. Sollte aber dieser Plan nicht vereitelt werden — und daß er ihn gehegt, hat Sahla später wiederholt versichert —, so mußte er jedenfalls in Zeiten nach Paris gehen, um die nöthigen Verbindungen anzuknüpfen. Er traf demgemäß seine Vorbereitungen, kaufte Pistolen und Terzerole, mit denen er sich fleißig im Schießen übte, suchte einen „verborgenen Dolch" (wahrscheinlich einen Degenstock) zu kaufen, verschaffte sich einen Universitätspaß zu einer Reise nach Frankfurt a. M. auf zwei Monate, und erhielt einen Empfehlungsbrief des Abbé Klein an den Kaufmann Joseph Brentano zu Frankfurt a. M., worin dieser sagte: „Mr. le Baron de Sahla est un jeune homme, qui mérite d'être considéré par ses vertus, sa naissance, ses talents et son application constante à les cultiver etc. Je ne doute pas, qu'en cas que Vous puissiez lui être de quelque utilité en quoi que ce soit, Vous ne Vous y portiez de bon coeur etc." Der Kaufmann Joseph Sala in Leipzig

gab ihm einen Wechsel über 100 Kronenthaler auf Frankfurt und einen Empfehlungsbrief an den dortigen Kaufmann Backmeister. Baares Reisegeld erlangte er durch einen Vorschuß, den ihm der Pater Haberler mit 200 Thlrn. gewährte, wahrscheinlich auch durch ein Darlehn des Kaplans Pater Varin; wenigstens erzählte Engelland, Sahla's schon genannter Diener, sein Herr habe einst, vierzehn Tage vor seiner spätern Abreise, 200 Thlr. mitgebracht, geäußert, das sei sein Reisegeld, und er, Engelland, habe auf Sahla's Schreibtische ein Concept zu einer Obligation über 200 Thlr. an den Pater Varin liegen sehen. Einen fernern Beitrag zu den Reisekosten wußte er durch den Verkauf seiner Kleider und Effecten zu gewinnen, die er ohne Wissen Engelland's, den er nicht in das Geheimniß ziehen mochte, durch einen Portechaisenträger zu einem Trödler schaffen ließ und an diesen für 43 Thlr. verkaufte. Vielleicht hat er auch noch andere Zuflüsse gehabt, denn aus den Aussagen seines Freundes Rennert geht hervor, daß er zu Anfang Februar 1811 sehr reichlich mit Geld versehen war; ein Brief mit einem Wechsel auf 100 Thlr. von seiner Mutter traf aber erst später, nach seiner Abreise ein. Am 3. Febr. verließ er, ohne seine Familie vorher auch nur von seiner Absicht, eine Reise anzutreten, zu benachrichtigen 5), Leipzig, von Rennert bis Erfurt begleitet; gegen diesen äußerte er die Absicht, bis Frankfurt a. M., höchstens bis Mainz zu gehen, um sich dort firmeln zu lassen, während Rennert vermuthete, sein Reiseziel sei Paris. Vor seiner Abreise hatte Sahla Engelland einen an seinen nahen Verwandten, den Hofrath N., in Dresden gerichteten Brief überliefert, mit der Anweisung, denselben persönlich in Dresden zu übergeben; auch hatte er in einem in seinem Quartier zurückgelassenen Zettel seinen Wirth angewiesen, Geldbriefe für ihn dem Kaufmann Joseph Brentano in Frankfurt a. M. zuzusenden.

Engelland begab sich mit seiner Depesche auf die Reise nach Dresden, scheint sich aber nicht übereilt zu haben, denn schon vor ihm traf dort ein Brief ein, worin ein Professor in Leipzig, dem Sahla empfohlen war, dem Hofrath N. meldete: „Sahla schaffe seit einigen Tagen alle seine Sachen aus seinem Quartier, packe ein und habe alle Anstalten zu einer Reise nach Frankfurt a. M. so getroffen, als ob er nicht wieder nach Leipzig kommen wolle." In dem vom 31. Jan. 1811 datirten Briefe, den Engelland selbst überbrachte, schrieb Sahla: „Er habe zu Michaelis dem geistlichen Rathe des Großherzogs von Frankfurt [6]) gegen 20 Bogen Auszüge aus von Müller's, Spittler's, Robertson's und Hume's u. s. w. Werken übergeben, um Villers zu widerlegen [7]); immittelst sei sein und Jenes Werk zur Reife gediehen und er wünsche nun Punkt für Punkt mit ihm darüber zu sprechen; freie Reise, bis Erfurt mit eigenen Pferden und von da mit Extrapost, seien für ihn zu lockend, Empfehlungsbriefe und Firmelung hätten ihn bestimmt, zu willfahren; der Herr, den er begleite, gehe schon am nächsten Morgen ab." Er bat seine Mutter, der er von Erfurt aus schreiben wollte, zu benachrichtigen und schloß dann: „Ich wußte schon längst von der Reise, konnte aber unmöglich denken, daß meine etwas hohen Prätensionen befriedigt werden würden; das einzige Opfer, das ich bringe, ist dies, daß der Herr Rath die Ehre oder Schande meiner Arbeit trägt u. s. w. Da ein Heiliger mit Namen Ernst existirt, so kann ich bei der Firmelung, die mich nun nicht nach Mainz zieht, meinen Taufnamen behalten, ohne einen neuen zu nehmen. Neulich beging ich die Unvorsichtigkeit, in einem halben Rausche bei dem Conditor mit einem andern um die Wette zu essen; ich gewann, habe aber seit der Zeit den Besuch desselben verschworen, denn daß ich keine übeln Folgen davon verspürte, halte ich für eine wahre Bewahrung Gottes u. s. w.

Ich lerne schießen, weil mir das Fechten nach angestellten Proben unmöglich ist. Pistolen, Terzerole, Säbel habe ich für 15 Thlr. gekauft. Meine Sachen habe ich für 50 Thlr. verpfändet u. s. w. In Frankfurt erhalte ich vom Herrn Rath 50 Thlr."

Wir sehen, die ersten an den Hofrath N. gelangten Nachrichten waren nicht geeignet, lebhafte Besorgnisse zu erregen; die plötzliche Reise nach Frankfurt, durch welche Sahla's Studien unterbrochen wurden, mochte nur als eine Unklugheit betrachtet werden, zu der eine günstige Gelegenheit den jungen Mann verleitet; am wenigsten klang der Brief an seinen Verwandten wie das Abschiedsschreiben eines Verschworenen, der, Mordgedanken hegend, ausgeht, sein Leben in die Schanze zu schlagen, den fast allmächtigen Gebieter Europas, den großen Napoleon, in der Mitte seiner Getreuen zu tödten! Der Hofrath N. fand keine Veranlassung, auf diese Mittheilungen hin etwas weiteres zu thun, als daß er den sächsischen Geheimen Legationsrath von Köckritz in Frankfurt brieflich ersuchte, er möge auf Sahla achten, mit der Bemerkung, dieser sei unbemittelt, Schulden würde man nicht bezahlen.

Sahla hatte, nachdem sich Rennert in Erfurt von ihm getrennt, seine Reise nach Frankfurt a. M. in dem Wagen eines Mannes, der sich Kaufmann Wiedersheim nannte, fortgesetzt, traf dort am 7. Febr. ein und trat im Gasthause zum Römischen Kaiser ab. Wer dieser Wiedersheim, der vermuthlich einen falschen Namen sich beigelegt hatte, eigentlich gewesen, hat man nicht zu ermitteln vermocht. Der Geheime Legationsrath von Köckritz meldete in einem Briefe vom 11. Febr. 1811 über Sahla's Verhalten in Frankfurt: „Er aß an der Table d'hôte und verlangte nach einer Flasche ordinären Rheinwein eine von des Wirthes ältestem und bestem, die ihm im Preise zu 1 Karolin ge-

bracht ward, wobei er versicherte, er habe in Eisenach dergleichen getrunken und mit 15 Fl. bezahlt, der nicht so gut gewesen. Hierauf setzte er noch eine kleine Flasche Madeira-sec und beschloß endlich sein Diner mit drei Tassen starken schwarzen Kaffee. Dieser starke Appetit und das lebhafte Gespräch, das er von seiner Reise hierher und seinem weitern Plane nach Paris bei Tische führte, hatte die Aufmerksamkeit der Tischgesellschaft auf sich gezogen und das Urtheil hervorgebracht, daß er ein sehr vermögender und für seine Jugend viel vertragender Mann sein müsse. Geld schien er nicht zu ästimiren. Nach einer sehr langen Session beim Mittagsmahl war er bis Abend in der Stadt herumgegangen und hatte sich abends wieder sehr brav bei der Flasche gezeigt. Den 8. morgens ist er dann über Mainz und Strasburg nach Paris abgegangen, wo ihn der benannte Wiedersheim bis Strasburg begleitet hat. Von geistlichen Handlungen oder auch nur Zusammentreffen mit dem geistlichen Staatsrath und Weihbischof von Colborn hat nichts vorfallen können, da derselbe sich in Aschaffenburg beim Großherzog befindet."

Der Fortsetzung der Reise trat der Umstand, daß Sahla's in Leipzig ausgestellter Paß nur nach Frankfurt lautete, hindernd entgegen; das Hemmniß ward aber dadurch beseitigt, daß der sächsische Gesandte in Frankfurt a. M., der Geheimrath von Leutsch, den Paß nach Paris visirte, worauf Sahla auch das zuerst ihm verweigerte Visum der französischen Gesandtschaft erlangte. Den Sala'schen Wechsel cassirte er ein und wendete sich auch an Brentano, der ihm infolge des Empfehlungsbriefs des Abbé Klein einen Wechsel von 50 Louisdor auf Paris zustellte. Im Gasthause zum Römischen Kaiser hatte er die Bekanntschaft des Regisseur général Lennoy gemacht, der an dem lebhaften jungen Mann Interesse nahm und ihm einen Platz in seinem Wagen

von Strasburg aus bis Paris anbot, was Sahla dankbar annahm. Unbeargwohnt kam er so in Paris an.

In Leipzig waren indessen bald nach Sahla's Entfernung lebhafte Bedenken über den eigentlichen Zweck seiner Reise entstanden. Frühere Aeußerungen desselben, wie wir deren bereits gedacht, kamen zur Kenntniß des Professors, welcher dem Hofrath N. die erste Notiz von Sahla's Abreise gegeben hatte, und erregten dessen Besorgnisse; auch ein französischer Sprachmeister, d'Appels, hatte bemerkt: „Qu'après les expressions équivoques dont M. de la Sahla s'était souvent servi en fait de politique, il se doutait d'une extravagance malheureuse." Der erwähnte Professor theilte, was er in Erfahrung gebracht, dem Hofrath N. mit, dem der Charakter und das exaltirte Wesen Sahla's wohlbekannt war, der aber die Nachrichten aus Frankfurt über dessen Abreise nach Paris noch nicht empfangen hatte. Hofrath N. gerieth, als er am 18. Febr. jene Notizen aus Leipzig erhielt, in um so lebhaftere Beunruhigung, da ihm der junge Mann sehr am Herzen lag. Er hielt sich aber für verpflichtet, die Sache dem Cabinetsminister Senft von Pilsach zu eröffnen; dieser legte der Mittheilung große Wichtigkeit bei, benachrichtigte sogleich den König Friedrich August und sendete noch an demselben Tage einen Kurier nach Paris an den Herzog von Rovigo, der als Ministre de la police générale de l'Empire français vor einiger Zeit an Fouché's Stelle getreten war. Er forderte ihn auf, Sahla sogleich arretiren und nach Sachsen zurückbringen zu lassen, indem er beifügte: „Les indices, qui viennent d'être portés à ma connaissance, faisant naître le soupçon de quelque projet sinistre, auquel le jeune homme en question serait porté par un égarement d'esprit, je m'empresse, après avoir pris les ordres du Roi, d'en faire part à Votre Excellence." In gleichem Sinne schrieb der Minister auch an den säch=

schen Gesandten zu Paris, den Grafen von Einsiedel. Gleichzeitig ward der Präfect zu Mainz für den Fall, daß Sahla noch dort sei, angegangen, ihn festzunehmen. Hofrath N. erhielt den Auftrag, selbst sogleich nach Leipzig zu gehen und weitere Erkundigungen einzuziehen. Er reiste mit Kurierpferden am 19. Febr. um 2 Uhr ab und langte folgenden Tags um 3 Uhr in Leipzig an. Außer der Bestätigung der schon bekannten Thatsachen, gewährte aber die Reise kein Resultat. Inzwischen glaubte man aber eine neue Spur zu finden. Engelland, der Bediente Sahla's, gab nämlich an, sein Herr sei sehr intim mit dem Amtshauptmann in Tennstädt, von Hardenberg [8]), gewesen; er habe mit ihm in Briefwechsel gestanden, mehrmals Unterredungen mit ihm gehabt. Hardenberg habe Sahla, wie er vermuthe, den Plan angegeben, in Frankfurt eine Anstellung zu suchen; auch habe letzterer gesagt, er werde zu Ostern dahin reisen und bei dieser Gelegenheit Hardenberg besuchen. In den Briefen aus Frankfurt, die der mystischen Person des Kaufmanns Wiedersheim gedachten, war derselbe beschrieben als „ein Mann von 30—32 Jahren, mittler Statur, schwarzem Haar, vollem runden, sehr gutem Gesicht". Diese Beschreibung glaubte man in Dresden auf den Amtshauptmann von Hardenberg passend zu finden, in ihm den gedachten Wiedersheim zu erkennen. Sofort gab der Minister Senft von Pilsach dem Major Stünzner Anweisung: „Es sei der Verdacht entstanden, daß der Amtshauptmann von Hardenberg jener Kaufmann Wiedersheim sei; er solle sich daher eiligst nach Tennstädt begeben und sich erkundigen, ob Hardenberg in der Zeit vom 4. bis 14. Febr. in Frankfurt gewesen, und wenn derselbe über den Ort, wo er sich befunden, keine hinreichende Auskunft geben könne, solle er ihn, nach Sicherstellung seiner Papiere, nach Dresden bringen. Falls Hardenberg sich bei seinem Schwiegervater von Utten=

hoven in Meiningen befinde, solle er, Stünzner, mit einigen Militärpersonen, allenfalls in Civilkleidern, dahin gehen und ihn mit Vorbewußt der Herzogin-Regentin, nach Beschaffenheit der Umstände, arretiren.“ Zu diesem Behufe ward dem Major Stünzner noch ein besonderes Schreiben an die Herzogin von Sachsen-Meiningen mitgegeben. Major Stünzner, der mit Kurierpferden sofort abreiste, kam aber schon am 27. Febr. mit der bestimmten Ueberzeugung, daß Hardenberg mit Wiedersheim nicht identisch sei, zurück. Er hatte den Amtshauptmann nicht in Tennstädt angetroffen, vielmehr in Meiningen, wo er sich seit einiger Zeit aufhielt, und es ward zweifellos festgestellt, daß derselbe während der fraglichen Zeit Meiningen nicht verlassen hatte. Hardenberg war natürlich über die gegen ihn eingeleitete Maßregel sehr erstaunt; er schrieb deshalb an den Minister Senft von Pilsach: „Am 25. Febr. seien zwei sächsische Offiziere in seiner Stube erschienen, um ihn zu befragen, ob er im Februar unter fremdem Namen in Frankfurt gewesen; er sei nicht aus Meiningen weggekommen und begreife nicht, welches Staatsverbrechens er beschuldigt worden sei, da eine solche wichtige Sendung nicht eines Dienstvergehens wegen würde geschehen sein.“ Er bat um Auskunft über die räthselhafte Begebenheit. Der Minister Senft von Pilsach antwortete ihm: „Es hätten verschiedene, auf seine Person hinweisende Anzeigen die Vermuthung begründet, daß er zwischen dem 4. bis 14. Febr. eine Reise nach Frankfurt unternommen, wodurch er in Rücksicht auf die dabei stattgefundene Begleitung sich im Stande befunden haben würde, über einen zur gedachten Zeit in jener Gegend sich ereigneten Vorfall Auskunft zu geben.“ Mit einigen fernern Entschuldigungen und höflichen Versicherungen schließt der Brief, aus dem allerdings Herr von Hardenberg nicht viel klüger geworden sein wird.

Doch wir kehren zur Hauptperson zurück. Sahla war in Paris in dem Hôtel de Francfort, rue des vieux Augustins, abgetreten. Am 19. Febr. schrieb er nach Sachsen: „Mit großer Satisfaction schreibe ich diesen Brief am Ziele einer langen, oft beschwerlichen Reise, am Ziele eines hohen Wunsches u. s. w. Ich bin gestern abends [9]) 10 Uhr gesund und wohlbehalten in Paris angelangt, und zwar auf die wohlfeilste und angenehmste Art von der Welt, mit französischen Offizieren von hohem Rang und großem Beutel. Ich traf den einen in Erfurt, und erst in Strasburg bemerkte ich, daß ich ein wenig zu weit über Frankfurt hinausgereist war und eigentlich meinen christlichen Eifer hatte bestärken wollen, aber keineswegs von Austerlitz und Wagram zu träumen dachte, als ich von Leipzig ausfuhr. Meine ganze Reise ist ein Meisterstück eines irrenden Ritters, denn anstatt wie andere ehrliche Leute bei Mainz über den Rhein zu gehen, habe ich vorher das halbe weiland Heilige Römische Reich durchstreift, habe Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe und Rastadt gesehen und hoffe in wenig Tagen ganz Holland und die Niederlande in Augenschein zu nehmen, kurz noch ein paar hundert Meilen herumzukutschiren nnd in sechs Wochen zwar nicht klüger, aber doch gesünder, mein gutes Vaterland wiederzusehen u. s. w. Statt gefirmelt heimzukehren, hat mein Geist eine höchst kriegerische Richtung genommen, und ich sehe wohl ein, daß es angenehm sein muß, fliehende Feinde vor sich herzujagen. Furcht vor dem Tode kann ein vernünftiger Mensch niemals haben, denn Gott hat den Augenblick desselben genau bestimmt; ist er da, so trifft uns der Tod im Fauteuil wie auf dem Schlachtfelde. Sind wir noch nicht reif, so können wir uns ruhig in die Bajonete stürzen, wir werden doch nicht verwundet. Gewiß sind daher diejenigen die weisesten, die das Leben so schnell als möglich genießen und dann der Kugel, sie komme von der

Batterie oder sonstwoher, muthig entgegengehen. Der Glaube an den Heiland läßt uns die schönste Zukunft hoffen und im gegenwärtigen Leben folgen doch auf jeden Augenblick des Genusses fünf der Leiden. Diese prächtigen Ideen haben Sie dem Zufalle zu verdanken, daß ich früher als gewöhnlich erwacht bin, denn es ist erst 10 Uhr und ich pflege vor $10\frac{1}{2}$ nicht aufzustehen, sodann (um Ihnen mein Leben kürzlich zu berichten) ziehe ich mich an, komme gegen 12 Uhr in die Messe, besuche meine Freunde in einem ganz abscheulichen Wagen, besehe die Museen, gelange gegen 5 Uhr ins Palais-Royal, gehe daselbst bis 6 Uhr spazieren, esse zu Mittag, schwitze von 7—12 Uhr in den Theatern, gehe in den Café de l'Empire, wo ich Kaffee und Gelée zu mir nehme, komme gegen 1 Uhr zu Haus, schreibe bis um 3 Uhr und lege mich sodann zu Bett" u. s. w.

War Sahla in Frankfurt mit jugendlicher Eitelkeit und mit Uebermuth aufgetreten, nahm er in dem vorstehenden Briefe die Maske eines nur seinem Vergnügen nachgehenden Jünglings vor, so war er doch nichtsdestoweniger mit der Ausführung seines finstern Plans, den Kaiser Napoleon zu ermorden, sehr ernstlich beschäftigt. Er suchte eifrig nach einer Gelegenheit, in die Nähe des Kaisers zu gelangen. Dies bestätigt uns auch Bourrienne.[10]) Sahla brachte seine Zeit keineswegs, wie er glauben machen wollte, mit dem Besuche der Museen zu, sondern verweilte meist in der Nähe der Tuilerien, um die Zeit, wenn Napoleon dieselben verlasse, auszuspähen. Eines Tags wandelte der Kaiser in einem Salon, dessen Fenster nach dem Garten herausgingen, auf und ab und trat einigemal an das geöffnete Fenster. Sahla bereitete sich vor, auf ihn zu schießen, als ein Vorübergehender, dem er den Wunsch aussprach, Napoleon in der Nähe zu sehen, bemerkte, derselbe werde wahrscheinlich bald in den Garten kommen. Sahla wartete hierauf, allein

der Kaiser erschien nicht. Er beschloß nun jede andere sich ihm bietende Gelegenheit zu benutzen, entweder wenn Napoleon in den Wagen steige, um auf die Jagd zu fahren, oder in der Messe, oder im Théâtre français; vorzüglich im letztern glaubte er des Erfolgs sicher zu sein, wenn er von einer der kaiserlichen Loge gegenüberliegenden Loge aus auf ihn schieße, wobei er die Hand aufstützen und schnell zwei Schüsse nacheinander thun könne.

Napoleon selbst theilte dem bekannten englischen Arzt O'Meara in St.-Helena mit, Sahla sei ihm in seine Kapelle gefolgt, wohin er sich eines Festes wegen verfügt, und sei ziemlich nahe an ihn herangekommen. [11]) Zufällige Umstände oder Mangel an Entschlossenheit im entscheidenden Moment scheinen die Ausführung des Mordes behindert zu haben.

Ob Sahla in Paris nähere Verbindungen angeknüpft, und wer die Freunde, deren er in seinem Briefe gedenkt, gewesen, darüber haben wir keine Auskunft erlangt. Einem Schreiben aus Paris entnehmen wir die Notiz, daß Sahla „s'était fait remarquer dans les cafés par ses déclamations". Diese letztern müssen jedoch die Aufmerksamkeit der Polizei noch nicht auf ihn gerichtet haben, denn er ward erst nach Eingang des Schreibens des Ministers Senft von Pilsach an den Herzog von Rovigo, welches am 24. Febr. 1811 in Paris eintraf, eines Sonntags, abends 5 Uhr, arretirt. Der letztere erzählt dies in seinen Memoiren [12]) und bemerkt, einer seiner Agenten habe ihm die Durchreise eines jungen Sachsen, „qui s'appelait Wondersale", durch Frankfurt nach Paris gemeldet. Er fügt hinzu: „Je voyais bien qu'il estropiait le nom du jeune homme", und scheint sich etwas darauf zugute zu thun, daß er trotzdem aus den ihm vorgelegten Listen den wahren Namen (den ihm der Minister Senft von Pilsach, dessen der Herzog aber nicht

gedenkt, gemeldet) herausgefunden habe; der Herzog meint ihn richtig zu bezeichnen, indem er ihn wiederholt Won der Sulhn nennt.

Ein zum Theil eigenhändiger Brief des Herzogs an den Minister Senft von Pilsach vom 26. Febr. lautete wörtlich dahin:

„J'ai l'honneur de Vous accuser la réception de Votre très-importante dépêche du 18 de ce mois, qui m'est arrivée avant-hier. J'aurai à Vous remercier particulièrement, et même au nom de Sa Majesté, des soins et de l'attention que Vous avez porté dans une affaire dont l'objet est d'un si haut intérêt.

„Le sujet de la présente expédition est de prévenir Votre Excellence, que le jeune La Sahla a été interrogé le jour même de la réception de Votre lettre, et de Vous prier de vouloir bien, par une perquisition très-exacte, mais secrète, dans son domicile à Leipzig, Fleischergasse no. 302, Vous procurer tous ses papiers, ses lettres et même ses livres.

„J'envoie près de Votre Excellence, Mr. Poppe, commissaire général de Strasbourg, auquel je Vous prie de remettre où faire remettre tous les objets sous les scellés. Il assistera, si Votre Excellence le trouve convenable, à la perquisition, mais dans tous les cas, son vrai nom et sa qualité ne doivent être connus que de Vous seul.

„Votre Excellence sentira certainement combien il importe, que toute cette affaire soit traitée avec un profond secret, ainsi que tout ce qui a rapport aux révélations du jeune Rennert et au voyage de La Sahla à Paris ou plutôt à Francfort ou à Mayence; car il faut laisser croire, que La Sahla n'est allé que dans ces deux villes et n'a pas passé la dernière.

„Je désire aussi que Votre Excellence me fasse con-

naître son opinion sur l'Abbé Denneville [13]) (c'est le même qui est à Dresden) qui a converti au catholicisme La Sahla, et quelle influence ont pû exercer sur lui dans la présente circonstance soit M. Denneville, soit le confesseur de la Princesse Therèse, soit à Leipzig le Père Klein et un autre ecclésiastique qu'on appelle le Supérieur.

„Je Vous serai très-obligé, Monsieur le Baron, de me procurer dans le plus court délai les documents et les pièces ci-dessus mentionnées.

„Je prie Votre Excellence d'agréer les assurances de ma considération la plus distinguée et de mon sincère attachement; je Vous le repète, j'aurai à Vous écrire demain ou après, mais je veux Vous remercier d'abord et l'Empereur me donnera ordre de le faire officiellement, lorsqu'il aura été informé de l'importance de l'arrivée de votre courrier. J'aurai aussi à Vous écrire ce que j'aperçois dans les étudiants de Vos universités et je compte sur Votre ancienne amitié pour moi. Le Longue dine avec moi et nous causerons avec bien du plaisir de Vous" etc.

Ueber Sahla's Vernehmung in Paris liegen keine Nachrichten vor, auch in den französischen Archiven sollen, dem Vernehmen nach, dergleichen nicht vorhanden sein. Der Herzog von Rovigo, a. a. O., erwähnt, daß man bei Sahla vier Paar Pistolen und einen Dolch gefunden, daß er zur Beichte und zum Abendmahl gegangen sei. Bei der ersten Unterredung habe er „avec la candeur d'une âme qui n'était point encore souillée", seine Absicht, Napoleon zu tödten, eingestanden. Die Entschiedenheit und Ruhe, welche der Herzog an ihm wahrnahm, veranlaßt ihn zu der Bemerkung: „Il était difficile de porter plus loin que ne l'avait fait ce jeune homme, le dévouement de sa per-

sonne pour l'exécution d'un crime." Bei Bourrienne, a. a. O., finden wir ausführliche Nachrichten über eine Unterredung, welche er mit Sahla einige Tage nach seiner Arretirung hatte, bei der er, wie er angibt, die Antworten Sahla's sofort zu Papier brachte. [14]) Die Unterredung erfolgte, auf Sahla's Wunsch, mit Genehmigung Napoleon's in deutscher Sprache, obwol er des Französischen vollkommen mächtig war. Er sprach sich sehr offen aus, war vollkommen ruhig und besonnen; nur wenn er auf Deutschland zu sprechen kam, verrieth das Feuer seiner Sprache die Begeisterung für sein Vaterland, die ihn erfüllte. Er gab zunächst über seine Verhältnisse Auskunft und bemerkte dann, daß sein Haß gegen Napoleon zuerst durch eine Predigt des Oberhofpredigers Reinhard in Dresden erweckt worden sei, in welcher dieser (vor der Schlacht bei Jena) Napoleon, ohne ihn zu nennen, doch deutlich bezeichnet und mit Nero verglichen habe; die Bedrängnisse Deutschland's, die Schrift von Villers („Lettre à Madame la comtesse Fanny de Beauharnais") über die Eroberung von Lübeck, die Verbrennung der englischen Waaren in Leipzig u. s. w., hätten ihn noch mehr erbittert, der Versuch des Studenten Stapß [15]) ihn begeistert; er habe beschlossen, Napoleon zu tödten; deshalb habe er sich im Pistolenschießen geübt, deshalb sei er katholisch geworden, „parceque (erzählt Bourrienne) le Pape ayant excommunié Napoléon, le tuer devenait un acte méritoire aux yeux de Dieu et parceque je savais, qu'en me faisant catholique, je trouverais en général plus de secours chez les catholiques". Er habe sich, fuhr er fort, über das Los, das seiner warte, nicht getäuscht; er wisse, daß er beim Gelingen seines Plans sofort würde niedergestoßen worden sein, was liege aber am Leben. Auf die Frage: Ob er Mitschuldige habe? antwortete Sahla nach Bourrienne's Worten: „Je n'en connais aucun, ne m'étant ouvert de mon

dessein à personne, mais s'il plait à Dieu, le lien de vertu qui unit la jeunesse allemande dans le même amour de la liberté, me donnera des successeurs." Er schloß mit den Worten: „Ich liebe das Leben, aber ich fürchte den Tod nicht; und wenn man mir sagte, ich solle in fünf Minuten sterben, würde mir dies ganz gleichgültig sein." Bourrienne interessirte der junge Mann im höchsten Grade, er beschloß, wie er uns versichert, alles zu thun, um ihn zu retten. Er ging zum Herzog von Rovigo, stellte ihm vor, daß es offenbar viel rathsamer sei, Sahla als einen Wahnsinnigen zu behandeln, als ihn vor Gericht zu stellen, wo er das wiederholen werde, was er schon ausgesprochen habe: dies könne nur neue Attentate hervorrufen u. s. w. Daß neben Bourrienne auch der sächsische Gesandte sich auf Bitten der Mutter Sahla's für ihn verwendet, erzählte Sahla selbst später dem Minister von Stein. [16])

Der Herzog von Rovigo erstattete an den Kaiser Vortrag und dieser ließ auf den Rand desselben folgende Entschließung niederschreiben: [17])

„Il ne faut point ébruiter cette affaire, afin de n'être point obligé de la finir avec éclat. L'âge du jeune homme est son excuse; on n'est pas criminel d'aussi bonne heure, lorsqu'on n'est pas né dans le crime. Dans quelques années, il pensera autrement, et on serait aux regrets, d'avoir immolé un étourdi et plongé une famille estimable dans un deuil qui aurait toujours quelque chose de déshonorant.

„Mettez-le à Vincennes, faites lui donner les soins, dont il paraît que sa tête a besoin, donnez-lui des livres, faites écrire à la famille et laissez faire le temps; parlez de cela avec l'archi-chancelier, qui est un bon conseil."

Es war gewiß nicht eine Napoleon's steinernem Herzen

fremde Milde, welche diese Worte Herrn von Menneval in die Feder dictirte, ihn des Jünglings Leben schonen ließ: er wußte wohl, daß Beispiele, wie es Sahla gegeben, ansteckend wirken, er erkannte, daß es klüger sei, das Attentat in Geheimniß zu hüllen, als Sahla durch die Kugel zum Märtyrer zu machen.

Bourrienne bemerkt deshalb: „L'empereur a depuis reconnu la prudence de la conduite, que l'on avait tenue à l'égard de la Sahla, lorsqu'il dit, à Ste.-Hélène, en parlant des conspirations qui ont menacé sa vie: J'ai soigneusement caché toutes celles que j'ai pu."

Der sächsische Gesandte scheint von dem Ergebnisse der Befragung Sahla's nicht speciell in Kenntniß gesetzt worden zu sein, er schrieb unter dem 3. März 1811 nur, daß der Kaiser über das „empressement" des sächsischen Ministeriums „a témoigné beaucoup de satisfaction" und daß Napoleon, als er von der Sache in Kenntniß gesetzt worden, ausgerufen habe: „Voyez-vous la loyauté de ces gens là!" Ueber Sahla sagte der Gesandte: „On lui a trouvé des idées exaltées du genre le plus sinistre contre les gouvernements. Il n'a donné aucune marque de folie, mais à l'âge de 19 ans il a déjà paru assez dangereux, pour être probablement enfermé le reste de sa vie."

Am 8. März kam der vom Herzog von Rovigo bezeichnete Poppe, der den Befehl erhalten hatte: „d'être parti de Strasbourg une heure après la réception de cet ordre", unter dem Namen eines Herrn von Streng in Dresden an. Kaum angelangt, schrieb er an den Minister Senft von Pilsach: „J'arrive à l'instant chargé de dépêches pressées de Paris pour Votre Excellence, que je ne dois remettre qu'à Elle seule. Mes instructions portent que je ne dois être connu que d'Elle. Je supplie

donc Votre Excellence d'avoir la bonté de me faire prendre par un homme de confiance qui m'introduise directement auprès d'Elle, sans que je sois obligé de m'annoncer à des intermédiaires."

Das Ergebniß der mündlichen Berathungen des Ministers mit dem französischen Polizeibeamten, die noch in der Nacht des 8. März und am folgenden Tage stattfanden, war, daß letzterer mit dem Hofrath N. gemeinschaftlich weitere Erörterungen in Leipzig veranstalten solle. Beide trafen in der Nacht des 9. März in Meißen zusammen und setzten ihre Reise nach Leipzig fort, wo sie am 10. März eintrafen. Sie kamen überein, daß Poppe, unter Beibehaltung des Namens von Streng, als ein weitläufiger Verwandter und alter Bekannter der Familie Sahla's auftreten solle. In dem Quartier Sahla's wurden durch einen Schlosser sämmtliche Behältnisse geöffnet; alle vorgefundenen Papiere ging Poppe durch, und schied diejenigen, welche ihm erheblich schienen, aus: wir finden in dem Verzeichniß derselben (die Schriften selbst wurden nach Paris geschickt) unter andern „un sermon de M. Reinhard", wahrscheinlich die Predigt, deren Sahla gegen Bourrienne gedachte. Auch eine Anzahl Bücher nahm Poppe in Beschlag; unter ihnen Luther's Katechismus und drei Bibeln, in deutscher, lateinischer und französischer Sprache. Dem Student Rennert, den Hofrath N. zu sich rufen ließ, ward der französische Polizeibeamte als ein Vetter Sahla's vorgestellt; er ertheilte alle Auskunft, die er zu geben im Stande war. „Wir baten ihn", erzählte der Hofrath N., „zum Mittagsessen, während dessen aber die Fortsetzung der Unterredung über den Hauptgegenstand geflissentlich vermieden wurde, um Rennert auf keine Weise zu einigem Verdacht über die hohe Wichtigkeit der Mission zu veranlassen. Auch ist dieses so gut gelungen, daß wir

ihn in der größten Unbefangenheit nach Tische entließen." Mit vieler Mühe ward der Chaisenträger ausgemittelt, der Sahla's Effecten, in denen man noch etwas zu finden hoffte, weggeschafft hatte. Er wußte sich der Sache nicht mehr genau zu erinnern und erst nach vielem Umherirren fand er den Trödler auf, an den Sahla seine Sachen verkauft hatte. Allein dieselben waren bereits in andere Hände übergegangen und ein Paar Nankinbeinkleider und ein E. v. d. S. gezeichnetes Hemde, der ganze übriggebliebene Bestand, vermochten allerdings keine Verdachtsgründe gegen etwaige Complicen Sahla's an die Hand zu geben. Einige Briefe, welche mit der Post an die katholischen Geistlichen und den Kaufmann Sala in Leipzig angekommen waren, und die vom Postamt, erhaltener Anweisung gemäß, abgeliefert und eröffnet wurden, enthielten durchaus nichts Verfängliches. Poppe schrieb nun an den Großherzog von Frankfurt, um zu veranlassen, daß bei dem Kaufmann Brentano Nachsuchung gehalten werde, und ebenso an Mr. Charlot, „commandant de la gendarmerie au corps d'armée commandé par le Prince d'Eckmuhl", nach Hamburg, um nähere Erkundigung über den angeblichen Kaufmann Wiedersheim, der nach Hamburg gereist sein sollte, einzuziehen. Beides blieb ohne Resultat. Auch die Befragung des Pater Superior Haberler, sowie des Abbé Klein, denen Poppe, in einem Nebenzimmer versteckt, als Ohrenzeuge beiwohnte, führten auf keine weitern Ergebnisse. Klein stellte jede Mitwissenschaft um Sahla's Absicht, nach Paris zu gehen, in Abrede, und verwies auf Haberler, der mehr von der Sache wissen werde. Dies scheint allerdings der Fall gewesen zu sein; aber Haberler, obwol ihn Hofrath N. als einen „anscheinend offenen Mann" bezeichnet, war auf seiner Hut. Er sagte zwar: „Ich bin über die Reise nach Paris bestürzt und kann versichern, daß ich davon nicht

eine Silbe gewußt habe, ob ich schon sein Beichtvater bin", gerieth aber während der Unterredung in „ein auffälliges Zittern". Die Mittheilung, daß Sahla in Paris arretirt sei, machte dagegen auf ihn, wie es in der Relation heißt, „nicht den Effect der Ueberraschung, er bemerkte nur, daß dies sehr traurig sei, und fügte unaufgefordert hinzu, vielleicht sei es die Folge unvorsichtiger politischer Reden, wofür er als Beichtvater den jungen Mann mehrmals mit den Worten gewarnt habe: Das können Sie wol hier bei mir sagen, aber öffentlich müssen Sie sich in Acht nehmen." Auffällig erscheint auch, daß er zwar das Darlehn von 200 Thlrn. an Sahla zugestand, aber dabei bemerkte: „er habe es ihm, ohne von seiner Reise unterrichtet zu sein, vorgestreckt, wolle auch gern nichts wieder haben, weil er an dem Gelde nicht hänge." Auf die Bemerkung des Hofraths N., es sei vielleicht jetzt am besten „zu sagen, man habe von der Reise nach Paris gewußt und Sahla sei blos zu seinem Vergnügen in Paris und an irgendeinen Bekannten dort zu schreiben und diesen zu bitten, sich für den jungen Mann zu verwenden", erwiderte Haberler, „daß jeder, der sich für den jungen von Sahla interessire, eine Mitwissenschaft ganz ableugnen müsse". Der Vorschlag, an jemand in Paris zu schreiben, schien ihm dagegen räthlich, und er nannte als seinen intimsten Bekannten den Abbé Baruel, „an den er aber nicht schreiben könne, um ihn nicht zu compromittiren, da Baruel schon einmal der Regierung suspect gewesen sei". Er fügte hinzu: „Wir wissen weiter nichts und wenn selbst Napoleon, denn wer kann diesem widerstehen, einen von uns arretiren ließe."

Es scheint hiernach allerdings, daß der Pater Superior Haberler, wenn auch nicht vollständige Kenntniß von Sahla's Absichten gehabt, doch denselben nicht ganz fremd ge-

wesen.[18]) Diese Vermuthung theilte man anscheinend auch in Dresden. Haberler ward, nachdem Hofrath N. und Poppe zurückgekehrt, nach Dresden berufen und in Gegenwart des Ministers Senft von Pilsach und Poppe's vom Hofrath N. am 18. März nochmals befragt, blieb aber lediglich bei seinen frühern Angaben stehen. Entweder erschien der hochbejahrte Greis dem französischen Polizeibeamten nicht gefährlich, oder er wollte nicht durch weiteres Verfahren in der Sache Aufsehen erregen, welches er zu vermeiden hatte; er beantragte keine weitern Maßregeln gegen Haberler, die auch unterblieben.

Poppe, von dem der Hofrath N. bemerkte: „Mr. de Streng m'a paru un homme de beaucoup de capacité et routiné dans son métier, cependant j'ai observé, qu'il est un peu bavard et épris de ses mérites", faßte einen ausführlichen Rapport über die allerdings wenig erfolgreiche Vollziehung seines Auftrags ab und reiste mit der Ueberzeugung nach Paris ab, daß seine ursprüngliche Vermuthung, als sei man in Sachsen wenig geneigt, der Sache auf den Grund zu gehen, unbegründet gewesen. Sein Incognito wollte er auch dem französischen Gesandten zu Dresden, Herr von Bourgoing, gegenüber festhalten, an dem er vorüberzuschlüpfen suchte, als er ihm in dem Vorzimmer des Ministers Senft von Pilsach begegnete; der Gesandte erkannte ihn aber.

Der Minister Senft von Pilsach meldete gleichzeitig mit Poppe's Abreise dem Herzog von Rovigo, was man in Sachsen gethan, und bemerkte dabei: „Votre Excellence y verra, que toutes nos recherches ont abouti à écarter entièrement la supposition d'un projet concerté entre plusieurs personnes ou ayant des ramifications quelconques", eine Ansicht, die wir, nach dem, was früher bemerkt worden, nicht zu theilen vermögen. Der

Herzog von Rovigo antwortete auf die Mittheilung des Ministers: „J'ai l'honneur de remercier Votre Excellence de la lettre du 22 Mars, qui m'a été envoyée par M. Popp avec toutes les pièces qu'elle mentionne. J'ai mis sous les yeux de Sa Majesté l'Empereur tout ce travail avec ses importants résultats et Sa Majesté en a témoigné sa satisfaction particulière dont je me plais, Monsieur le Baron, à vous transmettre les témoignages. Mon opinion est fixée sur la personne du jeune la Sahla comme sur toutes les circonstances de son projet et de son caractère et de la maladie de son esprit, sur ce qui a pû alimenter et aigrir ses dispositions. Votre Excellence en a sans doute démêlé le principe dans certaines impressions de famille, qui ont ensuite été exaltées par des vociférations de parti, par des pamphlets et par une certaine effervescence d'opinion, que tout gouvernement sage doit s'appliquer à calmer avec le même soin, que l'ennemi apporte à l'exciter. Mais j'éprouve une véritable satisfaction à annoncer à Votre Excellence, que dans tout ce que j'ai pénétré des sentiments de ce malheureux, il n'y a pas une seule nuance d'esprit saxon; tout se rapporte à des idées générales et vagues sur l'Allemagne, ou particulièrement sur des états étrangers anx intérêts de la Saxe."

Soviel Mühe man sich gegeben hatte, um die ganze Angelegenheit in Geheimniß zu hüllen, so war dies doch keineswegs gelungen. Der sächsische Gesandte in Paris schrieb deshalb: „L'affaire n'était rien moins qu'un secret, puisque tout Paris en parlait, et qu'on est venu me tirer par le pan de l'habit chez Mr. le Duc de Frioul et ailleurs, pour me demander, quel Saxon venait d'être passé par les armes. J'ai répondu de mon mieux en niant le fait et j'ai réussi à faire tomber tous les pro-

pos." Auch George Sand („Histoire de ma vie") gedenkt des Ereignisses als eines damals bekannten.

Sahla ward nach Vincennes gebracht, nachdem, wie man sagt, Napoleon ihn zweimal, jedoch unbemerkt von dem Gefangenen, betrachtet hatte. Im Kerker zu Vincennes, jedoch nach dem Befehle des Kaisers mild behandelt, saß er bis Ende März 1814, wo man ihn, wie Bourrienne (a. a. O., S. 362) erzählt, nach Saumur abführte.

Nach Napoleon's Sturz im April 1814 ward Sahla auf Anordnung des Kaisers von Rußland, an den seine Mutter sich gewandt hatte, in Freiheit gesetzt und suchte, nach Bourrienne's Angabe (a. a. O., S. 362), diesen selbst in Paris auf, umarmte ihn, außer sich vor Freude, das durch offenen Kampf erreicht zu sehen, was er nur durch Mord geglaubt hatte erringen zu können: die Befreiung Deutschlands vom fremden Joche. Auch den Minister von Stein besuchte er, und theilte ihm seine Schicksale mit. [19]) Im Mai 1814 betrat er wieder sein Vaterland.

Sahla übernahm nach seiner Rückkehr die Bewirthschaftung seines Guts und lebte daselbst in Zurückgezogenheit. Aufforderungen, die ihm zugingen, etwas über sein Schicksal zu veröffentlichen, lehnte er ab. Eine kurze Niederschrift von ihm, überschrieben: „Aufsatz auf Anfragen und Andeutungen deutscher Zeitschriften. Sohland den 22. September 1814", besagt deshalb: „Meine Geschichte eignet sich nicht zum Druck. Meine persönlichen Verhältnisse, meine Jugend haben mich verhindert, die französische Polizei gehörig zu durchschauen" u. s. w. Es entging aber der Beobachtung seiner Umgebungen nicht, daß eine innere Unruhe, deren Motive er verschwieg, ihn quälte. Es ist bekannt, daß der Befreiungskrieg in Deutschland mannichfache Wünsche und Hoffnungen erregt hatte, deren Vereitelung, insbesondere auch bei der für Freiheit begeisterten

Jugend lebhafte Misstimmung erregte. War sich auch die Mehrzahl der Unzufriedenen über ihre Absichten unklar, waren die Parteien auch unter sich über ein gemeinsames Ziel ihres Strebens keineswegs einverstanden, darüber war doch nur eine Stimme, daß es anders werden solle, aber über das Wie? das durch Wen? war man damals so wenig einig, als jemals in Deutschland früher oder später. Ein sehr wahres Wort, das auch auf unsere Zeiten Anwendung leidet, ist enthalten in einem Urtheil, welches wir als „das judicium eines vornehmen Mannes“, aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges bezeichnet, aufgefunden haben, und das also lautet: „Germaniam quod attinet, est libertatis pulchrum depositum: sed paucis ea cura, sua quisque agunt. Invitos si liberos facere velis, jam non facies liberos, quia libertas est facere quod velis ipse, non quod alii volunt.“ Der Uebersetzung können wir uns füglich überheben, sie ist, wenn auch nicht gerade wörtlich, in dem Goethe'schen Gedichte enthalten:

> Die Deutschen sind ein gutes Geschlecht,
> Ein jeder sagt, will nur was recht!
> Recht aber soll vorzüglich heißen,
> Was ich und meine Gevattern preisen,
> Das übrige ist ein weitläufig Ding,
> Das schätz' ich lieber gleich gering.

Bei einem Sachsen mußte insbesondere das Verfahren gegen den geliebten König und das diesem und dem Lande drohende Schicksal, Erbitterung und gerechten Kummer erwecken. Natürlich, daß die geheime Verbindung, der Sahla sich verschworen hatte, diese Zustände auszubeuten suchte. Sahla erhielt öfters Briefe, deren Inhalt er verschwieg, die aber seine innere Unruhe vermehrten; Unbekannte suchten ihn auf, mit denen er geheime Unterredungen hielt.

Der Wiener Congreß, der über Deutschlands Zukunft entscheiden sollte, war am 1. Nov. 1814 eröffnet worden. Eines Abends, es soll im Januar 1815 gewesen sein, erschien ein der Familie Sahla's von Person bekannter Mann, ein Bilderhändler, in Sohland: eine Dienerin, die zufällig Zeugin seines Zusammentreffens mit Sahla war, erzählte, er habe letzterm eine Ansicht von Wörlitz gezeigt und dabei einige Worte in einer fremden, wahrscheinlich in französischer Sprache gesagt, die Sahla sichtbar in große Aufregung versetzt hätten. Zweifelsohne überbrachte er eine Ladung der Obern des Geheimbundes: Sahla stand keinen Augenblick an, ihr, unter Hintansetzung seiner eigenen Interessen zu gehorchen. Er benutzte die nächste Nacht, um den Verkauf mehrerer Grundstücke abzuschließen und die Käufer durch Bewilligung für sie sehr günstiger Bedingungen zur sofortigen Auszahlung des Kaufpreises zu bestimmen. So erlangte er einige tausend Thaler und reiste damit schleunigst nach Wien ab. Ueber den eigentlichen Zweck der plötzlichen Reise ruht ein Schleier; was wir darüber gedruckt gefunden, sind unverbürgte Gerüchte. Bourrienne erzählt, jedoch wie wir zu seiner Rechtfertigung erwähnen müssen, nur als eine Sage, die er selbst für sehr problematisch erklärt, Sahla habe bei seiner spätern Arretirung in Paris (deren wir noch zu gedenken haben) Beweise dafür beigebracht, daß der Minister von Stein ihn, als er nach Wien gekommen, habe verführen wollen, den bairischen Minister, Grafen von Montgelas, zu vergiften, worüber Fürst von Metternich, als er davon Kenntniß erhalten, empört gewesen sei. Ein Mann wie der edle Stein hätte in der That nicht nöthig gehabt, sich gegen eine so vage Beschuldigung eines abscheulichen Verbrechens zu vertheidigen: er fühlte sich aber tief verletzt, verlangte Widerruf von Bourrienne, der diesen auch zusagte, und ver-

öffentlichte selbst eine ausführliche Rechtfertigung, in der er u. a. sagte, er habe Sahla nie anders gesehen, als bei dem Besuche, den er ihm im Frühjahre 1815 in Paris gemacht habe. Auch der Fürst von Metternich stellte in einem Briefe an Herrn von Gagern jede Bekanntschaft mit Sahla in Abrede. Das Nähere hierüber ist in dem mehrfach erwähnten Werke von Pertz („Das Leben des Ministers Frhr. von Stein", 6. Band, zweite Hälfte, S. 881 fg.), zu lesen.[20])

Andere Angaben finden wir bei Dorow („Erlebtes aus den Jahren 1813—20", I, 121; II, 59) und in den „Memoiren des preußischen Generals der Infanterie, Ludwig von Reiche" (herausgegeben von L. von Weltzien, Leipzig 1857, II, 149). Beide erzählen, Sahla habe ein Attentat gegen den König von Preußen beabsichtigt, in der Meinung, die Theilung Sachsens dadurch zu verhindern. Reiche sagt: „Ein noch lebender Graf Roß, Verwandter des würdigen Bischofs Roß in Berlin, befand sich zu der angegebenen Zeit in Wien, wo auch der junge Sahla sich aufhielt und sich dem Grafen anschloß, der so glücklich war, ihm das Geheimniß abzulocken. Graf Roß, welcher Zutritt bei dem Fürsten Hardenberg hatte, der preußischer Bevollmächtigter beim Congresse war, setzte diesen von dem verbrecherischen Unternehmen in Kenntniß, es übernehmend, das Attentat durch Sahla's Entfernung von Wien, sowie alle fernern Versuche von dieser Seite zu verhindern. Es war eine schwere Verantwortung, welche Graf Roß übernahm, ohne daß er irgendeine Gewährleistung für die Folgen geben konnte. Nichtsdestoweniger ging der Fürst Hardenberg darauf ein und es gelang, das Unglück auf die bezeichnete Art im Keime zu ersticken." Mit dieser Erzählung, von der Reiche bemerkt, daß er sie aus dem Munde des Bischofs Roß habe, stimmen Dorow's ausführliche, ihm von

dem Grafen von Roß selbst gemachte Mittheilungen überein, zu deren Beleg er auch einen Brief des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg an den gedachten Grafen wiedergibt. Auch Napoleon bemerkte, nach der Relation O'Meara's [21]) a. a. O., Aehnliches. Wir können daher an der Richtigkeit dieser Thatsachen füglich nicht zweifeln, glauben aber nicht, daß der ebenso wahnsinnige als empörende Anschlag von Sahla selbst ausging: den Tendenzen der Obern des mehrgedachten geheimen Bundes, soweit wir sie in ihrer weitern Entwickelung haben verfolgen können, würde er allerdings nicht fern gelegen haben; in jenen mögen wir daher die Anstifter suchen.

Immittelst änderten sich aber, während Sahla in Wien verweilte, plötzlich die Verhältnisse. Napoleon kehrte von der Insel Elba zurück, im Siegesfluge zog er am 20. März 1815 in Paris ein. Ein blutiger Krieg zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes mußte wieder ausbrechen. Bourrienne (a. a. O., X, 352) versichert, Fouché habe den Herrn de M... nach Wien geschickt mit der Botschaft: „Ne faites pas la guerre, nous vous déferons de cet homme-là." Der Congreß faßte seinerseits unter dem 13. März 1815 den Beschluß: „daß Napoleon Bonaparte sich außer den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen gesetzt und als Feind und Störer des Friedens der Welt der öffentlichen Rache überliefert habe." [22])

Diese Aechtung ward am 14. März 1815 veröffentlicht. Sahla war sofort bereit, sich zum Vollstrecker dieses Beschlusses aufzuwerfen; er reiste, nachdem er sein Gut seiner Schwester verkauft, von Wien ab, in der festen Absicht, einen zweiten Versuch, Napoleon zu tödten, zu unternehmen und zwar diesmal mit Knallsilber.

Bourrienne (a. a. O., S. 361 fg.) erzählt nach angeblichen Aussagen Sahla's, die jener Schriftsteller vertreten

mag, er habe dem Fürsten von Hardenberg seine Absicht entdeckt, sei von diesem belobt und aufgemuntert, auch an Blücher adressirt worden, um ihm den Weg nach Frankreich zu öffnen; er habe letztern in Namur getroffen, von dem Chef des Generalstabs einen Paß und die Adresse eines Kaufmanns in Namur, bei dem er Knallsilber erhalten könne, empfangen: diesem habe Sahla vier Unzen gekauft und sei damit nach Paris gegangen. Daß er bei seiner Reise dahin Unterstützung in Kreisen fand, die ihm, wenn man keine Ahnung von seinen Absichten gehabt, sie nicht gebilligt hätte, schwerlich zu Theil würde geworden sein, ist allerdings kaum zu bezweifeln, wird auch durch von Reiche's „Memoiren" bestätigt. Dieser erzählt: „Eines Tags meldete sich ein Mann, nach seiner Angabe ein niederländischer Militär, bei Ziethen mit der Anzeige, er sei in Begleitung eines jungen Menschen aus Lüttich gereist, der etwas Besonderes im Schilde zu führen scheine; auch habe er Präparate von Knallsilber bei sich, wovon ein Theil unterwegs im Wagen explodirt sei. Gleich darauf fand sich der bezeichnete junge Mann selbst ein, der sich für einen Baron Sahla aus Sachsen ausgab und dem General Ziethen seine Absicht anvertraute, Napoleon aus der Welt zu schaffen, und dadurch die Menschheit von einem Ungeheuer zu befreien, weshalb er bäte, daß er durch unsere Vorposten ungehindert passiren dürfe. Der General versagte ihm dies mit der Andeutung, daß er nicht Lust habe, zu einem solchen Attentat seine Hand zu bieten. Er reiste darauf zurück, kam aber 24 Stunden nachher wieder, einen mit Bleistift geschriebenen Zettel vorzeigend, wonach der General Ziethen ihm den Durchlaß nicht länger vorenthalten konnte. Andern Tags lief durch Kundschafter die Anzeige ein, wonach in Florennes, einem feindlichen Hauptposten, ein angeblich polnischer General angekommen sei, um nach

Paris zu gehen und Napoleon seine Dienste anzubieten. Er habe eine sehr reich gestickte Uniform angehabt, und seinem Aeußern nach müsse er von vornehmer Herkunft sein."

Ob Sahla sich dieser Maske bedient hat, oder ob die von den Kundschaftern bezeichnete Person eine andere gewesen, bleibt zweifelhaft; gewiß aber ist, daß Sahla mit einem Paß und einem Quantum Knallsilber versehen, in Paris anlangte. Unklar erscheint es allerdings, wie ein preußischer Paß ihm den Aufenthalt in Paris ermöglichen konnte, wo die Polizei schwerlich eine solche Legitimation des Mannes, der Napoleon schon einmal nach dem Leben getrachtet hatte, respectirt haben würde. Jedenfalls muß er aber in Paris irgendeine Bürgschaft, welche man für genügend erachtet hat, geleistet haben, denn er blieb in Freiheit. Ein Artikel des „Journal de Paris" vom 8. Juni 1815 erzählt, Sahla habe früher Frankreich mit seinem Hasse verfolgt, aber jetzt „depuis que la Saxe a passé sous le joug du congrès de Vienne", sei er nach Paris gekommen, um dem Kriegsministerium zerstörende Erfindungen anzubieten; eine Büchse mit Knallsilber, die er mitgebracht, habe acht Tage lang im Bureau des Ministeriums gelegen. Hiermit stimmen in der Hauptsache Bourrienne's Angaben überein, der noch beifügt, Sahla habe über die Stärke der Truppen der Alliirten u. s. w. schätzbare Nachrichten mitgetheilt. Er setzt aber hinzu, es sei möglich, daß in den Protokollen der Polizei, auf denen seine Angaben beruhten, sich „inexactitudes" finden könnten, und sagt selbst: „Le projet de Sahla reste obscur pour moi." Es erscheint uns allerdings nicht unwahrscheinlich, daß jene Angaben theilweise begründet sind. Wollte Sahla seinen Plan ausführen, so mußte er nothwendig die pariser Polizei täuschen, und er hat dabei, wie der Erfolg lehrte, ein geeignetes Mittel ergriffen. Die Möglichkeit, daß er sein Vaterland

verrathen, wirklich seine Dienste Napoleon zur Bekämpfung der Alliirten habe anbieten wollen, liegt seinem ganzen Wesen so fern, daß wir sie zurückweisen müßten, auch wenn uns nicht die Beweise geliefert worden wären, daß er entschieden in der Absicht, Napoleon zu ermorden, nach Paris gegangen. Je vollständiger es aber Sahla gelungen, die französischen Behörden irre zu führen, um so mehr lag es in deren Interesse, später, als sie dies inne wurden, jede Spur daran zu verwischen und das eigentliche Sachverhältniß dem Publikum vorzuenthalten.

Sahla sollte aber auch bei seinem zweiten Versuche nicht zum Ziele gelangen. Er war schon einige Zeit in Paris, ohne Gelegenheit zu finden, sich Napoleon zu nähern; in welcher Weise er von seinem Knallsilber Gebrauch machen wollte, ist nicht zu ersehen. Bourrienne deutet an, er habe damit den Kaiser mit dem Corps législatif in die Luft sprengen wollen. Dazu würde es mindestens eines größern Quantums bedurft haben, als er besessen zu haben scheint. In der Ueberzeugung, daß er selbst, wenn es ihm auch gelingen sollte, Napoleon zu tödten, dabei als Opfer fallen werde, hatte er seine letzten Wünsche in einem Aufsatze niedergelegt, den er vertrauter Hand übergeben. Er sagte darin unter andern: „Bitte, die ich wage, gleichsam als meine letzte; sie besteht darin, daß die preußische Regierung unter jeden Verhältnissen, wenn mein Plan gelingt und ich dabei umkomme, Befreiung meiner überdies von der Heerstraße entlegenen Güter von Einquartierung bewirkt.“ In der That ein sehr bescheidener Wunsch eines Mannes, der in den schönsten Jahren seines Lebens dieses seinem Vaterlande zum Opfer zu bringen im Begriff war.

Das Knallsilber, das Sahla immer bei sich trug, um jede sich darbietende Gelegenheit benutzen zu können, führte jedoch sein Verderben herbei. Die Angabe, die wir in den

„Memoiren“ des Generals von Reiche finden, Sahla habe bei Napoleon Zutritt erlangt, sei aber beim Eintreten in den Salon ins Stolpern gekommen, worauf augenblicklich durch das Zerplatzen einer Art Höllenmaschine eine heftige Explosion stattgefunden, die ihm einen Schenkel zerschmettert und ihn außerdem übel zugerichtet, ist irrig. Die richtigen Angaben über Sahla's Unfall enthält das „Journal de Paris“ vom 7. Juni 1815. Es sagt: „Une violente rumeur a eu lieu hier auprès du corps législatif. Un Saxon, agé d'environ 28 ans, qu'on dit appartenir à une famille de marque, avait dans la poche environ 4 onces d'argent fulminant, il s'était fait conduire en voiture près du palais du corps législatif, il est d'abord entré dans la salle, en est sorti peu après et à quelque distance de là, le pied lui a glissé. Une de ses cuisses ayant porté sur le paquet d'argent fulminant, il en est résulté une violente détonation, qui lui a déchiré son habit, son pantalon et plus que cela encore, de manière à rendre cet homme vraiment hideux. Il a été conduit en cet état à la préfecture de police, où cette affaire s'éclaircira; le même homme a été arrêté à Paris, il y a cinq ans, où il avait fait alors des aveux, qui rendent sa conduite actuelle très-suspecte.“

Das „Journal de Francfort“, Nr. 168, vom 17. Juni 1815, gibt diesen Artikel wieder. Das nächste Blatt des „Journal de Paris“ enthält dagegen, unter Anführung des Namens Sahla's, die von uns bereits mitgetheilten Notizen über seine angeblichen Plane, bezeichnet aber mit keinem Worte, daß er Napoleon nach dem Leben getrachtet habe. Diesen letztern Artikel finden wir im „Journal de Francfort“ nicht wieder.

Der Unglückliche war durch die Explosion furchtbar verletzt und entstellt; im Blute schwimmend ward er in das

Gefängniß La Force gebracht und dort, wie ein Brief besagt, in einem unterirdischen Kerker festgehalten, bis ihn der Einzug der Alliirten in Paris befreite. Seine Wunden waren immittelst einigermaßen geheilt, allein er war ohne Kleider, ohne alle Hülfsmtttel. Von dem Fürsten von Hardenberg und dem preußischen Geheimen Staatsrath Justus v. Gruner erhielt er Vorschüsse, welche seitens der Familie später zurückerstattet wurden.

Am 5. Aug. 1815 nahm er ein Bad in der Seine; plötzlich stürzte er sich in die Fluten. Er ward zwar denselben noch lebend entrissen, aber im Zustande der höchsten Erschöpfung nach der Charité gebracht, wo er einige Tage blieb, bis es möglich war, ihn in seine Wohnung zu schaffen. Ueber seine letzten Augenblicke erzählt ein Brief Folgendes: „Er war in den letzten Tagen seines Lebens sehr zufrieden; er konnte wenig genießen und das Bett nicht mehr verlassen, dennoch blieb er immer heiter, sanft und ruhig, theilnehmend und herzlich; obgleich schon lange überzeugt, daß er fertig sei zu der großen Reise, so beschäftigte sich doch seine Phantasie stets mit neuen Plänen, und alles ging ihm nicht rasch und kräftig genug, wofür er sich interessirte. In der Nacht vom 27. — 28. Aug. fühlte er den herannahenden Tod, verlangte den folgenden Morgen noch den Priester und das Abendmahl, und verschied wenige Stunden, nachdem er dieses genossen. Ich trat um 11 Uhr bei ihm ein, als soeben sein Auge gebrochen war. Sein Arzt (der bekannte Dr. Koreff) erklärte seine Krankheit für das heftigste hektische Fieber, das er jemals behandelt; drei Tage hat er ohne allen Puls gelebt. Gott gebe ihm dort den Frieden, den er hier nicht finden konnte.“ Ein Wunsch, den gewiß unsere Leser mit uns theilen!

Die sächsische Gesandtschaft, bei welcher über Sahla's Schicksal Erkundigung eingezogen ward, bestätigte nur mit

den wenigen Worten seinen Tod: „M. de Sahla, dont V. E. a voulu connaître le sort, est mort le 28 Août de cette année-ci, d'après une lettre officielle de Mr. Justus Gruner, datée de hier."

Sein Todtenschein gelangte an seine Familie; alle Nachforschungen aber, die man später seitens seiner Freunde nach seinem Grabe veranstaltet hat, waren vergeblich; niemand wußte anzugeben, wo seine Asche ruht! Dorow [23]) war bei seiner Beerdigung, über welche er sagt: „Einfach und würdig brachten wir ihn zur Ruhe"; er bezeichnet aber den Beerdigungsplatz, deren Paris bekanntlich außer dem Kirchhof des Père La Chaise mehrere hat, nicht näher.

Der Rath Schlosser schrieb über Sahla an den Minister von Stein [24]), er habe ihn in Wien bei Herrn von Schlegel kennen gelernt als einen exaltirten, höchst reizbaren, in phantastischen Träumen lebenden und jedes unbedeutende Wort im Sinne seiner phantastischen Träume aufgreifenden und misverstehenden, Mitleid einflößenden Menschen. Stein selbst sagt [25]): „Die Nachrichten, die ich über den jungen Mann bei seiner Familie eingezogen, schildern ihn als gut, aber schwach, phantastisch, reizbar, voll Verlangen seinen Namen berühmt zu machen, ohne die Kräfte dazu zu besitzen." Mögen wir diese Charakterschilderungen in der Hauptsache als richtig anzuerkennen haben, so vermissen wir doch in ihnen die Hervorhebung der Sahla durchdringenden Begeisterung für sein Vaterland und dessen Freiheit. Wir werden den Fanatismus beklagen, der ihn verblendete, der ihn zu Mitteln greifen ließ, die wir verabscheuen; doch können wir ihm das Mitleiden nicht versagen, welches selbst dem Wahne, wenn er aus ursprünglich edler Quelle stammt, nicht entzogen werden mag.

Graf von Roß rühmte auch an ihm seine Uneigennützigkeit, und wie sehr dieser von der Ueberzeugung seiner

persönlichen Ehrenhaftigkeit durchdrungen war, beweist der Umstand, daß er auf Sahla's mit seinem Ehrenwort bekräftigtes Versprechen hin, daß er dem König von Preußen nicht nach dem Leben trachten wolle, die Bürgschaft dafür, daß der König ferner nicht gefährdet sei, übernahm. [26])

Bemerken wollen wir übrigens noch, daß Dorow [27]) Sahla als Calatravaritter bezeichnet; über den Eintritt Sahla's in diesen ursprünglich geistlichen spanischen Orden nach Cistercienserregel [28]), haben wir etwas Näheres nicht gefunden.

Das Geschlecht, dem er angehörte, erlosch mit ihm im Mannsstamme.

Seine Mutter überlebte ihn noch beinahe 40 Jahre. Sie starb nach der Todesanzeige, welche die „Leipziger Zeitung" vom Jahre 1854, S. 3288, enthält, 86 Jahre alt, zu Herrnhut am 29. Juni 1854.

Anmerkungen.

---

1) Der Tugendbund entstand erst später im Jahre 1808 in Königsberg (Pertz, Leben des Ministers Freiherrn von Stein, Bd. VI, 2. Hälfte, S. 1235, Note 33); er ist mit dem Geheimbunde, dessen wir hier gedenken, nicht zu verwechseln.

2) So nannte ihn der Königlich sächsische Hof- und Staatskalender aus den Jahren 1803—13, während wir ihn sonst mit dem Namen „Heberlé" bezeichnet finden.

3) Der Königlich sächsische Hof- und Staatskalender auf das Jahr 1812 enthält S. 62 seinen Namen; in dem auf das Jahr 1813 steht er nicht mehr.

4) Der König von Rom ward am 20. März 1811 geboren.

5) Dem Minister von Stein erzählte Sahla, er habe seine Mutter durch einen unmittelbar vor seiner Abreise nach Paris auf die Post gegebenen Brief von seinem Vorhaben unterrichtet (vgl. Pertz, Leben des Ministers Freiherrn von Stein, Bd. VI, 2. Hälfte, S. 1235, Note 29), was aber entschieden nicht begründet ist.

6) Der Staatsrath und Weihbischof von Collborn.

7) Anscheinend ein Buch desselben unter dem Titel: „Lettre à Madame la comtesse Fanny de Beauharnais."

8) Gottlieb Albrecht Karl von Hardenberg war der Bruder des unter dem Namen Novalis bekannten Dichters; er hat selbst unter dem Namen Rostorf einiges geschrieben. Er starb im Jahre 1813.

9) Er scheint schon einige Tage früher in Paris angekommen zu sein.

10) Mémoires sur Napoléon, VIII, 355 fg.

11) O'Meara, Napoleon in der Verbannung, deutsch von Schott, II, 36 fg. Schneidawind, Die Attentate auf das Leben Napoleon's, Art. II, in den Jahrbüchern der Geschichte und Politik, herausgegeben von Bülau (1845), I, 348.

12) Mémoires du Duc de Rovigo (Paris 1828), V, 100.

13) Wir begegnen diesem Namen blos in diesem Schreiben und in einem Verzeichnisse der unter Sahla's Effecten aufgefundenen Briefe. Pater Franz Anton Denneville, ein emigrirter französischer Geistlicher, war zuerst in Leipzig, später in Dresden als Hofprediger angestellt.

14) Bourrienne's Mittheilung hierüber trägt an sich das Gepräge der Wahrheit und ihre Glaubwürdigkeit wird noch dadurch bestätigt, daß Sahla selbst dem Minister von Stein später den Vorgang in Uebereinstimmung mit Bourrienne's Angaben erzählte (vgl. Pertz, Leben des Ministers Freiherrn von Stein, Bd. VI, 2. Hälfte, S. 900).

15) Der bekanntlich Napoleon in Schönbrunn ermorden wollte. „A ce nom", sagt Bourrienne, „sa figure s'anima, il avait l'air d'un illuminé."

16) Pertz, Leben des Ministers Freiherrn von Stein, Bd. VI, 2. Hälfte, S. 1235, Note 29.

17) Mémoires du Duc de Rovigo, V, 102.

18) Der Herzog von Rovigo (Mémoires, V, 99) bringt Sahla's Attentat in directe Verbindung mit den damaligen Streitigkeiten Napoleon's mit dem Papste und den gegen katholische Geistliche ergriffenen Maßregeln; er bezeichnet es als „un exemple etc., qui est arrivé précisément à la suite de cette affaire."

19) Pertz, a. a. O., Bd. VI, 2. Hälfte, S. 900.

20) Vgl. auch Bran, Minerva, J. 21, Bd. 2, Heft 3, und Abth. 2, 1858, S. 26.

21) Napoleon in der Verbannung; deutsch von F. Schott (Dresden 1822), II, 36 fg.

22) Klüber, Acten des Wiener Congresses, Bd. I, Heft 4, S. 52.

23) Erlebtes, I, 161.

24) Pertz, a. a. O., Bd. VI, 2. Hälfte, S. 892.

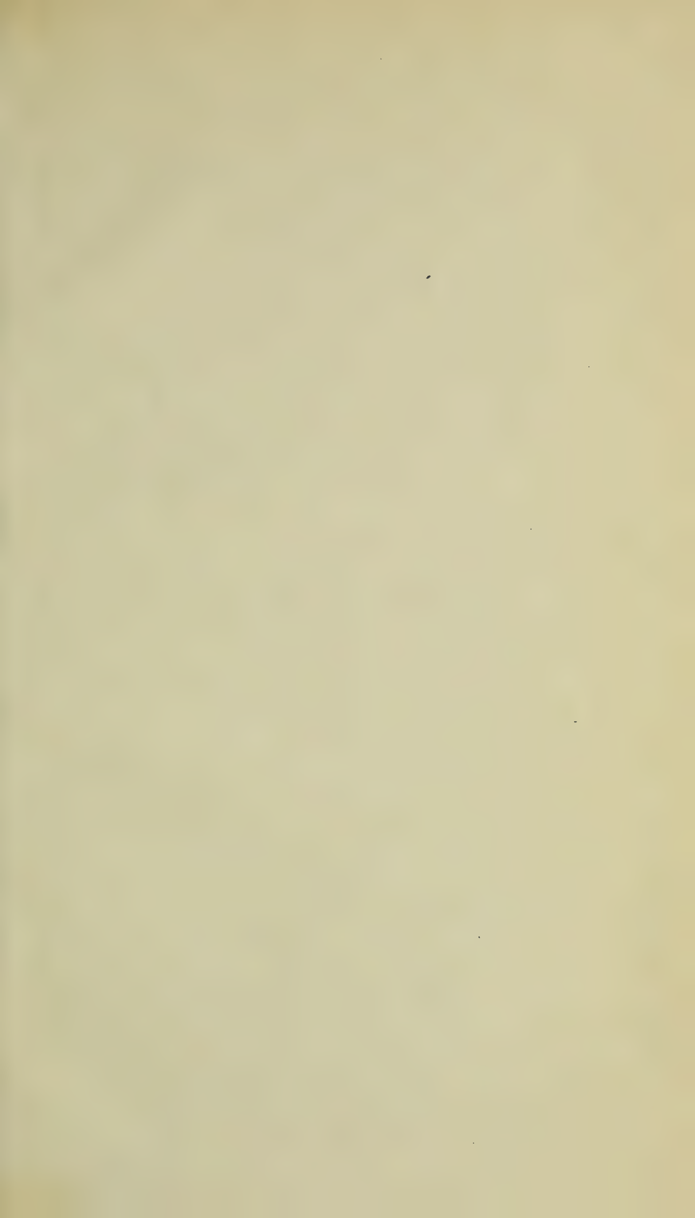
25) Pertz, a. a. O., S. 899.

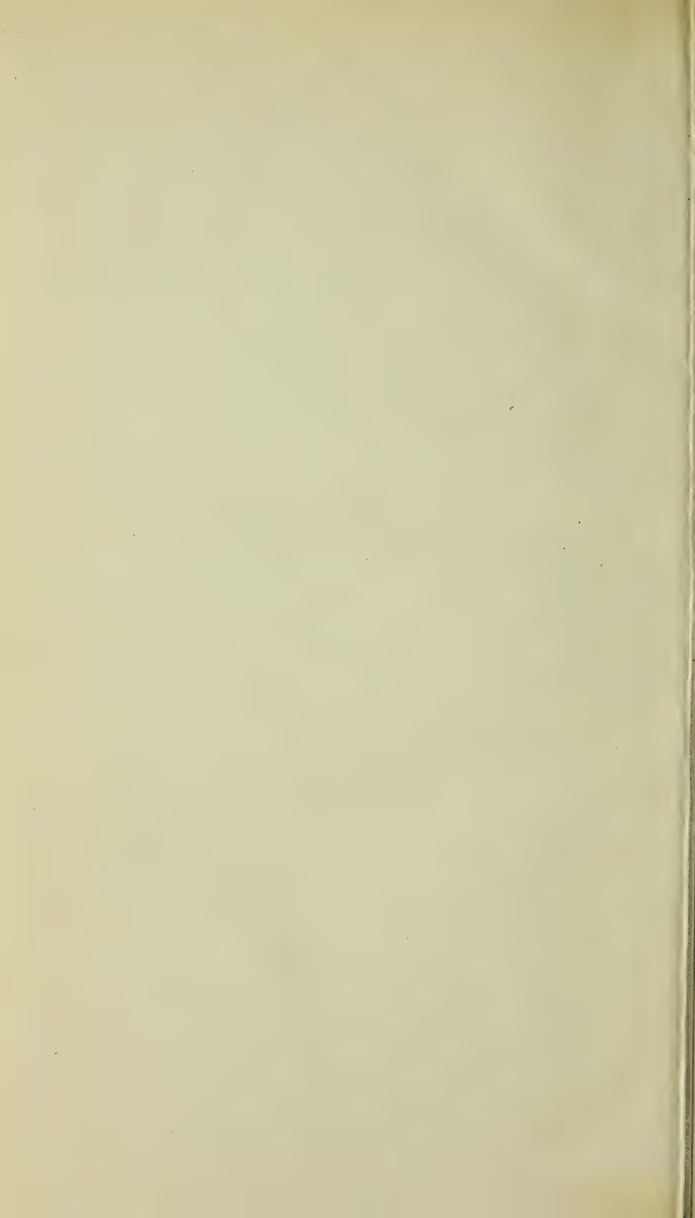
26) Dorow, a. a. O., II, 67 fg. Reiche, a. a. O.

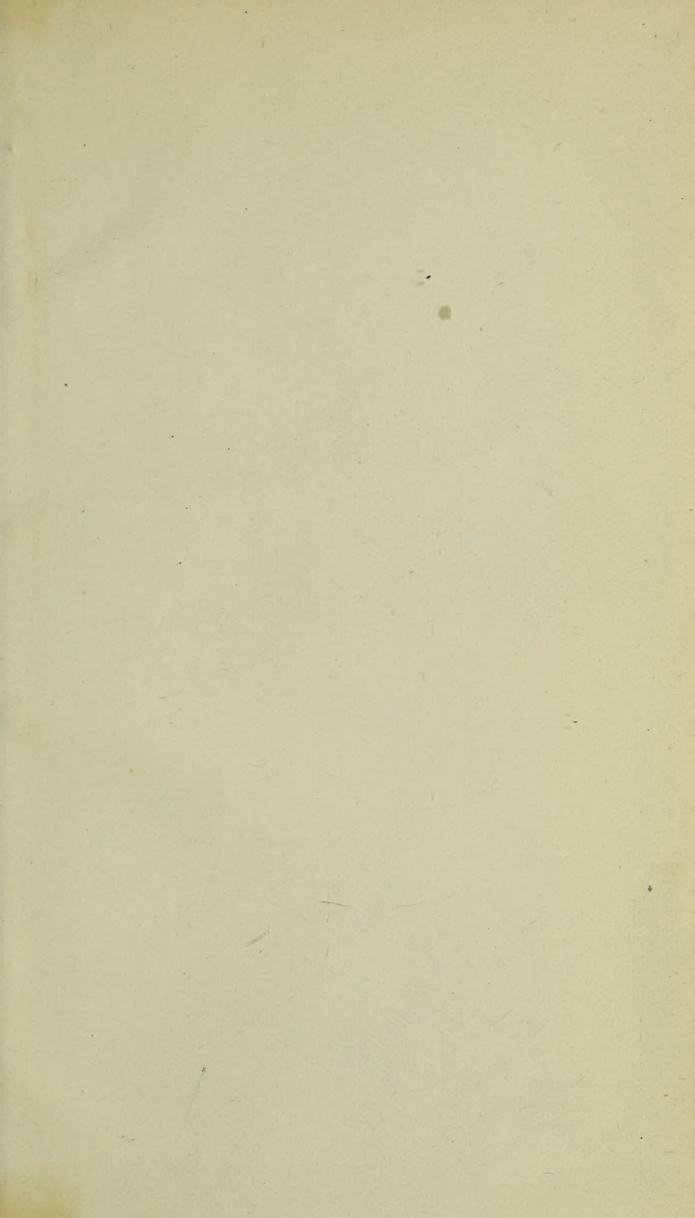
27) A. a. O., II', 57, 61.

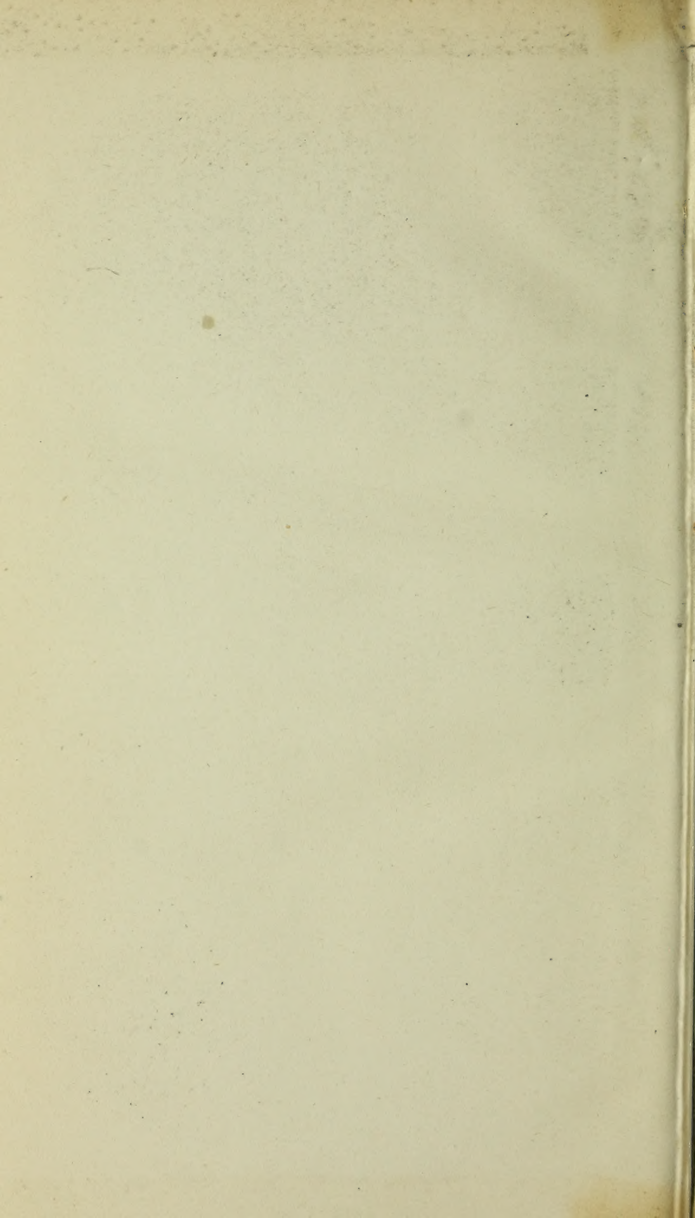
28) Im Jahre 1158 erhielten die Cistercienser Calatrava, wo bald darauf der Orden gleiches Namens gestiftet ward. Wilcke, Geschichte des Ordens der Tempelherren (Halle 1860), S. 70.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.










CoLibrì
COVER SYSTEM ®
Made in Italy


03-11 MIN
8 032919 990075
www.colibrisystem.com

